

11-C-264

Deutschlands Schicksalsjahre

Der Weg in den Krieg
Von Paul Seelhoff

11-C-264

DEUTSCHLANDS SCHICKSALSJAHRE

in 7 Bänden

Der Weg in den Krieg
Von Paul Seelhoff



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Der Weg in den Krieg

Von

Paul Seelhoff



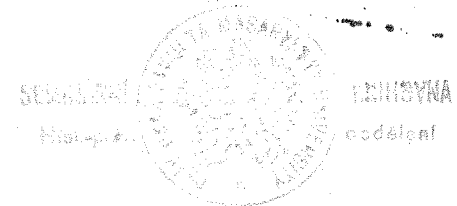
Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Koupl	
Dare	rev.
v	
Inv	36.824
Sig	

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA
PRÁVNICKÉ FAKULTY UJEP
STARÝ FOND 0664
 Č. inv.:

INHALT

	Seite
Der Krieg nach dem Krieg	8
Der kranke Mann, Europa und der Krieg	23
Der Theatergeneral	36
Vieh, Silber und Gold	56
Die Vereinigten Staaten von Europa . . .	76
Die Bucht der Träume	91
Der Kampf um die Tür	106
Der Bär, der Stein und die Fliege	116
Der Freiwillige des Volkes	136
Das Fest der Rosen und der Disteln . . .	146
Der Paria Europas	164
Der Weg im Nebel	190
Der Landsknecht, der muß reiten	238
Gespräche in Paris	251
Die Schule der Weisheit	261



Dunkel und verworren sind die Wege, die von 1870 bis heute durch Europas Diplomatenstuben, durch seine Kongreßsäle und über seine Schlachtfelder führen. Sie beginnen in Versailles und enden in Versailles.

So dunkel und verworren sind diese Wege, daß selbst die Kundigen und Weggewohnten oftmals nur mit großer Mühe ihrem Lauf zu folgen vermögen.

Zuweilen lösen sich aber aus dem sonst so undurchsichtigen Nebel und dem krausen Gewirr der Linien und Wege einzelne Bilder. Sie sind nicht heiter und voll frohen Lebens. Ehrliches Streben zum Guten, viel teuflisches Wollen und noch viel mehr tragisches Geschick ist ihr Inhalt. Wie dem Wanderer, der durch das Gebirge geht, durch den Nebel Bilder sich zeigen, die ihm erscheinen und wohl schnell vergehen, ihn aber doch die Landschaft in ihrer grandiosen Gestalt ahnen lassen, also lassen diese Bilder, die sich hier und da im Nebel des europäischen Geschehens bieten, das feste Band spüren, das einen jeden von uns mit seinem Volk und dem Erdteil verbindet, auf dem er lebt.

Der Krieg nach dem Krieg.

„So lange Straßburg ein Ausfalltor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann.“

Das waren die Sorgen, die König Wilhelm von Württemberg während des Krimkrieges zu dem preußischen Bundesgesandten von Bismarck äußerte.

Diese schwere Sorge war auch siebzehn Jahre später noch da, als Straßburg und Metz, ja Paris, gefallen waren.

Sie ist niemals wieder gewichen, selbst nicht in den Jahren vom Frankfurter Frieden bis zum August 1914.

In jenen Jahren schlief sie nur, sie war nicht tot.

Da war aber auch noch eine andere Sorge. Sie stand ganz drohend und gewaltig auf vor den Verantwortlichen, als man im deutschen Land die Glocken von Turm zu Turm frohlocken ließ im Jubelsturm, des dritten Napoleons Sturz laut tönend verkündend. Der Mann im Volk, der Soldat am Biwackfeuer konnten die ungeheure Sorge, die riesengroße Gefahr, die sich jetzt erhob, nicht erkennen.

Das war ganz unmöglich.

Es wird sogar behauptet, daß die Gefahr in ihren ganzen schrecklichen Ausmaßen auch unter den Führenden nur von einem Manne gesehen worden sei, vom alten Kaiser Wilhelm.

Es wird wohl auch so sein. Er hatte noch die Erinnerung an die schweren Jahre 1814/15.

Ein Krieg ging im September 1870 zu Ende. Ein neuer, schwererer begann.

Das Ungeheuer Krieg steckte jetzt greifend, zerrend, saugend seine unheimlichen Polypenarme über das französische Land, die Massen unwiderstehlich zu blind begeisterten, wütenden Volksheren zusammenziehend. Jedermann unter den Lebenden weiß, welch ein Unglück es ist, wenn das Rasen der apokalyptischen Reiter Millionenvölker ergreift.

Die Reiter schonen nicht Weib, nicht Kind, nicht Greis, nicht Korn, nicht Land.

Man erinnere sich des Aufrufs, den Jules Favres am 6. September 1870 in die hochgärenden französischen Volksmassen hineinschleuderte. Kein Stein der französischen Festungen, kein Zollbreit Landes sollte den Siegern preisgegeben werden!

Das war eine Sprache, die unpolitisch, unklug, hohl und ohne jede Verbindung mit den tatsächlichen Vorgängen war. Und doch hat dieser Aufruf eine ungeheure Wirkung im französischen Volke gehabt.

Seltsamer Wandel der Dinge!

War es nicht jener gleiche Jules Favre, der bereits am 28. Januar 1871 die Waffenstillstandskonvention mit den Deutschen unterzeichnete? Wie war das möglich?

Jules Favre ist ohne Zweifel ein Mann gewesen, der sich von seinem Gefühl, oftmals wohl unbewußt, leiten ließ. Als er wegen der Übergabe in Versailles verhandeln wollte, da hätte er gewiß am Morgen auf dem Wege dorthin nicht zugegeben, daß er am nächsten Tag schon mit den unterzeichneten Bedingungen des allgemeinen Waffenstillstandes zurückkehren würde. Er hatte nicht mit der Kunst des Verhandlungsgegners gerechnet, jenes klugen Unterhändlers, der biegsam wie eine Gerte und hart wie Stahl sein konnte.

War es nur der heiße Wunsch, seine Volkstümlichkeit als Parteimann nicht einzubüßen, als er in diesen Verhandlungen Bismarck das Zugeständnis abrang, daß die Nationalgarde ihre Waffen behalten durfte? Oder hatte dieser impulsive Mann, der im Grunde gar kein Politiker war, sich in dem Gedanken festgefahren, eine ihm ergebene Prätorianertruppe sich zu schaffen? Bismarck, der auch in diesen heiklen Dingen, bewaffnete Volksgarden sind für einen Staatsführer allemal unerquickliche Dinge, praktische Kenntnisse hatte, warnte seinen Gegner aus ehrlichem, offenem Herzen vor diesem unüberlegten Schritt.

Umsonst.

Als nachher Jules Favre den Tag des Waffenstillstandes als den glücklichsten Tag seines Lebens pries, weil es ihm gelungen sei, die Nationalgarde vor der Entwaffnung zu bewahren, mußte er sich die Antwort des klugen Generals Vinoy gefallen lassen, daß

der schönste Tag seines Lebens wahrscheinlich der schlimmste Tag Frankreichs sei.

Oder hat Jules Favre doch allzu ehrgeizig und mit Besorgnis an jenen Mann gedacht, an Gambetta, den Diktator von Bordeaux, der jetzt mit einem an Wahnsinn grenzenden Elan die Massen an sich riß?

*

Bismarck zeigte sich nun als Meister aller Staatskunst. Er regierte jetzt nicht nur Deutschland und die deutschen Stämme, er regierte und leitete auch Frankreich.

Einundzwanzig Tage gab der Waffenstillstand Frankreich Zeit. Daß die Armee Bourbakis vorläufig von ihm noch ausgeschlossen war, tat wenig zur Sache. Die einundzwanzig Tage gaben dem französischen Volk Gelegenheit, die Wahlen zur Nationalversammlung zu erledigen. Damit schuf sich Bismarck in Frankreich ein Instrument, mit dem er bindend verhandeln konnte. Zudem rechnete er: mochte das Ungeheuer Krieg jetzt auch die Massen mit höllischer Kraft an sich reißen, im Grunde war das französische Volk doch schon jetzt gegen diesen Krieg, der ein Krieg des gestürzten Napoleon war. Das war allen offensichtlich. Selbst den Feinden Bismarcks, die noch immer behaupteten, er hätte die Emser Depesche gefälscht. Bismarck sah, daß der französische Kleinbauer, der Kleinrentner Ruhe und Frieden haben wollten, ja, daß die stärksten Kriegshetzer auf der Linken zu finden waren.

So mußte es kommen, wie es kam. Die Wahlen zur Nationalversammlung geschahen letzten Endes doch unter dem Ruf: Krieg oder Frieden.

Bismarck, für den es keinen Franzosen zuviel gab, dem gar nichts daran lag, Frankreich zum Weißbluten zu bringen, dem nur daran lag, dem geschlagenen Frankreich so schnell wie möglich die früher geachtete Stellung im Rat der Völker wiederzugeben, damit es ehrlich instand gesetzt werde, Verträge abzuschließen, diese Verträge auch zu halten und seine Verpflichtungen erfüllen zu können, wußte genau, was er tat. Wenn er jetzt unsichtbar und von den meisten unbemerkt mit ungewollter Hilfe Jules Favres auch noch die Regierung Frankreichs in die Hand nahm, so tat er das mit vollem Bewußtsein der ungeheuren Pflicht und Verantwortung, die er damit auf sich lud.

Das war die gewaltige Größe dieses Mannes, nach innerer Pflicht zu handeln, gleich, ob ihm ganz allein, wie nach der Krönung im Spiegelsaal zu Versailles, kaiserlicher Dank und Handdruck verwehrt wurden.

Nun, Gambetta machte es Jules Favre leicht, sich zu behaupten. Das zeigt ganz deutlich sein Wahlauftruf vom 2. Februar, der bestimmte, daß alle früheren Offiziere, Beamte, Würdenträger des kaiserlichen Frankreichs von der passiven Wahl ausgeschlossen seien! Aber auch ein Tollkopf wie Gambetta mußte schließlich einsehen, daß man mit derartigen Lächerlichkeiten nur Eindruck machen kann bei anderen Tollköpfen.

Zudem hatte Gambetta mit seinem Aufruf von Bordeaux nicht damit gerechnet, daß in Wirklichkeit ja nicht Jules Favre, sondern ein anderer die Regierung Frankreichs in Händen hielt.

Der antwortete auch umgehend mit einem nicht mißzuverstehenden grimmigen Gegenhieb. Wenn die französische Regierung nicht umgehend die Zurücknahme des Aufrufes Gambettas erzwingen würde, wären mit sofortiger Wirkung die Bedingungen des Waffenstillstandes hinfällig und die Feindseligkeiten würden sofort auf allen Fronten aufs Neue beginnen! Das half.

Im übrigen hielten sich aber die Deutschen auf Weisung ihres klugen Führers in den dreiunddreißig Departements, die von ihnen besetzt waren, absolut neutral, ließen überall die Wahlvorgänge ungestört, mischten sich nirgends in diese rein französische Angelegenheit.

Das ausgehungerte Paris wählte ganz links.

Also Krieg!

Krieg gegen die deutschen Horden bis aufs Messer!

Das übrige Land wählte fast durchweg den Frieden. An dem Pariser Wahlergebnis hatte auch die Tatsache nichts geändert, daß die Deutschen die Eisenbahnlinien, die quer durch ihre Fronten nach Paris schnitten, möglichst freigemacht hatten zum Lebensmitteltransport für die Hauptstadt. Es lag den Deutschen gar nichts daran, das französische Volk hungern zu lassen.

*

Die Nationalversammlung trat zusammen. Die Regierung der nationalen Verteidigung löste sich auf. Wohl protestierten die Abgeordneten des Elsaß und Lothringens gegen jede Abtretung ihres

Landes an Deutschland! Man nahm diesen Protest zur Kenntnis. Weiter tat man nichts. Man wußte, was kam.

Zu bedauern war der Mann, der aus den Gewählten hervorgehen mußte, das furchtbare französische Unglück zu liquidieren. Die ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe dieses Mannes lag darin, daß er nicht nur mit dem Feind verhandeln sollte, der Frankreich besetzt hielt, von der Ostgrenze bis zum Meer, nein, viel schwieriger war es ja für ihn, Herr im französischen Land, Führer des französischen Volkes, das wild gärte, zu sein.

Das Beispiel, das sich ein bis auf den Tod verwundetes Volk einen sehr alten Mann zum Führer wählt, wie es jetzt in Frankreich geschah, steht ja nicht vereinzelt da. Vierundsiebzig Jahre war Thiers alt, als er die Präsidentschaft Frankreichs übernahm. Viel half ihm in den kommenden schwierigen Monaten bei den gemäßigeren Teilen des französischen Volkes die Volkstümlichkeit, die dadurch entstanden war, daß er schon in November 1870 laut und vernehmlich zum Frieden gerufen hatte.

Zähigkeit, Ausdauer und Temperament leiteten diesen Südfranzosen sicher durch die Zeit, die angebrochen war, eine Zeit, die an Verworrenheit, Wildheit und Zerrissenheit ihresgleichen sucht. Daß er mit seiner großen Lebhaftigkeit einen starken Hang zur konservativen Staatsauffassung verband, machte ihn jetzt um so mehr geeignet, Führer des unglücklichen, zerrütteten Landes zu sein.

Man hat in Frankreich diesem ersten Präsidenten der dritten französischen Republik vielerlei vorgeworfen. Man hat später gesagt, Frankreich hätte damals noch genug Menschen gehabt, um den Krieg mit den Deutschen zu einem glorreichen Ende zu bringen. Das sind aber Behauptungen, die sich nur schwer beweisen lassen. Es sei auf das Ergebnis einer amtlichen Untersuchung hingewiesen, daß sich in dem von Jules Simon im Jahre 1878 herausgegebenen Buch „Le Gouvernement de M. Thiers“ findet. Hier-nach war immerhin noch ein Bestand von 534 000 aktiven Soldaten und 354 000 Reservisten vorhanden. Dazu kam der Jahrgang 1871, der noch nicht einberufen war, mit 332 000 Rekruten. Nun, diese Zahlen mögen richtig sein.

Wie sahen aber diese Truppen Frankreichs aus? Sie waren besiegt, ausgehungert, demoralisiert und fast ein Viertel von

ihnen wußte noch nicht einmal mit der Waffe umzugehen. Man war auch vernünftig genug, sich nicht darin zu täuschen, daß an wirklich ausgebildeten zuverlässigen Truppen höchstens noch 200 000 Mann vorhanden waren. „Fast alles übrige ist eine Verlegenheit, eine Quelle der Unordnung und kann erst in einigen Monaten Soldaten liefern, die dieses Namens würdig sind“, schrieb Thiers.

Man hat Thiers auch vorgeworfen, daß er es nicht genügend versucht habe, sich der Hilfe der Neutralen zu vergewissern. Dieser Vorwurf ist bestimmt ganz abwegig. Welcher europäische Staat wäre ernsthaft überhaupt in Frage gekommen, Deutschland den Sieg aus der Hand zu schlagen?

Schwierigkeiten drohten allerdings auch schon jetzt von den Neutralen. Es sei nur an die Einflüsse erinnert, die die Beschießung von Paris so lange hinauszuzögern wußten. In London war die Stimmung durchaus unfreundlich geworden.

Und Wien?

Gab es in Wien nicht einen sehr einflußreichen Kreis, dem fast jeder, der zu den obersten Hundert der Kaiserstadt gerechnet werden wollte, angehörte, jener Kreis, der nichts sehnlicher wünschte als einen vollen und endgültigen Sieg Frankreichs? Ist es doch später allgemein bekanntgeworden, daß sich in Wien ein Komitee aus Offizieren, Zeitungsleuten und einigen Franzosen bildete, das systematisch militärische und politische Nachrichten in Deutschland sammeln ließ, um sie umgehend nach Empfang an Gambetta nach Tours weiterzuleiten!

Es ist schwer zu sagen, wodurch die Wiener in diesen Wochen davon abgehalten wurden, „Rache für Sadowa“ zu nehmen, ob durch die Einsichtigen unter ihnen, an deren Spitze Österreichs Kanzler Graf Beust stand, ob durch den Einfluß der Magyaren oder durch die unbeirrbar Haltung Rußlands, das in dieser kritischen Zeit unbedingt Berlin an die Seite gesprungen wäre, hätte Wien zum Schlag gegen Berlin ausgeholt. Sicher ist es, daß König Wilhelm die Zurückhaltung Wiens als einen Erfolg Rußlands ansah, für den Berlin Petersburg großen Dank schulde. Er telegraphierte an Kaiser Alexander: „Nie wird Preußen vergessen, daß es Ihnen verdankt, daß der Krieg nicht äußerste Dimensionen angenommen hat! Gott segne Sie dafür!“

Schwer ist es auch, etwas über die Stellung des Kaisers Franz Joseph in jenen Tagen sagen zu wollen. Es ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß er, wenn er Aussicht auf irgendeinen Erfolg gehabt hätte, ein militärisches Vorgehen gegen Berlin zugegeben hätte. Wie es in ihm aussah, zeigt allerdings eine Äußerung, die er zu dem preußischen Gesandten General von Schweinitz in jenem Herbst, da die Welt erfüllt war vom Singen und Sagen über die deutschen Siege, tat: „Mein militärisches Herz hat sich gefreut über diese Erfolge, und ich wünsche Seiner Majestät Glück dazu; über die Sache habe ich mich nicht freuen können, und das werden Sie auch nicht von mir verlangen!“

Schließlich mußte man im deutschen Hauptquartier aber doch immer bestimmter mit der Möglichkeit der Einmischung Neutralen rechnen, wenn auch für Frankreich eine sehr große Gefahr in einer solchen Einmischung gelegen hätte. Denn Deutschland hatte es ja in der Hand, jederzeit die Feindseligkeiten gegen Frankreich wieder zu eröffnen und dem schwerkranken Gegner todbringende Wunden zu versetzen.

Es ist im Hinblick auf späteres Geschehen von außerordentlich großem Interesse, zu wissen, daß Thiers vor Aufnahme der Friedensverhandlungen bestimmt geglaubt hatte, daß der deutsche Sieger Frankreich in den Friedensbestimmungen eine Beschränkung seiner militärischen Macht auferlegen, bestimmte Zahlen, bestimmte Grenzen für Heer, Festungen und Flotte verlangen, daß man Frankreich ganz oder teilweise seiner Kolonien berauben würde!

Jedermann weiß, in welchem Maß all diese Dinge später Deutschland widerfuhren.

Nichts von alledem geschah.

Schon am 25. Februar konnte Thiers an Jules Simon schreiben, daß „die Friedensbedingungen sehr viel weniger schlecht seien, als Frankreich sie erwartet habe“!

Bismarck handelte auch in dieser Frage ganz europäisch. Sein Verhalten dem geschlagenen Frankreich gegenüber gleicht sehr der Behandlung, die er dem geschlagenen Österreich angedeihen ließ.

★

Aber auch Bismarck konnte nicht in die Zukunft sehen. Für ein paar Dörfer mit deutschen Massengräbern ließ er sich Belfort ab-

ringen. Ja, er übernahm es sogar, den Kaiser und Moltke davon zu überzeugen, daß Belfort, weniger wichtig als Metz, ruhig den Franzosen belassen werden könne. Man weiß auch, daß Moltke und mit ihm andere militärische Führer sich nur sehr schwer mit dem Verzicht auf Belfort einverstanden erklärten. Es ist bekannt, welchen Einfluß der französische Besitz von Belfort auf den Gang des Krieges 1914 bis 1918 hatte.

Da waren auch noch die geforderten fünf Milliarden! Gustav Freytag, der sich im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen befand, machte sich laut und ungestört lustig über diese „unsinnig hohe Summe“, die er „einen glänzenden Unsinn“ nannte. In London sekundierte Gladstone den Gegnern dieser Forderung, indem er die Summe auch als „unerschwinglich“ bezeichnete. Gladstone war nicht nur ein guter Politiker, er war auch kein schlechter Kaufmann. In reichlichem Maße hatte England an Frankreich Kriegsmaterial geliefert. Diese Materialsendungen waren natürlich zum allergrößten Teil noch nicht bezahlt. Gladstones Furcht, daß ihm der Schuldner durch diese fünf Milliarden abhanden kommen würde, war jedoch ganz unbegründet. Mit einer die ganze Welt verblüffenden Leichtigkeit bezahlte Frankreich die Summe.

Man darf sich darüber keiner Täuschung hingeben, daß die Abtretung der Gebiete von Elsaß und von Lothringen ein ungeheuer schwerer Schlag für Frankreich war. Gewiß, der allzeit zu scharf pointierten Witzen geneigte Finanzminister Poyer-Quertier, jener Großindustrielle aus der Normandie, der sehr bald in ein angenehmes persönliches Verhältnis zu Bismarck kam, rang dem Gewaltigen wenigstens noch einige kleinere Teile aus der Hand. So wird erzählt, daß er ihm das für die französische Industrie überaus wichtige Villerupt, an dessen industriellen Anlagen Poyer-Quertier als Hauptaktionär ganz besonders interessiert war, durch den Witz fortnahm, ob denn Bismarck ihn auch noch persönlich anektieren wolle?

Es waren schwere Tage, diese Tage der Verhandlungen des Präliminarvertrages von Versailles. Hätte man von dem furchtbaren Unglück gewußt, daß drei Wochen später über Paris hereinbrach, wäre man gewiß bei diesen Verhandlungen noch nervöser gewesen als man es trotz des Humors von Bismarck und Poyer-Quertier war.

In keiner Hauptstadt der Welt werden die Schaufenster der großen Geschäfte und der Kaffeehäuser so schnell eingeschlagen wie in Paris.

Mit dem Aufstand der Pariser Commune hatte jedoch auch Bismarck kaum gerechnet. Man hatte auf deutscher Seite geglaubt, daß es jetzt endlich mehr Ruhe geben würde. Man ließ den Dingen freieren Lauf, wenn man auch hier und da, wo es notwendig war, in scharfer Sprache etwas nachhalf, wenn die Franzosen zögerten, die von ihnen übernommenen Verpflichtungen auszuführen.

Alles schien in ruhigere, geordnetere Bahnen zurückkehren zu wollen. Daß das französische Volk im allgemeinen kriegsmüde war, war gewiß. Auch die Deutschen waren von Kälte, Nässe und Seuchen schwer heimgesucht und träumten gern von dem Ende dieses für sie so glorreichen Krieges.

In diesem Hinübergleiten zur Ruhe flammte das furchtbare Feuermal des Aufstandes der französischen Commune auf, ringsum mehr Schrecken um sich verbreitend als die fürchterlichen Schlachten der Augusttage!

Es ist nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Ursachen dieses elementar losbrechenden Aufstandes in der Verzweiflung über die Friedensbedingungen, über die nationale Schmach, über den Zusammenbruch des Vaterlandes zu suchen seien. Es ist auch nicht wahr, wenn behauptet wird, daß der Einzug der deutschen Truppen am 1. März in Paris den Aufstand der Commune entfesselt habe! Die einzige Wirkung, die dieser Einzug bei den Massen auslöste, war die, daß sie vor dem Eintreffen der Deutschen die noch in der Stadt befindlichen Geschütze zusammenschleppten und sich alle Mühe gaben, sie auf dem Montmartre vor den Feinden zu sichern. Das war rührend und naiv zugleich. Im übrigen sehnte man sich in den französischen Bürgerkreisen jetzt nur nach Ruhe. Die Nerven waren überanstrengt. „Im Grunde hatte der Pariser genug; er empfand das Bedürfnis, zu einem anderen Geschäft überzugehen . . .“ sagt Hérisson. Es liegen aber noch mehr zuverlässige Äußerungen über die Psyche des Pariser Bürgers aus jenen Tagen vor.

Gewiß, unter den Führern der Commune, die mit Mord und Brand durch die Straßen von Paris rannte, gab es auch reine Idealisten. Da war der Kapitän Rossel, der in der gleichen Nacht,

als er von dem ungeheuren Aufruhr in der Hauptstadt des Landes hörte, im Irrglauben, daß nun der große nationale Befreiungskampf siegreich entbrennen werde, seinen Posten als Offizier verließ und zu den Massen von Paris als deren stürmender Führer eilte.

Er hat lange Zeit die Truppen der Commune, wenn man sie einmal so bezeichnen will, geführt.

Er hat das mit hohem Preis bezahlt. Nach langen kriegsgerichtlichen Verhandlungen wurde er im November 1871 zum Tode verurteilt und erschossen. Er, der mit heißer Liebe an seinem Volk hing, der schon wußte, daß er diese Liebe zu dem Volke mit dem Tode bezahlen mußte, und der dieses Volk der Straßen und Gassen von Paris kennengelernt hatte wie das nur irgend möglich war, dieser Mann äußerte doch kurz vor seinem Tode, daß die Herrschaft der besitzenden Klassen mit allen ihren Fehlern doch der Herrschaft der Massen in dem Zustand, in dem er sie fand, vorzuziehen sei.

Der Kapitän Rossel hat ein sehr hartes Schicksal erlitten. Vielleicht noch härter war es für ihn, der an die Massen glaubte und sie inbrünstig liebte, diesen Glauben selbst zerschlagen zu müssen.

Es ist schwer, die Internationale für schuldig an dem Aufstand von 1871 zu erklären. Gewiß, es rächte sich jetzt, daß Paris von jeher Zufluchtsort aller möglichen Unzufriedener aus aller Herren Länder gewesen war. Daß diese Elemente in dem fürchterlichen Morden und den schrecklichen Straßenkämpfen, die unter dem Schlagwort Freiheit und Gleichheit geführt wurden, nicht abseits standen, ist erklärlich. Es läßt sich aber bestimmt keine einheitliche Leitung feststellen, die internationalen oder sozialistischen Einflüssen unterstand. Allerdings kann auch nicht bestritten werden, daß die notwendig gewordenen sozialen Maßnahmen, wie Mietszinsnachlaß, Arbeitslosenunterstützung, Brotverteilung und ähnliche Dinge die sozialistische Gesinnung in den Pariser Massen förderten, so wie sie damals in ihnen vorhanden war und wie sie damals in Paris verstanden wurde von jenen Leuten, die glaubten, der Menschheit einen Dienst leisten zu können, wenn sie sich in Gegensatz zu ihrem eigenen, aus tausend Wunden blutenden Staat stellten.

Wahrscheinlich werden sich die letzten Ursachen für diese furchtbare Pariser Revolte niemals feststellen lassen. Sicherlich liegen

sie aber tief zu unterst vergraben im Wesen des französischen Blusenmannes, stark verschattet in den Kellern, Löchern und Höhlen des Montmartre-Viertels und seiner Menschen. Man kann wohl Bücher und Dramen über die französische Revolution von 1789 schreiben, man kann sich wohl schürfend mit den Ursachen der fürchterlichen Vorgänge der französischen Revolution von 1848 beschäftigen, man kann wohl versuchen, die letzten Ursachen zum Aufstand und zum Wüten der Commune von 1871, des dumpfen Tobens in den Pariser Straßen von 1916 und 1917, des Revolutionsabends von 1927, deren äußerliche Auslösung die Hinrichtung der Kommunisten Sacco und Vanzetti in Amerika waren, aller Welt verständlich zu machen. Niemals wird das aber ganz gelingen. Man steht den Ausbrüchen revolutionärer Leidenschaften der unterirdischen Schichten der großen Stadt an der Seine in der neuesten Zeit genau so ratlos gegenüber wie den Pariser Blutnächten des Mittelalters.

Das Grauen überkommt den Betrachter, läßt er die Pariser Zustände von 1870 und 1871 vor seinem inneren Auge neu entstehen. Wäre es der Regierung nicht im letzten Augenblick gelungen, wenigstens den größten Teil der müßiggehenden entwaffneten Armee von 250 000 Mann aus dem Hexenkessel herauszuziehen, so wäre die Katastrophe ganz unübersehbar geworden. Furchtbar rächte sich jetzt Favres Eigenwille, der Nationalgarde die Waffen zu belassen. Waffen in Händen von undisziplinierten, halb ausgebildeten Soldaten sind schlimmer als Waffen in Kinderhänden. Als es in den Pariser Straßen bekannt wurde, daß die Mehrheit der vom französischen Volk gewählten Nationalversammlung stark rechts stände, also bürgerlich gesinnt war und den Krieg beendet sehen wollte, da war es den Führern des Aufstandes ein leichtes, die Flammen himmelhoch lodern zu lassen.

Die Republik ist bedroht!

Das war die Parole, mit der die müden Massen aufs Neue zusammengeschweißt wurden.

Die „Fédération républicaine de la garde nationale“ wurde gegründet. Das war das „revolutionäre Zentralkomitee“, dem keine andere Aufgabe zugewiesen war als die, das parlamentarische System zugunsten der Commune zu zerschlagen. Wenn man bedenkt, daß die Nationalgarde jetzt 215 Bataillone zählte,

und daß in ihren Händen nahezu eine halbe Million von gebrauchsfertigen Gewehren sich befand, so muß man diesen Zustand als nicht nur für die französische Regierung unbehaglich erkennen.

Auch der deutsche Sieger stand Gewehr bei Fuß.

Drei Wochen, bevor der Führer der Nationalgarde, der General Clément Thomas auf grauenvollste Weise ermordet wurde, wogte die erste rote Fahne, seit 1848 nicht mehr gesehen, durch Paris.

Die Anarchie beginnt.

Victor Hugo, Gambetta, Garibaldi, Louis Blanc, die Abgeordneten von Paris, zum Teil erprobte Revolutionsstürmer, werden mit Pfeifen in der Nationalversammlung empfangen. Man verlegt den Sitz dieses Parlamentes von Paris nach Versailles. Die Wut der Pariser steigt ins Ungemessene. Die Nationalversammlung versucht, den Parisern, den an sich schon recht hoch gehängten Brotkorb noch höher zu hängen. Alle Mietsstundungen werden als hinfällig erklärt, die Ausgabe der Brotrationen unterbleibt, die Nationalgarde erhält keine Unterstützungen mehr.

*

Thiers stand in diesen furchtbaren Wochen unbeirrt am Steuer des Staatsschiffes. Als er sah, daß es zunächst nicht möglich war, mit militärischer Macht gegen die Rasenden vorzugehen, zog er klug auch die letzten Reste des Heeres aus Paris zurück. Er überließ die Stadt ihrer eigenen Wut. Er, der drei Revolutionen erlebt hatte, zuletzt die September-Revolution von 1870, er kannte sich aus in jenen unheimlichen Kräften, die in jedem lebendigen Volk immer wieder von unten aufsteigen. Mit fast beispielloser Zähigkeit sammelte der alte Mann unter den schwierigsten Verhältnissen, während der Sieger im Land stand, in Versailles eine Armee, um sie endlich, endlich, erst gegen Ende des Monats April, gegen die eigene Hauptstadt einsetzen zu können.

Die Beschießung der Seinestadt durch die französischen Kanonen war hart und außerordentlich anhaltend. Und doch fiel das erste Fort, das Fort Issy, erst nach fünfzehn Tagen der Beschießung, am 9. Mai, und erst in den letzten Tagen des Maimonats gelang es dem General MacMahon, seine Truppen in die Stadt zu werfen! Und das war auch nur durch einen Handstreich möglich, zu dem den Truppen aus dem Innern der Stadt heraus Hilfe wurde.

Die Monate des schrecklichen Aufstandes, die Wochen der furchtbaren Beschießung waren aber nur ein sanftes Vorspiel gegen das, was ihnen folgte.

Fast zehn Tage wütete der Straßenkampf, Mann gegen Mann, in Paris! Das waren nicht mehr Deutsche gegen Franzosen. Das war kein Kampf Volk gegen Volk. Das war ein Kampf von Brüdern gegen Brüder.

Dieser Kampf war der schlimmste und blutigste des ganzen schweren Krieges.

Die Kämpfe spielten sich unter den Augen des deutschen Heeres ab, das vor Paris lag. Es war für die deutschen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen standen, selbstverständlich, daß sie in diesem furchtbaren Ringen strengste Neutralität bewahrten.

*

Als das Morden in Paris nachließ, begann auch die Blutwelle, die fast über ganz Frankreich dahingebraust war, endlich zurückzuebben.

Die Verhandlungen in Brüssel gingen ihren Gang, wenn sie auch zuweilen schwierig wurden. Wollte es aber einmal gar nicht weitergehen, hob Bismarck grimmig drohend die Pranke.

Inzwischen bekam das schwerheimgesuchte Frankreich neue Sorgen. In Algier flammte der Eingeborenen-Aufstand auf. Gallien geriet in Nordafrika in große Not. Da bekam es von Deutschland die Erlaubnis, dort zwanzigtausend Kriegsgefangene, die Deutschland freiließ, bewaffnet einzusetzen! Wann hat je ein Sieger derart gehandelt?

*

Es ist schon so, wie Bismarck einmal gesagt hat, daß es in den letzten zweihundert Jahren in Deutschland fast keine Generation gegeben habe, die nicht wenigstens einmal gegen Frankreich hat in das Feld rücken müssen. Am 2. Mai 1871 sagte er: „Solange Straßburg ein Ausfalltor für eine stets waffenbereite Armee von 100 000 bis 150 000 Mann ist, bleibt Deutschland in der Lage, nicht rechtzeitig mit ebenso starken Streitkräften am Oberrhein eintreten zu können.“ Man darf auch einen anderen Ausspruch Bismarcks nicht vergessen. Als er bei den äußerst schwierigen Kapitulationsverhandlungen von Sedan gefragt wurde, warum er

der französischen Armee so außerordentlich schwere Bedingungen auferlege, da war seine Antwort, daß sonst Deutschland in spätestens fünf Jahren denselben furchtbaren Kampf mit Frankreich auszukämpfen haben würde. . .

*

Paris blieb bis zum Jahre 1876 unter dem Belagerungszustand, den die französische Regierung verhängt hatte. Als der Straßenkampf, der voller Schrecken war, zwischen den Männern der Commune und den Soldaten MacMahons am 21. Mai 1871 begann, war am Tage zuvor der Frieden zwischen Deutschland und Frankreich ratifiziert worden.

*

Am Jahrestag der Schlacht von Sedan 1883 schrieb die englische „Pall Mall Gazette“:

„Eine Suprematie, wie sie Deutschland genießt, fast ohne Vorgang an sich, ist noch einziger in der Art, wie sie ausgeübt wird. Weder England nach Waterloo, noch Frankreich nach Solferino, noch Kaiser Nikolaus nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes übten einen ähnlichen Einfluß aus. Die meisten Männer, die in den Traditionen der Lehre vom europäischen Gleichgewicht aufgewachsen sind, würden es für unmöglich erklärt haben, daß eine so ungeheure Autorität in die Hände einer einzelnen Regierung gelegt werden konnte, ohne ernsten Nachteil für den Frieden, die Unabhängigkeit und das allgemeine Wohlergehen Europas. Jedoch, nach dreizehnjähriger Erfahrung der neuen Lage kann kein unparteiischer Beobachter in Frage stellen, daß das deutsche Übergewicht im ganzen das gesündeste Element in der europäischen Lage gewesen sei. Die deutsche Politik hat gelegentlich Irrtümer begangen, denn Deutsche sind sterblich wie andere Menschen, aber im ganzen hat Europa das Vorhandensein dieser großen friedlichen Kraft in seinem Zentrum zum Vorteil gereicht, und, wenn es gewiß wäre, daß dieselbe in Zukunft mit der halben Weisheit und Zurückhaltung wie bisher gehandhabt werden würde, so würden nur wenige Männer außerhalb des engen Kreises französischer Politiker nicht geneigt sein, esto perpetua! zu sagen. Eine so ungeheure Macht ist selten so gut angewendet worden. . .“

So sagte die „Pall Mall Gazette“ im Jahre 1883.

Später sagte sie anders.

Das vielgeprüfte Europa ist zur Ruhe gekommen. Deutschland führt es und führt es gut. Bismarck verfolgt nur das eine Ziel, in Gerechtigkeit und Würde mit den übrigen maßgebenden Regierungen die europäischen Dinge zu gestalten. Das gelingt ihm aber auch nur dadurch, daß er in stiller Übereinstimmung mit den anderen Mächten Frankreich so weit wie möglich von den Dingen Europas fernhält.

So bekam der Erdteil Ruhe und Sammlung. Nur in einer Ecke, der Wetterecke, schwelt und glimmt es noch immer. Auf dem Balkan sind der Blutgeruch und die Rauchschwaden des Krimkrieges noch immer nicht abgezogen. Balkan, Türkei und Meerengenfrage sind drei Magazine, in denen sich neuer gefährlicher Zündstoff sammelt. Der schlimme Balkankrieg des Jahres 1878 zwischen Rußland und der Türkei bringt den Diktatfrieden von San Stefano.

Das Ende der Türkei scheint gekommen zu sein. Rußland diktierte ihren Untergang. Verfliegen ist da die Ruhe Europas, verschwunden aller Wille zum Frieden. England und Österreich rüsten mit aller Kraft zum Krieg gegen Petersburg. Europa wird viel Blut trinken müssen.

In der höchsten Not greift der Meister ein. Der Berliner Kongreß rettet Europa. Des Giganten kundige Finger ordnen noch einmal das Gewirr von Neid, Haß, Habsucht, Gier und Rachsucht, die den Erdteil zu ersticken drohten.

Der kranke Mann, Europa und der Krieg.

Selbst die französischen Zeitungen waren entrüstet über den Mordversuch, den der Klempnergeselle Hödel aus Leipzig im Mai des Jahres 1878 gegen den ehrwürdigen deutschen Kaiser verübte. Daß in Rom oder in Petersburg oder in Madrid der Mörder zum Herrscher fand, verwunderte die Welt nicht so sehr, als daß so etwas im preußischen Berlin geschehen konnte.

„Ich begreife nicht, warum immer auf mich geschossen wird?“ fragte drei Wochen später der greise Kaiser Wilhelm den Leibjäger, in dessen Armen er, aus nahezu dreißig Wunden blutend, lag. Dr. Nobiling hatte aus dem zweiten Stockwerk des Hauses Unter den Linden 18 zwei Schüsse auf ihn abgegeben.

Mit der europäischen Politik hatten diese Dinge an sich offenbar wenig oder gar nichts zu tun. Aber das schien nur so, solange man in ihnen nur aktuelle Ereignisse sah, empörend und interessant zugleich. Heute kennt man sehr genau den Lauf jener unterirdischen Ströme, die damals kaum geahnt wurden, deren zuweilen doch immerhin recht vernehmliches Brausen man sich nicht zu deuten wußte. Viel zu wenig kümmerten sich im allgemeinen die Politiker jener Tage um das, was unter dem Boden, auf dem sie und ihre Werke standen, vor sich ging.

Man glaubte außerordentlich politisch und außerordentlich international zu sein, wenn nun selbst aus den entferntesten Winkeln der Erde der deutschen Regierung und ihrem Kaiser das Mitgefühl ausgesprochen wurde.

Dr. Nobiling erlag im September der Blutvergiftung, die er sich bei einem Selbstmordversuch, den er bei seiner Verhaftung unternahm, zugezogen hatte. Hödel wurde bald hingerichtet und die Berliner waren um eine ihrer weltberühmten Redensarten reicher. Von nun an gingen sie an eine schwierige Sache heran wie der todesmutige Hödel an den Klotz des Nachrichters.

Der deutsche Kronprinz führte in diesem Jahr die Regierung in Deutschland. Ganz leicht war das Jahr wohl nicht. Der Reichs-

tag mußte aufgelöst werden, weil er der Regierung die Möglichkeit versagte, energisch gegen Attentäter und Umstürzler vorzugehen. Papst Leo XIII. hatte den Stuhl im Vatikan eingenommen. Man tauschte wohl Begrüßungsworte mit ihm aus, man glaubte aber kaum, daß die Dinge mit Rom in ein besseres Fahrwasser kämen. Der Kampf gegen die katholische Kirche und die Jesuiten hatte sich zäh eingefressen. Der Krieg im Orient hatte dazu Europa bisher vielerlei Schaden und wenig Nutzen gebracht. Die englische Flotte war im Marmarameer und die Russen saßen in Adrianopel. Kam jetzt der große langgefürchtete Zusammenstoß zwischen Petersburg und London? Viel Aufsehen machte in der ganzen Welt der Untergang des deutschen Kriegsschiffes im Kanal, des „Großen Kurfürsten“. Man munkelte von allerlei Sabotageakten. Es steht jedoch fest, daß das Panzerschiff nach einem Zusammenstoß mit dem deutschen Kriegsschiff „Wilhelm“ sank. Aus Rußland kamen Nachrichten über Attentate, im August wurde in Petersburg der General Mesenzew ermordet. Im Oktober erfolgte das Attentat auf König Alfons in Spanien, im nächsten Monat der Mordversuch an König Humbert in Rom. England marschierte in Afghanistan ein, die augenblicklich recht schwache russische Stellung klug benützend. Man weiß, daß England später noch des öfteren versuchte, sich dieses Landes zu bemächtigen, wenn auch stets ohne Erfolg. Dazu tobte der Krieg zwischen der Türkei und Rußland.

Das waren die nicht sehr erfreulichen Farbpflecke, aus denen sich das Bild des Jahres 1878 zusammensetzte. Bismarck hatte in der Tat alle Hände voll zu tun. Denn noch war es so, daß Berlin das Herz der europäischen Politik war. Die Attentatsgeschichten machten dem Kanzler viel Sorgen; zu ihnen kam die aufrichtige und freundschaftliche Besorgnis um das gefährdete Leben des von ihm verehrten und geliebten kaiserlichen Herrn. Dann war da die Auflösung des Reichstages. Schließlich kam der Beginn des offenen Kampfes gegen die Sozialisten.

Unendlich mehr Sorgen bereiteten dem Riesen aber die außenpolitischen Dinge.

Die Gefahren, die Europa drohten, waren gewiß nicht von gestern und heute.

Das ging nun schon seit dem Krimkriege so, daß alle Welt nur noch mit besorgten Augen nach dem türkischen Orient sah. Immer

stand da drohend die Frage, die schon im Jahre 1853 der russische Kaiser an den englischen Gesandten richtete, was geschehen solle, wenn der kranke Mann am Bosphorus plötzlich einmal die Augen schlosse?

Unzählige Wünsche gab es, was dann geschehen möchte.

Was aber in Wirklichkeit geschehen mußte, das hätte kaum jemand mit Sicherheit angeben können. Vielleicht Lord Beaconsfield in London, der kluge Führer und große Erzieher der Torypartei, der zuvor Disraeli hieß. Aber er war sicherlich klug genug, einzusehen, daß Old merry Englands Macht damals nicht ausreichte, ein zweites Gibraltar zu schaffen.

Und Rußland? Nun, man weiß, daß Rußland später an seinem Meerengentraum zugrunde ging. Von diesem Traum zur Wirklichkeit war es ein weiter Weg. Und Rußland mußte damals auf dem Wege kurz vor dem Ziel, durch Disraeli gezwungen, umkehren.

Für Deutschland konnte in jenen Jahren die orientalische Frage noch nicht so verhängnisvoll werden, wie das im Jahre 1914 geschah. Noch im Juni 1876 konnte Bismarck an den bayerischen König, als er sich für die angebotene Gestellung einer königlich bayerischen Hofequipage für Kissingen bei König Ludwig bedankte, schreiben: „Die türkischen Angelegenheiten sehen bedrohlich aus und können dringliche diplomatische Arbeit erfordern; aber unter allen europäischen Mächten wird Deutschland immer in der günstigsten Lage bleiben, um sich aus den Wirren, mit welchen eine orientalische Frage den Frieden bedrohen kann, dauernd oder doch länger als andre fernhalten zu können. Ich gebe daher die Hoffnung nicht auf, daß es mir möglich sein werde, Kissingen in einigen Wochen zu besuchen. . . .“

★

Ein erdrosselter Sultan, ein gebrochenes Zarenwort, das sinnlose Hinschlachten von tausend und aber tausend tapferer Soldaten, diplomatische Noten und Insurgenten-Übermut, ein geschlagenes serbisches Heer, dessen listiger Führer, der russische General Tschernajew, für „die heilige Idee des Slawentums kämpfend“, trotz der schweren Niederlage den Fürsten Milan zum serbischen König ausruft, Hunger und Tapferkeit und Rußlands fanatischer Wunsch, Führer aller Slawen und Beherrscher der Meerengen zu

sein, das sind die Kennzeichen jenes so überaus blutigen Krieges zwischen Rußland und der Türkei, der in dem kleinen Schloß von San Stefano, nicht weit von Konstantinopel gelegen, durch den Vorfrieden vom 3. März 1878 endlich einen vorläufigen Abschluß fand.

Die Türkei behielt in Europa Rumelien mit Konstantinopel und Adrianopel. So schmolz ihr europäischer Besitz erschreckend zusammen. Der Zar hatte zwar sein Wort verpfändet, daß Rußland keinerlei Land erobern wolle! Nun, man wußte sich zu helfen. Rußland stellte eine Rechnung in Höhe von 1400 Millionen Rubel auf. Es war auch damit einverstanden, daß der kranke Mann das nicht alles in bar bezahlte. Die Schuldsumme wäre letzten Endes auch wohl ein bißchen zu hoch für den Bedrängten gewesen. Es blieb dem Gläubiger nichts weiter übrig, als daß er sich mit Landabtretungen durch die Türkei begnügte. Es sollten die Dobrudscha und in Asien Ardahan, Kars, Batum, Bal, Bajazed und die Landstriche bis zum Saganluggebirge als Bezahlungen für Rußland gelten. Bezahlungen sind keine Eroberungen! Man hat in der europäischen Politik diese tiefe Weisheit späterhin dahin gewandelt, daß man behauptet, Raub sei Wiedergutmachung. Es ist in der Tat oftmals etwas Großes um die tiefe Weisheit mancher europäischer Staatsmänner, die allerdings zuweilen nicht sehr weit entfernt ist von der zwingenden Logik balkanischer Hammeldiebe.

*

Schon der Zusammenstoß zwischen Rußland und der Türkei versetzte dem gerade in diesen Jahren durchaus nicht sehr stabilen Europa besorgniserregende Erschütterungen. Was wäre aber geschehen, wenn nun auch noch England und Rußland aufeinander geprallt wären? Die Folgen eines solchen Zusammenstoßes lassen sich schwer ausmalen. Höchstwahrscheinlich hätte es einen jener Kriege gegeben, die nur dadurch ein Ende finden, daß einer der Gegner ausgeblutet am Boden liegt. Schwerwiegender noch als die politischen Umgestaltungen in Europa wären wohl die wirtschaftlichen Veränderungen gewesen, die ein solcher Krieg im Gefolge gehabt hätte.

Die Gefahr eines Krieges zwischen den Engländern und den Russen war ganz nahe, als Lord Beaconsfield am 9. November 1876

auf dem Lordmayorbankett in London darauf hinwies, daß der Friede an sich ja recht eigentlich das Spezifische an der englischen Politik sei, doch kein Land für den Krieg so gut vorbereitet sei als Großbritannien!

Mit erstaunlicher Schnelligkeit warf Kaiser Alexander von Rußland schon am nächsten Tag den Ball zurück. Er sprach vor den Vertretern des Adels und der Moskauer Stadtgemeinde; er betonte sehr deutlich und nicht mißzuverstehen die „Gemeinschaft mit den slawischen Glaubens- und Stammesbrüdern“, wie auch die Absicht, selbständig auf dem Balkan vorzugehen, wenn von der Pforte keine Zugeständnisse zu erreichen wären. Drei Tage später schon wurde das sechste Armeekorps der russischen Süarmee mobil gemacht, dessen Oberbefehl kurze Zeit darauf Großfürst Nikolaus, der Bruder des Zaren, übernahm!

Fürwahr, diese letzten Wochen des ausgehenden Jahres unterscheiden sich kaum von den Monaten, die dem Ausbruch des großen Krieges im Jahre 1914 vorausgingen. Nur daß bei allem Egoismus die leitenden Staatsmänner damals doch europäischer dachten als die Mehrzahl der Diplomaten im Jahre des Unheils 1914.

Keinen Augenblick dachten die Engländer übrigens daran, sich für die schwerkranke Türkei einzusetzen. Das hätten sie sicherlich auch nicht für die gesunde Türkei getan. Zu mythischer Treue gegen einen anderen Staat, ob sterbend oder aufblühend, hat zudem für England niemals eine Veranlassung vorgelegen.

England spielte wie immer sein eigenes Spiel. Es sah geruhsam zu, wie Rußland die todkranke Türkei zu Boden warf. Im stillen rüstete es aber mit stärkster Energie! Und als es aller Welt vor Augen trat, wie dieser Krieg zwischen dem Zarenreich und der Türkei ausgehen mußte, da ließen die Engländer ihre Flotte in die Dardanellen einfahren. In der Tat, wäre man damals in Europa schon so nervös gewesen wie im Jahre 1914, so hätte leicht dieser Panthersprung Funke am Pulverfaß werden können.

Niemals, so erklärte England, dürfte Rußland den Frieden mit der Türkei allein abschließen! Dieser Frieden sei Sache der Mächte. Auf dieses Stichwort hatte Wien nur gewartet. Plötzlich sahen sich die Russen zwei zum Kriege entschlossenen, schwer bewaffneten Großmächten gegenüber. Zudem war aber auch die gesamte öffentliche Meinung Europas gegen Rußland.

Es war nicht schwer, den Ausgang eines solchen Kampfes vorauszusagen.

Der große Krieg stand vor der Tür.

Bismarck verhandelte mit Rußland. In Wirklichkeit aber trieb er ganz große europäische Politik. Der Vorfrieden von San Stefano mußte zertrümmert werden!

Es war gewiß keinerlei Eitelkeit des Riesen, daß er all die aufgeregt Streitenden, Besiegte, denen das Leben wiedergegeben werden sollte, Sieger, denen der Raub wieder abgenommen werden sollte, Anfängerstaaten, die zum Licht drängten, das mißtrauische und schlagbereite England, das argwöhnische Wien zu sich nach Berlin lud, Europas Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Die Rolle des ehrlichen Maklers war in dieser Gesellschaft gewiß nicht beneidenswert.

Hat Europa es seinem größten Staatsmann je gedankt, daß er zu all den schweren Sorgen des Jahres 1878 auch noch die Sorgen eines ganzen Erdteils auf sich nahm? Es wird in Europa wenig davon gesprochen.

*

Welches Interesse hatte Deutschland überhaupt im Orient? Wollte es etwa die Christen schützen? Bismarck gab selbst die Antwort auf diese Frage in einem Diktat vom 20. Oktober 1876. Er sagte: „Die Teilnahme an dem Geschick jener Länder und ihrer Bewohner wiegt tatsächlich bei keiner Regierung so schwer wie die Besorgnis vor den Entwicklungen, die an die Stelle der jetzigen Zustände treten könnten, und vor ihrer Rückwirkung auf die Sicherheit und das Machtverhältnis der nächstbeteiligten europäischen Mächte selbst.“

Das war der Kernpunkt der orientalischen Frage.

Das Schicksal der europäischen Völker wie das der Halborientalen interessierte im Grunde die übrigen Großmächte keinen Pfifferling. Nur die Stellung der eigenen Macht, die unter Umständen gefährdet werden konnte, zwang sie zum Eingreifen. Hatte nicht Ranke wenige Zeit nach der vorläufigen Beilegung des Orientstreites, ganz unabhängig vom großen deutschen Kanzler, dasselbe gesagt? „Welches ist doch eigentlich die Gewalt, die in unserem Europa die Herrschaft ausübt? Es ist das Einverständnis der großen Mächte, welches die Herrschaft einer einzigen ausschließt

und sich aus allen zusammensetzt. Der Krieg beginnt, wenn dies Einverständnis nicht mehr zu erzielen ist. Aber unaufhörlich wird es durch neue Vorfälle gefährdet. In dieser Gefahr liegt eigentlich das Interesse der sogenannten orientalischen Frage: denn eben in dem Schwanken der orientalischen Verhältnisse, die doch zu allen anderen in unmittelbarer Beziehung stehen, liegt die Möglichkeit eines allgemeinen Konfliktes.“

Wenn Bismarck von der deutschen Politik im Orient „eine große Vorsicht und eine gänzliche Abstraktion von den gemüthlichen Regungen“ verlangte, so zeichnete er ihr auf diesem schwierigen Gebiet Richtlinien, die später leider nicht immer eingehalten worden sind.

In seiner Stellung zur Orientfrage, die damals alle Welt bewegte, lag zweifellos Deutschlands Stärke. Schon im Jahre 1867 schrieb Bismarck an Graf Goltz: „Man muß auch in Paris nicht vergessen, daß wir in dieser Frage kein direktes Interesse haben, sondern unsere Politik auf die Vorteile, welche sich für unsere europäische Stellung darbieten, frei und unbehindert einrichten können. Die Vergrößerung Griechenlands, die Autonomie Kandas, die Regulierung der Verhältnisse in der Türkei überhaupt berühren uns nicht direkt, sondern nur durch die Rückwirkung, welche sie auf unsere Beziehungen zu anderen Mächten ausüben können.“

Eine ganz andere Stellung als Deutschland nahm in dieser für den Frieden Europas so wichtigen Frage Rußland ein, Rußland, dessen Zar noch viel später, kurz vor Ausbruch des großen Krieges, äußerte, daß er selbst für den Besitz der Meerengen einen großen Krieg nicht scheuen würde! Zu dem großen Drang nach den Meerengen kam in Rußland noch der ständige Wunsch, alle slawischen und halbslawischen Völker zu „befreien“, und sie unter der Führung des Zaren zu vereinigen. Man weiß allerdings vom bulgarischen Beispiel, wie schlecht Rußland bei dieser Beglückungspolitik fuhr. Und niemals wird man die Mißerfolge der russischen Politik auf dem Balkan besser kennzeichnen können, als Bismarck es tat, als er schrieb: „Man fuhr fort zu befreien und machte mit den Rumänen, Serben, Bulgaren dieselbe Erfahrung wie mit den Griechen. Alle diese Stämme haben Rußlands Hilfe zur Befreiung von den Türken bereitwilligst angenommen, aber, nachdem sie frei geworden, keine Neigung gezeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen. . . .“

Jedermann kennt den Gladstonekoffer. Vielleicht hat D. C. Somervell, der Biograph Disraelis und Gladstones, recht, wenn er diesen Ausdruck für einen schnell zu benützensden Handkoffer auf jene berühmte Stelle in Gladstones Buch „Die bulgarischen Greuel“ zurückführt, an der es heißt: „Man lasse doch den Türken alle ihre Mißstände auf die einzig mögliche Weise beseitigen, indem sie sich selbst beseitigen! Ihre Zaptihs und Mudirs, ihre Bimbaschis und Jüsbaschis, ihre Kaimakams und ihre Paschas, vom ersten bis zum letzten, mit Sack und Pack, werden sich hoffentlich aus der Provinz davonmachen, die sie verwüstet und mißhandelt haben. . . !“

Mag diese Stelle aus dem berühmten Buch, von dem bei seinem Erscheinen in vier Tagen vierzigtausend Stück verkauft wurden und das aller Welt die Augen öffnete über die Balkandinge, nun dem Koffer den Namen gegeben haben oder nicht, so ist das Eine doch sicher, daß sie auf die beiden sich widerstrebenden Strömungen in der englischen Orient-Türkenpolitik ein grelles Licht wirft wie nichts anderes. Gladstone und seiner Meinung über die Türken stand Disraeli gegenüber, der zuweilen fast mit fanatischem Eifer für die Türken eintrat. Vielleicht war es bei Lord Beaconsfield auch nur so etwas wie das leise, linde Gedenken an eine Geliebte der Jugendzeit, diese seine Liebe zu den Türken. Hat er doch einmal seinem Freund Lytton das Geständnis gemacht, daß seine türkischen Sympathien durch einen Aufenthalt in der Türkei, der damals schon vierzig Jahre zurücklag, sehr verstärkt worden waren. „Die Lebensweise seines Volkes paßt vortrefflich zu meinem Geschmack. Das Ruhen auf schwellenden Ottomanen, das Rauchen köstlicher Pfeifen, der tägliche Luxus eines Bades, zu deren Herrichtung ein halbes Dutzend Dienstboten gehören, die Lustfahrten in geschnitzten Kaik. . .“

Dieses Geständnis ist in mehr denn einer Richtung nicht ohne Interesse. Zudem ist es ein Beweis, von welchem menschlichen Dingen oftmals die Politik abhängig ist, mögen sie nun in ihrem Träger durch Vererbung motiviert sein oder nicht.

Höchstwahrscheinlich war es bei allen schönen Erinnerungen aber Disraeli doch klar, daß letzten Endes alles dahin drängte, daß der Kampf um Indien zwischen Rußland und Großbritannien am Bosphorus ausgekämpft werden würde. Das war, wie die Dinge

damals lagen, mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Diese Frage nach dem großen Schauplatz des großen Kampfes um Indien ist bekanntlich auch heute noch nicht entschieden, wenn man auch eine Zeitlang annehmen konnte, daß der große Kampf in heimlichen Kammern zwischen bolschewistischen Propagandaleitern und der englischen Polizei zum Austrag käme. Vielleicht wird er einmal an der Küste der Randstaaten ausgekämpft werden.

Wiens Stellung zur Türkenfrage ist bekannt. Es hatte sich von jeher damit vertraut gemacht, die Balkanfrage mit dem Schwert in Ordnung zu bringen und Graf Andrassy war mehr als einmal dafür, alle strittigen Fragen durch den Krieg klären zu lassen.

Vor diesem Krieg, den Viele wollten, rettete Bismarck Europa durch den Berliner Kongreß.

★

Der Kongreß verlief wie alle Zusammenkünfte von Männern, die ihre Ziele durchsetzen wollen, die reden, Karriere machen, gut essen und mit möglichst vielen Lorbeeren in ihre Heimat zurückkehren wollen, schließlich aber und letzten Endes doch alle mehr oder weniger klein begeben. In all diesen Dingen unterschied sich der Berliner Kongreß in nichts von früheren und späteren Kongressen.

Eine eigenartige Rolle nahm Graf Gortschakow auf dem Kongreß ein. „Je ne puis cependant me présenter devant Saint-Pierre au ciel sans avoir présidé la moindre chose en Europe. . .“ hatte er einst zu Bismarck gesagt. Gewiß, auch ein Ehrgeiz. Und nun war es so, daß er beinahe nicht einmal mitgenommen wurde nach Berlin. Denn Rußlands offizieller Vertreter war nicht Gortschakow, sondern General Kutusoff, wenn auch Graf Peter Schuwalow, der aus London geholt wurde, die Russen führte. So begnügte sich Fürst Gortschakow damit, so wenig wie möglich auf den Verhandlungen zu erscheinen, Krankheit vorzuschützen und sich den sensationslüsternen Berlinern an den Fenstern seiner Unter den Linden gelegenen Wohnung zu zeigen.

Aber auch andere Teilnehmer litten unter ähnlichen Kongestionen. Auch die Engländer, Disraeli, Salisbury und Russel waren nicht restlos glücklich, ganz zu schweigen von Frankreichs Delegierten Waddington. Andrassy wurde zweifellos Erster im Rennen.

Man weiß, wie der Kongreß schließlich auslief. Rußland erlitt eine sehr starke Niederlage. Das half nun einmal nichts, war zunächst sogar gut. Der Friede war gerettet. Aber es sei doch auch auf eine Äußerung des belgischen Gesandten in Berlin vom 17. März 1882 hingewiesen. Er schrieb: „Deutschland darf sich nicht verhehlen, daß der Panslavismus in dem Vertrage von Berlin eine Niederlage erblickt, daß er daran arbeitet, sich dafür eine Revanche zu schaffen.“

Bismarck lag nur daran, große europäische Politik zu treiben. Die Gefahr für Deutschland sah auch er allerdings dabei. Österreich-Ungarn bekam das Recht zur Okkupation der Herzegowina und Bosnien! Aber auch ohne dieses Recht wäre sechsunddreißig Jahre später der furchtbare Krieg ausgebrochen. Das ist ohne jeden Zweifel. Die Sensation des Kongresses war der große Erfolg, den das kleine Land der Schwarzen Berge davontrug. Es bekam sogar eine richtige und wirkliche Stadt, Podgoritz! Und sein täglicher Tisch wurde von jetzt ab nicht mehr nur vom Hammelfleisch beherrscht; es bekam die Hälfte des sehr fischreichen Skutarisees. Man konnte jetzt in Montenegro Fische essen! Serbiens alter Traum von Unabhängigkeit wurde erfüllt. Verhältnismäßig schlecht kam Rumänien davon. Bulgarien wurde wieder recht schlecht behandelt. In San Stefano hatte man ihm dreitausend Quadratmeilen zugebilligt. Diesmal strich man ihm zwei Drittel davon! Auch Griechenland wurde mit allerlei Redensarten abgespeist.

England hatte sich in der ganzen Angelegenheit zweifelsfrei stark bemüht. Unmöglich konnte also Old merry England jetzt leer ausgehen. Auf der Konferenz konnte es allerdings kaum Ansprüche erheben. Das war schließlich auch nicht nötig. Es traf aber so zwischendurch ein kleines Agreement mit der Türkei, so ganz zwischendurch. Zwei Tage nach Abschluß des Berliner Friedens wehte nämlich auf der Insel Zypern die englische Flagge! Das hatte man aber nur so nebenbei gemacht. Solange nämlich Rußland nicht Batum und Kars an die Pforte zurückgegeben hätte, solange wollten auch die Engländer ihre Flagge auf Zypern wehen lassen. Das war doch nicht mehr als recht und billig. Was sollte man da machen?

★

„Durch den Congreß ist die Politik einstweilen zum Abschluß gebracht, deren Angemessenheit für Deutschland Eure Majestät in huldreichen Schreiben anzuerkennen geruhen. Der eigene Frieden blieb gewahrt, die Gefahr eines Bruches zwischen Österreich und Rußland ist beseitigt und unsere Beziehungen zu beiden befreundeten Nachbarreichen sind erhalten und befestigt. . . .“ schrieb Bismarck am 12. August 1878 an König Ludwig II. von Bayern.

Daß Wien einem Kriege nicht aus dem Wege gegangen wäre, steht fest. Daß England ihn haben wollte, ebenso. Ebenso sicher ist es aber auch, daß Rußland zum Schlagen entschlossen war. Und Bismarck wußte, was er tat, als er Rußland auf dem Kongreß so stark wie nur möglich band. „Ich kann mich der Überzeugung nicht erwehren, daß der Friede durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft, bedroht sei.“ Im übrigen war es nicht ganz ohne Reiz zu sehen, wie schon damals die französische Hilfe für Rußland im Fall eines Angriffs gegen Deutschland als Aktivposten und als große Selbstverständlichkeit in Rechnung gestellt wurde, wenn auch Frankreich erklärte „daß es jetzt keinen Krieg wolle und im Bunde mit Rußland allein sich für einen Angriffskrieg gegen Deutschland nicht stark genug fühle. . . .“

Nun, von 1878 bis zum Jahre 1914 hatte ja Frankreich genug Zeit, sich nach weiteren Bundesgenossen zum Angriff gegen die Deutschen umzusehen. Man weiß heute, wie die europäischen Koalitionen zustande kamen. Man weiß das alles heute. Nur spricht man nicht gern davon.

Der ehrliche Makler hatte den Frieden Europas gerettet. Jeder hatte seine Politik getrieben, allerdings mit mehr oder weniger gutem Erfolg.

Nur die deutsche Regierung kannte kein anderes Ziel als das, den Frieden Europas zu wahren! Berlin kannte nur dieses eine Ziel. Das kam schon ein Jahr vor dem Kongreß in einem Hand schreiben des alten Kaisers Wilhelm an den Staatssekretär von Bülow ganz klar zum Ausdruck.

Der alte Kaiser schrieb: „England muß also nunmehr, gleich wie wir es stets gewollt haben, eine neutralité bienveillante gegen Rußland auszuüben, von uns aufgefordert werden. Das ist das Einzige, was den Europäischen Frieden zu erhalten ermöglicht

und den Kampf im Orient lokalisieren kann, zwischen Rußland und der Pforte. So meine Auffassung!“

Also sprach der alte kluge Kaiser.

Wann hörte man je eine derartige Auffassung wahrhaft europäischer Politik in London, von Frankreich ganz zu schweigen?

Es liegt eine tiefe Tragik in jenem Ausspruch des Antonio Montecatino: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.“ Ganz groß aber wird diese Tragik, wendet man das Wort Goethes auf das Schicksal Deutschlands in Europa an.

Wohl konnte Bismarck nach dem Auseinandergehen des Kongresses sagen: „So, jetzt fahre ich Europa vierelang vom Bock!“ Das war kein Übermut des Giganten; es war nichts weiter als der Ausdruck der Freude, daß ihm seine Politik zum Besten Europas geglückt sei.

Das große europäische Unglück mußte kommen, wenn es der-einst gelang, dem „Kutscher Europas“ die Viererleine aus der Hand zu reißen. Wer sollte dann die Pferde zügeln?

Der große europäische Krieg ist vermieden worden. Aber Berlin hat den Frieden Europas teuer erkaufte. Fast scheint der Preis zu hoch. Denn aus dem Willen zum Guten entsteht Deutschland und Europa drohend eine neue Gefahr, furchtbarer als die eben gebannte. Obwohl Frankreich auf dem Berliner Kongreß noch eine kleine Rolle spielt, gab er ihm doch Gelegenheit, endlich aus seiner Isolation zu gelangen.

Nach dem Kongreß steht Rußland abseits und grollt. Sein Grollen weckt dumpfen Widerhall an der Seine.

Europa horcht auf; bald wird die neue große Gefahr erkannt. Kräfte strömen zusammen zur Abwehr. Der Dreibund formiert sich. Das englische Mutterland sucht engsten Zusammenschluß mit seinen Kolonien. Auch in London, wo Disraeli durch Gladstone abgelöst wurde, sieht man das kommende Unheil und sucht alle Kraft zu organisieren.

Das Dreikaiserverhältnis zwischen Rußland, Deutschland und Österreich-Ungarn stirbt. Es ist kein Zusammenarbeiten zwischen Petersburg und Wien mehr möglich. Die Russen und die Deutschen suchen ihre alte Freundschaft, so gut es noch geht, mit dem Rückversicherungsvertrag zu binden. Aber auch dieses Bemühen kann nicht von langer Dauer mehr sein.

Still und unheimlich wird die diplomatische Arbeit der Staatsmänner begleitet von jener Arbeit der Feuerschürer, die in teuflischer Absicht den großen Brand Europas entfachen und in der Glut dieses Brandes Europas Schicksal zu ihren Gunsten gestalten wollen.

In Paris und in Moskau haben jene Unheimlichen die Arbeit begonnen.

Der Theatergeneral.

Noch heute ist der Name des französischen Generals George Ernest Jean Marie Boulanger in vieler Leute Munde. Es geschieht noch jetzt, daß in abgelegenen deutschen Dörfern die Kinder Abzählverse aufsagen oder Spottlieder singen auf diesen französischen General, den man den Theatergeneral geheißten hat oder auch den „général du café chantant“, wie ihn Ferry einmal voller Hohn nannte.

Und doch hat dieser Tartarin und Don Quichotte, der die leicht entzündlichen französischen Massen mit sich riß wie kaum ein anderer der französischen Geschichte, Europa bis an den Rand des Abgrundes gebracht. Man kann es wohl sagen, daß nur die starke Ruhe des deutschen Kanzlers damals das europäische Gleichgewicht ausbalancierte. Wenn es sich beweisen läßt, daß Bismarck unzählige Male mehr europäische denn deutsche Politik getrieben hat, so ist für diesen Beweis nichts so gut geeignet wie die Ereignisse des so kritischen Jahres 1887.

Noch im Jahre 1882, im Frühjahr, konnte Fürst Bismarck in einem vertrauten Kreise über Deutschlands Stellung in Europa äußern: „Die auswärtige Politik macht mir auch keine einzige schlaflose Stunde. Die Sache ist seit zehn Jahren so aufgezo- gen, daß sie von selbst geht.“ Es war das Jahr, in dem auch Italien, gedrängt durch das französische Vorgehen in Tunis und geschwächt durch innerpolitische Geschehnisse, engste Anlehnung an das starke Deutschland suchte. Im Jahre vorher, im Juni, war das neue Dreikaiserbündnis geschlossen worden. Damit war die große Gefahr, die Deutschland und damit Europa aus dem russisch-österreichischen Gegensatz drohte, wenigstens vorläufig wieder einmal gebannt.

Es war aber schon deutlich zu sehen, daß der furchtbare „cauchemar des coalitions“, der oft zitierte, nicht von Deutschland und seinem Führer mehr weichen sollte. Gewiß, in Rußland lenkte der zuweilen recht deutschfreundliche Herr von Giers die politische

Bahn. Aber begann nicht der Panslawismus allmählich drohend das Haupt zu heben?

Die „Moskauer Zeitung“ unter Michail Nikiphorowitsch Katkow sprach unverblümt von dem Zusammenarbeiten mit Frankreich! Die Kreise um Katkow glaubten mit mehr oder weniger Recht in dem allzeit nervösen, unzuverlässigen und mißtrauischen Zaren Alexander III., der, wie man ja weiß, sehr unter dem unheilvollen Einfluß der Zarin Dagmar von Dänemark, die ja alles andere denn deutschfreundlich gesinnt war, stand, einen Mittelpunkt zu finden. Und man könnte fast zu der Vermutung gelangen, ob nicht Alexander III. schon eine viel deutschfeindlichere und mehr frankophile Politik eingeschlagen hätte, wenn die Verhältnisse ihm dazu schon als günstig erschienen wären.

Noch aber bezeichnete der Zar ein Zusammengehen mit der französischen Republik als absurd! Gewiß ist, daß er stark durchdrungen war von dem Glauben an die gottgewollte Sendung der Monarchen. So sah er wohl auch das Dreikaiserbündnis als eine Notwendigkeit im Kampf gegen die Straße an.

Einen gewissen Abschluß fanden die ersten fünf Jahre des neunten Jahrzehntes durch den Sturz des französischen Ministeriums Ferry. Die Franzosen hatten ihrem Ferry, dem Schöpfer der französischen Kolonien, so lange zugejubelt, bis ihn der große Mißerfolg in Tonkin traf. Diese Niederlage war schlimm für die Franzosen. Man verzieh sie Ferry, der an ihr unschuldig war, kaum. Nie aber haben die Franzosen es Ferry verziehen, daß er den gehaßten deutschen Kanzler um Friedensvermittlung zwischen Frankreich und China bat. Gern hatte Bismarck diese Vermittlung übernommen, und gewiß hat sie Frankreich nicht zum Schaden gereicht.

Die freundliche Gesinnung, die Bismarck hierbei gegen Frankreich sehr deutlich zeigte, erzeugte leider jenseits der Vogesen das Gegenteil. „Der Gedanke der Revanche entsteht wieder und breitet sich aus. Ein immer breiterer und mächtigerer Strom bildet sich. Welche Richtung er nehmen wird, weiß niemand; aber darum ist er um so gefährlicher, und man wird mit ihm rechnen müssen“, sagt Pierre Albin in seinem Buch, in dem er Deutschland und Frankreich in Europa in den Jahren 1885 bis 1894 schildert.

Die bedrohliche Flut chauvinistischer Wellen stieg aufs neue. Bismarck blieb ruhig, sprach jedoch bereits am 3. August 1885

in einem Aufsatz in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ von der Hetzpolitik der kriegerischen Pariser Minoritäten.

Nun, diese Minoritäten sollten recht bald Majoritäten sein. Und es ist außerordentlich interessant, zu sehen, wie diese Wellen, die drohten, Europa aufs neue mit Blut zu tränken, immer dann ganz besonders hochschlugen, wenn Katkow in seiner „Moskauer Zeitung“ gegen Deutschland mit Haß erfüllte Artikel erscheinen ließ. Jedes Grollen in den russischen Gewitterwolken wurde beantwortet mit einem Wetterleuchten in Paris.

Es war kaum noch zu verwundern, daß der russischen Regierung die Freundschaft mit Berlin allmählich unbequem wurde. Und mit feinem Instinkt nutzte die französische Regierung diese Momente des Unwillens und der Unzufriedenheit in der deutsch-russischen Ehe aus.

★

Am 7. September 1886 mußte Fürst Alexander von Bulgarien Bulgarien verlassen. Rußland hatte gesiegt. Es tat wenig, daß hinterher der russische General Kaulbars Rußlands politischen Kredit in Bulgarien mit vollen Händen vertat. Auf den Gang der europäischen Politik hatte das wenig Einfluß. Wohin die Dinge in Wirklichkeit steuerten, ersieht man aus einem Artikel, den Katkow in jenen Tagen in der „Moskauer Zeitung“ veröffentlichte, in dem er von der Notwendigkeit einer Entente zwischen Rußland und Frankreich mit dem Ziel, Deutschland in Respekt zu halten durch die Drohung mit einem französisch-russischen Bündnis, sprach.

Damals säte Katkow Wind; er hat Sturm geerntet.

Jedermann kennt die Wirkungen des furchtbaren Orkans, der durch das russisch-französische Bündnis über Rußland und Europa hereinbrach.

★

Da war in Paris der Vorsitzende der Patriotenliga Déroulède. Mit dem Feuer eines alttestamentlichen Propheten predigte er Haß und Rache, Krieg, Mord und Brand gegen Deutschland!

Im Jahre 1886 besuchte er die russischen Feinde Berlins und fand bei ihnen eine begeisterte Aufnahme. Man weiß, daß er nicht der einzige Franzose geblieben ist, den die sonst so schwer beweglichen Russen in dieser Weise feierten.

Man darf nun nicht meinen, daß die russische Regierung die große Gefahr, die heraufzog, nicht gesehen hätte.

Gewiß nicht.

Man ließ der Presse in ihren Haßartikeln gegen Deutschland, die sich schon längst nicht mehr auf die „Moskauer Zeitung“ beschränkten, freien Lauf. „Viele“, sagte einmal der Generaladjutant Tscherewin zu Bernhard von Bülow, „glauben, es sei besser, daß diese Unzufriedenen sich gegen das Ausland echauffieren als über innere Fragen.“ Der deutsche Geschäftsträger in Petersburg, Bernhard von Bülow, der ja später selbst lange Zeit die deutsche Politik führen sollte, antwortete dem Russen, daß die Idee, es sei vorteilhafter, wenn die Presse zum Kriege hetzte, als Reformen zu verlangen, an den Mann in der französischen Fabel erinnere, der sich aus Angst vor dem Regen ins Wasser stürzte.

Der Bericht Bülows, der dieses Gespräch wiedergibt, ist außerordentlich interessant. Tscherewin sprach über die Verhältnisse in der russischen Regierung: „Wir haben keine Regierung, weil wir keinen Ministerpräsidenten haben. Wenn Bunge insultiert wird, so lachen sich Ostrowski (Minister der Domänen) und Manassein (Justizminister) ins Fäustchen; wenn gegen Giers losgezogen wird, so zuckt Tolstoi die Achseln. Unsere Regierung gleicht einem Wagen, an dem hinten und vorne Pferde angespannt sind, die nach verschiedenen Richtungen ziehen. Seit Jahren sage ich das dem Kaiser, aber er kann sich nicht entschließen, mit dem Kollegialsystem im Ministerium zu brechen; er beruft sich darauf, daß auch sein Vater und sein Großvater von einem Premierminister nichts wissen wollten.“

Diese Unterredung fand auf einem Hoffeste in Peterhof in den ersten Augusttagen des Jahres 1886 statt. Es ist auch von großem Wert zu wissen, was Bernhard von Bülow über die gewiß freundschaftliche Aussprache zwischen ihm und dem russischen Generaladjutanten berichtet, soweit sie Frankreich betraf. Es heißt da: „General Tscherewin kam schließlich auf Frankreich zu sprechen, über das er sich in den wegwerfendsten Ausdrücken ausließ: er glaube nicht an die Zukunft der Orléans; die Bonapartes hätten mehr Courage, wären aber zu verachtet. Boulanger wäre schon demonetisiert. ‚La France‘, meinte General Tscherewin, ‚est une charogne pourrie. Ce serait une folie, de s’allier avec elle. Je ne

croix aucunement à l'avenir de la France, elle aura le sort de la Pologne.' Ich gestattete mir hinzuzufügen, daß das Hoforgan ‚Grashdanin‘ sich, im Gegensatz zu allen übrigen slawophilen Blättern, über Frankreich ähnlich ausspricht wie General Tscherewin. Der ‚Grashdanin‘ nennt heute Frankreich ein ‚lüderliches, verkommenes Frauenzimmer, das, bevor es krepirt, noch durch Schamlosigkeit von sich reden machen will‘. Den General Boulanger bezeichnet der ‚Grashdanin‘ als einen frechen, verlogenen und ehrlosen Schurken.“

So weit der Bericht Bernhard von Bülows.

★

Ferry hatte vergeblich versucht, durch seine großen Kolonialunternehmungen Frankreich aus der starken Isolation, in die es durch den Krieg und Bismarcks Politik gekommen war, herauszubekommen. Auch sein Nachfolger Freycinet hatte kaum mehr Glück, Frankreich wieder eine besondere Rolle in Europa spielen zu lassen. Hinzu kam wohl auch das Verhältnis zwischen Frankreich und Rußland, das jetzt wieder schlecht war, soweit es offiziell war. Frankreich hatte wegen verschiedener Dinge seinen Botschafter abberufen und verzichtete eine ganze Zeitlang auf die Vertretung in Petersburg.

Unabhängig von dem offiziellen Verhältnis spannen sich jedoch die heimlichen Fäden zwischen den Leuten um Déroulède und denen um Katkow.

Der Gegensatz zwischen England und Frankreich wurde stärker. Man zankte sich um Ägypten und hatte noch nicht das famose Rezept Tunis für die Franzosen erfunden. Man weiß, daß später die Franzosen von Ägypten ließen, als ihnen England ein für allemal Tunis überließ.

Bismarck wollte auch damals keinen Krieg, wollte, soweit es irgend möglich war, ihm aus dem Wege gehen.

Als im Herbst 1884 zwischen Frankreich und England plötzlich die Möglichkeit eines Krieges um Ägypten sich drohend erhob, gab er an den deutschen Botschafter in Paris folgende Weisung:

„Wir haben mit Frankreich das gleiche Interesse, daß Bruch mit England und namentlich Krieg verhütet und die ägyptische Frage friedlich gelöst werde. Ein französisch-englischer Krieg würde

für uns, auch wenn wir unbeteiligt blieben, eine ähnliche Kalamität sein wie ein russisch-österreichischer.“

Freycinet versuchte es mit einer Annäherung an Deutschland. Herbette wurde Botschafter in Berlin. Er arbeitete wohl ein bißchen zu forsich darauf los: eine Revancheidee gäbe es nicht mehr, der Feind sei England.

Nun, der kluge Bismarck wollte Ruhe, wollte überhaupt keinen Feind mehr haben.

Er servierte Frankreich die kalte Hammelkeule. Er traute auch dem neuen Pariser Kurs nicht. Das änderte sich auch noch nicht, als Herbette mitteilte, daß Petersburg starke Annäherungsversuche in Paris gemacht hätte und daß man sogar von Bündnisondierung sprechen könne, die man aber in Paris streng zurückgewiesen habe.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erzählt in seinen Erinnerungen, daß nach Bismarcks Ansicht in dieser Sache Frankreich ein zu unsicherer Alliierter war, um sich dafür mit England zu entzweien.

Trotzdem verstand es das Kabinett Freycinet, mit Berlin in gutem Einvernehmen zu leben. Das ging so lange, bis es in Paris so kam wie in Petersburg, daß die Kriegshetzer Einfluß auf die Regierung bekamen. In Petersburg war das allerdings auch leichter als in Paris, da zum mindesten Graf Tolstoi außerordentlich panslawistisch eingestellt war.

★

Der General George Ernest Jean Marie Boulanger wurde im Januar 1886 französischer Kriegsminister.

Es ging mit Riesenschritten dem Abgrund Krieg entgegen.

Déroulède und seine Leute arbeiteten.

Der Schrei nach Revanche fuhr hoch!

Haß loderte auf. . .

Bald war Paris nicht mehr der Hort der Bewegung. Sie erfaßte das ganze Land wie ein Irrwahn.

Die Leute aus der Provinz reisten nach Paris, um ihn, den gewaltigen Redner, den Helden des Volkes, den Großen, der die Herzen der Menschen an sich riß, nur einmal bei seinen unzähligen Truppenparaden auf seinem schwarzen Kriegsroß einhersprengen zu sehen.

Man schrie, man tobte. Das war eine einzige gewaltige Ekstase. . . .

*

Dann kam die große Truppenschau des 14. Juli im Jahre 1886. Der Präsident der französischen Republik und die übrigen Mitglieder der Regierung blieben vom Publikum unbeachtet.

Als Boulanger erschien, rasten die Leute. Wie ein Tier schrie die Menge auf nach den Worten, die er an die Truppen richtete. Revanche. . . Wut. . . Alsace-Lorraine. . . à Berlin. . .!

„Boulanger ist ein Mann, der den Massen zu imponieren und sie zu blenden weiß. Wenn er noch zwei Jahre im Amt bleibt, wird die Überzeugung, daß Boulanger der Mann sei, der Deutschland besiegen und Elsaß-Lothringen zurückerobern könne, allgemein werden, und da Boulanger ein Mann ohne jegliche Skrupel ist, dessen Ehrgeiz sehr hoch geht, so wird er die Massen zum Kriege fortreißen. . .“ Das war der Eindruck, den der Fürst Hohenlohe im Spätherbst von Paris nach Berlin heimbrachte.

„Ohne Zweifel hätte damals sein bloßer Wille ausgereicht, das Ruder des Staates zu ergreifen und eine neue politische Ordnung an die Stelle der vorhandenen zu setzen, deren ein hervorragender Teil der öffentlichen Meinung sichtlich überdrüssig war“, urteilte später rückblickend Comte de Maugny in seinem Buch „Cinquante ans de Souvenirs 1859—1909“. Maugny gehörte in den schlimmsten Jahren des auflodernden Hasses zu den engeren Freunden des Generals.

Bismarck lag auf der Lauer. Er war in Sorge. Sollte es diesem Schauspieler auf dem schwarzen Pferd wirklich gelingen, Europa in Brand zu stecken? Er sorgte sich auch um seinen neunzigjährigen Kaiser, dem er auf jeden Fall einen neuen Krieg ersparen wollte.

Im Januar 1887 sprach er im Reichstag über die Dinge. „Wir werden Frankreich nicht angreifen, unter keinen Umständen. . .!“

Die Welt horchte wieder einmal auf.

Weiter hieß es in dieser Rede: „Der historische Prozeß, der seit drei Jahrhunderten zwischen uns und Frankreich schwebt, ist noch nicht beendet. Wir müssen darauf vorbereitet sein, ihn von französischer Seite fortgesetzt zu sehen. . . Nach meiner Überzeugung haben wir einen Krieg zu fürchten durch einen Angriff

Frankreichs, ob in zehn Tagen oder in zehn Jahren, das ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann, das hängt ganz ab von der Dauer der Regierung, die gerade in Frankreich ist. . . Es ist an jedem Tage möglich, daß eine französische Regierung ans Ruder kommt, deren ganze Politik darauf berechnet ist, von dem feu sacré zu leben, das jetzt so sorgfältig unter der Asche unterhalten wird. Darüber können mich auch keine friedlichen Versicherungen, keine Reden und keine Redensarten vollständig beruhigen.“

Der französische Außenminister Flourens, dem sein Kollege von der militärischen Fakultät gewiß das Leben nicht leicht machte, legte sein Amt nieder.

Aber was bedeutete Flourens, was bedeutete Goblet, der den inzwischen gestürzten Freycinet abgelöst hatte?

Man wußte in Berlin nur zu genau, daß Menschen des guten Willens nur gar zu leicht in wenigen Minuten beiseite geräumt sind, wenn das Haus aufbrennen soll.

Leider wußte man das auch in Petersburg und in Moskau.

Die Leute in Rußland, die zum Kriege mit dem germanischen Reich drängten, bekamen neue Hoffnung durch die Schwierigkeiten, die aus dem Verhältnis zwischen Rußland und Österreich entstanden, die in dem Zwiespalt begründet waren zwischen diesen beiden Ländern auf dem Balkan und durch das Verhalten der Führer des ungarischen Adels. Hatte Graf Andrassy doch schon am 16. November öffentlich Stellung genommen gegen das Dreikaiserbündnis! Er nannte es eine unnatürliche Gruppierung, die bis jetzt viel Beunruhigung in Europa, sonst aber nichts Ersprießliches hervorgebracht habe.

Ähnlich, eher noch schärfer, sprachen Graf Tisza und der Außenminister Kalnoky. Der Krieg zwischen Rußland und Österreich um Bulgarien schien unvermeidlich geworden zu sein.

Um die Mitte des Oktobers war Graf Paul Schuwalow, der russische Botschafter in Berlin, bei dem deutschen Kanzler in Varzin gewesen. Bismarck hatte sehr ernst gesprochen: „Wir können in unserem eigenen Interesse allenfalls vertragen, daß Rußland oder Österreich im Kriege gegeneinander eine Schlacht verlören, aber wir können nicht vertragen, daß eine von beiden in ihrer Stellung als Großmacht vernichtet oder doch schwer und möglicherweise tödlich verwundet würde. . . Das Schicksal Bulgariens und selbst

die ganze orientalische Frage ist für uns nach wie vor kein Grund, irgendeinen deutschen Krieg zu führen. Unser Interesse aber an der Erhaltung Österreichs und unseren guten Beziehungen mit ihm ist allerdings groß genug, um uns sehr gegen unseren Willen zum Kriege zu nötigen, wenn die österreichische Monarchie ernstlich bedroht wird. . .“

Bismarcks Worte waren sachlich und sehr deutlich, wenn wohl auch nicht gern gesprochen. Sie klangen, als läge ein Gewitter in der Luft.

Dunkler noch aber waren die Wolken, die von Frankreich her gegen Berlin zogen. Die Atmosphäre war wie vor einem Kriegsausbruch. „Die Franzosen sind mit dem Latein der Republik zu Ende; aus Verlegenheit werden sie losschlagen“, sagte der Kanzler.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Graf Herbert von Bismarck, schrieb an den deutschen Botschafter in Wien, Prinz Heinrich VII. von Reuß, am 13. Januar 1887: „Wie der Herr Reichskanzler in seiner großen Reichstagsrede deutlich ausgesprochen hat, beabsichtigen wir nicht, den Krieg mit Frankreich unsererseits zu beginnen oder zu provozieren. Bis zu Anfang vorigen Jahres haben wir auch nicht gefürchtet, daß dies von Frankreich aus geschehen würde. Seitdem aber General Boulanger mehr in den Vordergrund getreten ist, trauen wir dem Frieden nicht mehr, sondern glauben, daß Boulanger, wenn er vielleicht früher, als ihm lieb wäre, sei es als Präsident der Republik, sei es als Conseilspräsident, an die Spitze der Geschäfte gelangen sollte, zum Kriege gezwungen sein würde, um sein Prestige zu retten und die Gefahr der Lächerlichkeit zu vermeiden.“

Im Mai 1886 hatte die französische Regierung ihr neues, grundlegendes Militärgesetz eingebracht. Je weiter das Jahr vorgeschritten war, desto mehr Truppenteile waren aus Algier, Tunis und Tonkin in das Mutterland gezogen worden. Zu Anfang des Monats Oktober berichtete der deutsche Militärattaché in Paris, Oberstleutnant von Villaume, daß die französischen Truppen an der deutsch-französischen Grenze stark vermehrt würden.

Ganz besondere Sorgen machten dem deutschen Militärattaché aber die französischen Blätter. Es war in Paris bekanntgeworden, daß Boulanger eine Probemobilmachung an der deutschen Grenze plane.

Besorgt schrieb Villaume nach Berlin „. . . wird dem General Boulanger doch bereits, wie ich aus guter Quelle weiß, von seiner eigenen Umgebung die Absicht untergeschoben, durch diesen Versuch Deutschland provozieren zu wollen. Auf eine Einsprache desselben würden dann die chauvinistischen Journale vom General Boulanger das mot d'ordre empfangen, um die öffentliche Meinung in Aufregung zu versetzen, und ich halte einerseits den Chauvinismus in Frankreich und den Wunsch, mit Deutschland abzurechnen, noch für genügend stark und mächtig, andererseits, dank der systematischen Schulung des letzten Jahres, das Vertrauen des Landes in die Armee für genügend befestigt, um in solchem Moment die patriotisch erregten Gemüter zu Ausbrüchen hinzureißen, welche unter Umständen trotz der allgemeinen Abneigung des Landes gegen einen Krieg doch den Frieden gefährden könnten. Auf einen solchen kritischen Moment ist die Wirkung aller jener neueren Publikationen berechnet, welche den Franzosen Mut machen sollen, wie ‚Nous sommes prêts‘, ‚Avant la bataille‘, ‚L'Allemagne telle qu'elle est‘, u. a. m., sowie die zahlreichen noch neuerdings während der großen Manöver in der chauvinistischen Presse erschienenen ‚Ayons confiance‘, ‚Prêts‘. . . usw. überschriebenen Artikel, welche die große Überlegenheit der französischen Armee über die deutsche dartun sollen. Für einen solchen Moment endlich, wo General Boulanger als Verteidiger der Ehre und Würde Frankreichs auftritt, braucht er seine Popularität im Volke.“

So schrieb der deutsche Militärattaché im Oktober 1886. Es sind bestimmte Anzeichen dafür vorhanden, daß das Land schon damals doch nicht mehr so sehr gegen den Krieg war, wie es Villaume sagte. Er sprach in der deutschen überaus vorsichtigen Diplomatensprache der achtziger Jahre.

*

Das war im Jahr 1886. Aber viel schlimmer wurde das Jahr 1887.

Schließlich mußte man jetzt auch in Berlin wohl oder übel daran denken, sich auf den kommenden Krieg einzurichten. Man überprüfte auch einmal die Bestände des Bundesgenossen, nur, daß das Ergebnis dieser Prüfung nicht allzu erfreulich war.

In Wien war wieder einmal kein Geld vorhanden. Zudem, durfte Berlin allzusehr in Wien zureden, die Rüstungen zu

verstärken? Wäre man dann in Petersburg nicht wieder nervös geworden? Es war wirklich eine fatale Lage, in der man sich mit diesem Bundesgenossen befand. Zudem ließ er immer wieder die nicht gerade erfreuliche Absicht merken, im Ernstfall gegen Rußland möglichst stark den großen Bruder aus Berlin marschieren zu lassen. Daß man in der Wilhelmstraße und am Königsplatz hiervon wenig erbaut war, ist erklärlich.

Es war in der Tat eine schwierige Lage für Berlin, dem nichts unangenehmer als ein Krieg gewesen wäre. Zudem wurden die Leute in Frankreich immer närrischer.

Schließlich forderte auch die deutsche Regierung, notgedrungen, Heeresverstärkung. Der Reichstag lehnte sie ab und wurde aufgelöst.

Bismarck und seine Leute schliffen jetzt die Schwerter, suchten aber mit allen Mitteln Europa vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Mit dem neuen französischen Botschafter Herbette in Berlin wurde so viel wie möglich Freundschaft gehalten.

Der Kanzler sprach mit ihm über Bulgarien und über die Kriegsmöglichkeiten, die sich aus dem bulgarischen Konflikt ergeben könnten. Er meinte natürlich Frankreich und Boulanger. „... heute spielen sich diese Kriege nicht mehr zwischen 50 000 oder 60 000 Menschen ab, die sich Zeit lassen und ihre Winterquartiere beziehen. Die Kriegführenden setzen alles aufs Spiel; das Leben ist bei ihnen und um sie herum völlig unterbrochen. Alle meine Bemühungen werden also auf Erhaltung des Friedens abzielen ... nicht bloß aus christlichen Gefühlen ... das ist ein dehnbarer Begriff ... nein, aus Interesse. Mein alter König und sein alter Diener wollen ihr Dasein ruhig beschließen. Einer friedlichen Politik werde ich mich widmen, solange ich das Vertrauen meines Kaisers behalte. . .“ So hat sich Bismarck damals französischen Quellen zufolge geäußert.

In diesem Zusammenhang sei auch auf eine andere Äußerung Bismarcks hingewiesen, die er damals tat: „Mein Rat wird nie dahin gehen, einen Krieg zu führen, deshalb, weil er später etwa doch geführt werden muß. . .“

In Frankreich stiegen die Wetterwolken höher und höher.

In Rußland grollte es dumpf.

★

Einige der Führenden unter den deutschen Generälen waren gewiß nicht so friedliebend wie der deutsche Kanzler. Ob Graf Waldersee in dieser Zeit, wie etliche meinen, unbedingt und unter allen Umständen für den Krieg gewesen sei, da er doch einmal kommen werde und besser jetzt denn später käme, ist nicht ohne weiteres zu beweisen. Da waren aber auch noch andere deutsche Militärs, die glaubten, es ihrem Beruf, dem Heer und dem Vaterland schuldig zu sein, Boulangers fortgesetzte Drohungen anzunehmen und den Krieg mit Frankreich beginnen zu lassen. Auch ihnen gegenüber blieb Bismarck ruhig und fest. „Sie wollen mich in den Krieg drängen, und ich will den Frieden. . .“, sagte er. Auch an ein anderes Wort Bismarcks aus dieser Zeit sei erinnert: „Einen Krieg vom Zaun zu brechen, wäre frivol; wir sind kein Raubstaat, der Krieg führt, nur weil es einigen konveniert.“

★

Eine schwer zu bestimmende Rolle spielte in diesen Tagen der österreichische Thronfolger Rudolf, der später ein so unrühmliches Ende fand.

Er war eng befreundet mit einem Journalisten namens Szeps, der das „Neue Wiener Tagblatt“ leitete. Szeps neigte zweifellos zu der politischen Auffassung der westlichen Demokratie und war ein warmer Fürsprecher Frankreichs.

In den politischen Briefen des Kronprinzen Rudolf findet sich eine Stelle, an der der Kronprinz über Deutschland spricht, nachdem er Frankreich als Land der großen Gedanken und des starken politischen Willens zur wirklichen Freiheit des Menschen gepriesen hatte. „Was ist Deutschland dagegen? Nichts als eine enorm erweiterte preußische Soldateska, ein purer Militärstaat, was er früher war, nur noch vergrößert. . .“

Es ist zu verstehen, daß dieser österreichische Thronfolger, der aller Voraussicht nach in allernächster Zeit Deutschlands Bundesgenosse werden sollte, schon jetzt Bismarck und dem alten Kaiser schlimme Sorgen machte.

Was sollte man auch in Berlin zu einer Auffassung sagen wie diese: „Was hat das Jahr 1870 Deutschland genützt? Zu den kleinen Königen und Fürsten haben sie noch einen Kaiser dazubekommen, eine viel größere Armee müssen sie zahlen, und ein von Soldaten, Polizei und strammem Beamtentum erhaltener Reichs- und

Einheitsgedanke schwebt auf den Flügeln eines anbefohlenen und anerzogenen Patriotismus an den Spitzen der Bajonette. . .“

Diese Sprache hätte auch ebensogut ein französisches Boulevardblatt führen können.

★

Die französische Regierung fing an, enorme Holzmassen in den Reichslanden aufzukaufen. Nun wurde man auch in Berlin sehr aufmerksam. War es richtig, was die Berliner Zeitungen schrieben, daß die französische Militärverwaltung das Holz kaufen ließ, um in der Gegend von Nancy große Barackenbauten auszuführen? Warum bestellten französische Interessenten in Deutschland jetzt derartige Mengen von Sprengstoffen, Mengen, wie sie niemals auch nur im entferntesten für den gewöhnlichen Industrie- und Manöverbedarf Frankreichs in Frage gekommen wären? Man sieht aus den Aktenstücken 1242 und 1243 im sechsten Band der „Großen Politik“, wie genau Bismarck über die Vorgänge in Frankreich unterrichtet war.

Daß Bismarck nun mit einem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland rechnete, war seine Pflicht, und daß er die französischen Ausreden richtig wertete, beweist eine seiner Randbemerkungen beim letztgenannten Aktenstück. Sie lautet in bezug auf diese Ausreden sehr deutlich: „Alles Schwindel.“

Es ist zu verstehen, daß sehr schnell in Paris der Gedanke kolportiert wurde, Deutschland würde Frankreich ob dieser Vorgänge zur Rechenschaft ziehen. Offenbar wollte man dem zuvorkommen. Es ist interessant, in dem Buch von Pagès über die deutsche Hegemonie nachzulesen, wie der französische Außenminister Flourens seinen nach Berlin geschickten Beschwichtigungsbotschafter Herbette wieder in Bewegung setzte. Pagès gibt die Anordnungen Flourens für Herbette wie folgt wieder: „Sie können sagen, daß bei uns über Krieg und Frieden nicht der Kriegsminister entscheide und daß der feste Wille der ganzen Regierung ebenso wie der der Kammern, die die öffentliche Meinung vertreten, dahingeht, den Frieden zu erhalten. . .“

Man kann es Bismarck wahrhaft nicht verargen, wenn er all diese Versuche, mögen sie ehrlich oder unehrlich gewesen sein, mit jener wiedergegebenen Randbemerkung abtat.

★

„Bou langer, c'est la guerre!“

Dieses Wort, in diesen Tagen der stärksten Krise entstanden, kennzeichnet besser als alle amtlichen Versicherungen, kamen sie aus der Wilhelmstraße oder vom Quai d'Orsay, den wirklichen Ernst der Lage.

Deutschland ließ vom 7. Februar ab 73 000 Reservisten zwölf Tage lang üben. Weiter bestätigte sich die Nachricht, daß Bismarck vom Preußischen Landtag zur Bestreitung der ersten Kriegsbedürfnisse einen Kredit von 300 Millionen Mark anfordern werde. Der berühmte Artikel „Auf des Messers Schneide“, ganz offenbar amtlich inspiriert, erschien in der „Post“. In diesem Artikel wurde mit ganz klaren und scharfen Worten Boulanger als der Mann gekennzeichnet, dessen Stellung in Frankreich unangreifbar geworden sei, und man konnte von der durch Boulangers Verhalten herbeigeführten unmittelbaren und ernstesten Kriegsgefahr lesen.

An der Pariser Börse brach eine Panik aus.

Der erste grelle Blitz durchzuckte die Wetterwände.

Es war die Nachricht, die wir schon kennen, daß Flourens seine Demission eingereicht habe, er, von dem man auch in Berlin überzeugt war, daß er den Krieg nicht haben wollte!

In Berlin war man starr. Man kannte den wirklichen Grund des Rücktritts nicht. Eben das war es, daß man das Schwert noch fester faßte.

Es mußte aber zum Losschlagen erhoben werden, als der wirkliche Grund von Flourens Rücktritt nach Berlin gemeldet wurde. Durch Zufall war Flourens ein Brief Boulangers in die Hände gefallen, den dieser an den russischen Kriegsminister gerichtet hatte, und heimlich, ohne Wissen des Außenministers, durch den französischen Militärattaché in Petersburg befördern lassen wollte.

Der Präsident Grévy, der in diesen Tagen alles tat, den furchtbaren Krieg zu verhüten, soll, wie man so sagt, Flourens auf den Knien gebeten haben, seine Demission zurückzunehmen. Der Krieg wäre sonst unvermeidlich.

Flourens tat es schließlich.

In Berlin wurde man wieder etwas ruhiger.

★

Gegen Ende des Monats April passierte die Geschichte mit dem Mann, der den lustigen Namen hat.

Schnäbele wurde verhaftet. Also berichteten die Zeitungen.

Wer ist Schnäbele? Also fragte alle Welt. Die ganz Klugen wußten es. Es sei der Mann, der nun zur Berühmtheit der Welt werden würde! Seinetwillen würde Frankreich Deutschland den Krieg erklären!

Nun, Boulanger hätte es gewiß getan, hätten die einsichtigen Leute in Paris schließlich doch nicht seine Charlanterie erkannt und hätte Bismarck nicht doch gar zu ernst gesprochen.

Der berühmte Schnäbele war vor seiner Verhaftung noch ganz unberühmt. Nur die deutschen Grenzbehörden kannten ihn als einen französischen Polizeikommissar und wußten, daß gegen ihn ein Haftbefehl des Reichsgerichts in Leipzig wegen einer Landesverratsache vorlag.

Trotzdem wagte es dieser französische Beamte mit dem lustigen deutschen Namen, über die Grenze zu kommen. Als er mit deutschen Zollbeamten in Pagny auf deutschem Gebiet zusammentraf, wurde er verhaftet und schnellstens nach Metz überführt.

Boulanger, Déroulède und all die anderen Kriegshetzer jauchzten auf.

C'est la guerre. . .!

Nun war da kein Zweifel mehr.

Die Würfel waren gefallen. Nun kam der Krieg, der heilige Krieg. . .!

Ungeheuer groß war die Aufregung in Paris. Auch in Berlin blieb man nicht ruhig. In London und Petersburg biß man die Zähne zusammen.

Die Deutschen hatten die Grenze überschritten!

So war es wenigstens am 25. April 1871 im „Temps“ zu lesen: Ein Bericht des Generalprokureurs Sadoul bewies das klipp und klar.

Boulanger spernte den Urlaub für die Militärpersonen der zunächst in Frage kommenden Regimenter, die französischen Güterwagen wurden freigemacht für die Truppentransporte!

★

Am 23. April fand in Paris ein Ministerrat statt. Als man auf die Verhaftung Schnäbeles zu sprechen kam, schwieg Boulanger eisig in großer Pose. Schließlich forderte ihn der Präsident der Republik auf, sich zu äußern. Es wird erzählt, daß der Kriegs-

minister dem Präsidenten ein Stück Papier reichte und folgendes sagte: „Unterschreiben Sie den Befehl und in achtzehn Stunden wird die Ostfront von Truppen besetzt sein. . .“

Darauf stand er auf und verließ die Sitzung.

So berichtet der deutsche Militärattaché in Paris, Hauptmann Freiherr von Hoiningen, gen. Huene. In diesem seinen Bericht erzählt er weiter, wie in den Tagen, als Schnäbele in Metz festsaß, ein ruhig denkender hoher französischer Militär ihm sagte, daß er der Geschichte mit Schnäbele keine große Bedeutung beimesse, jedoch ausführte, daß die Absicht, dem französischen Volke das Gefühl des von Deutschland Vergewaltigtwerdens beizubringen, wie dies die Taktik der maßgebenden Leute seit Monaten gewesen, nunmehr vollkommen erreicht sei; die Erbitterung der großen Masse sei gegenwärtig eine tiefinnerliche; Deutschland möge in der Schnäbele-Angelegenheit noch so sehr im Recht sein, beziehungsweise sich noch so korrekt benehmen, so sei die allgemeine Stimmung in Frankreich zur Zeit doch so schlecht, daß ein an und für sich ganz gleichgültiger neuer Vorfall mit Leichtigkeit eine Situation schaffen, eine Handlung zur Folge haben könne, deren Folge der Krieg sei. Diese allgemeine Stimmung im Verein mit dem nicht reinen Gewissen eines gewalttätigen Kriegsministers wäre nach seiner Ansicht eine nicht geringe Chance für baldigen Beginn eines Krieges.

In Straßburg wohnte ein Mann; der nannte sich Tobias Klein. Der hatte dem guten Schnäbele diese Suppe eingebrockt. Niemand wußte recht, wovon sich Klein eigentlich ernährte. Man hielt ihn allgemein für eine jener dunklen Existenzen, die sich als Agenten vieler Dinge hergeben und wie sie in jedem Spionageprozeß immer wieder auftauchen. In dem Verfahren wegen Landesverrats, das gegen Tobias Klein schwebte, hatte er Schnäbele schwer belastet. So wurde auch dessen Verhaftung angeordnet.

Ob Schnäbele über die deutsche Grenze gelockt wurde oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Es wurde dieses und jenes behauptet. Jedenfalls saß er nun in Metz und Boulanger ritt auf schwarzem Pferd unter dem brüllenden Jubel der Massen durch die Straßen von Paris.

Je höher in der Hauptstadt Frankreichs die Wogen der Aufregung stiegen, desto ruhiger blieben Bismarck und die Leute um ihn.

Auf dem vorschriftsmäßigen Weg teilte er der französischen Regierung die Verhaftung Schnäbeles und ihre Gründe mit.

Und mit einem Satz schaltete er für Berlin jede Möglichkeit einer Katastrophe aus: „Sollten Mißgriffe bei der Verhaftung vorgekommen sein, so würde ich sie lebhaft bedauern und mißbilligen.“

Herbert Bismarck sprach mit Herbette, daß man von einem Polizisten nicht besonders chevalereske Rücksichtnahme erwarten könnte.

Mit der dienstgewohnten Ruhe eines unteren Beamten erledigte Bismarck diese subalterne Angelegenheit. War man auf deutscher Seite nicht ganz korrekt verfahren, so korrigierte der Minister das nun. Ja, man ging sogar so weit, Schnäbele nach kurzer Zeit freizulassen!

Wie es in Paris in diesen Tagen aussah, das zeigt am besten die Äußerung des Ministerpräsidenten zu Herbette, den man nach Paris gerufen hatte: „Der Zwischenfall ist abgeschlossen, es sei! Aber vielleicht wäre es besser gewesen, bei diesem Anlaß mit all diesen deutschen Streitigkeiten ein Ende zu machen durch einen Krieg!“

Erinnert sei auch an die Äußerung des belgischen Gesandten in London, Baron Solvyns. Er beurteilte die Lage mit diesen Worten: „Solange der General Boulanger am Ruder ist oder vielmehr solange die französische Öffentlichkeit nicht darauf verzichtet, mit Empfindungen zu prahlen, deren Ausdruck gewissermaßen der General ist, werden die Gerüchte eines Bruches zwischen den beiden Ländern beim geringsten Zwischenfall zur Wahrheit werden.“

In Paris piff man die Lohengrin-Vorstellung aus. Und doch wurde es langsam ruhiger.

Am 17. Mai stürzte das Kabinett Goblet.

Jetzt kam es darauf an, das neue Kabinett ohne Boulanger zu bilden.

Rouvier gelang das Meisterstück.

Boulanger war tot. Der Friede Europas lebte.

*

Noch aber waren die Flammen nicht ganz erstickt. Immer wieder brannten sie aus den glimmenden Balken und den rauchenden Trümmern des von Boulanger erbauten und jetzt zusammengestürzten Tempels hoch.

Man erinnerte sich der Truppenschau des Vorjahres. Schon damals hatten begeisterte Kundgebungen für Boulanger die Pariser zur Siedehitze gebracht. Es war nun wieder der 14. Juli, es war wieder Truppenschau. Besser als alles andere spricht ein Bericht des deutschen Botschafters, Grafen Münster, an den Reichskanzler, Fürsten von Bismarck, vom 17. Juli.

Es sei bei der Truppenschau gewesen wie im Vorjahre. Als der Präsident Grévy mit den Ministern erschienen war, hatte eine Kundgebung sondergleichen für Boulanger, für Elsaß-Lothringen, für den Krieg mit Deutschland, für die Revanche eingesetzt! Die Schmährufe gegen Deutschland, gegen Berlin, gegen Bismarck, wollten kein Ende nehmen.

Aber hören wir, was Graf Münster unterm 17. Juli nach Berlin berichtet: „Präsident Grévy hatte mich durch Herrn Flourens bitten lassen, ihn vor meiner Abreise zu besuchen. Er empfing mich auf das freundlichste und begann das Gespräch damit, daß er mir dafür dankte, daß ich nicht seiner Einladung zur Parade gefolgt sei. Es sei alles bis auf einige Ungezogenheiten gegen ihn sehr gut verlaufen. Für sich hätte er sich dem aussetzen müssen: wenn mir oder den der Botschaft attachierten Offizieren aber gegenüber auch nur das Geringste vorgekommen, wenn ich irgendeine Unannehmlichkeit gehabt hätte, so würde er das tief beklagt haben. Das Fernbleiben und das Vermeiden dieser Gefahr habe er als eine besondere Rücksichtnahme für ihn angesehen. . .“

Man sieht, daß die Stimmung immer noch außerordentlich gefährlich war. Graf Münster hatte recht daran getan, sich und die der deutschen Botschaft attachierten Offiziere von dieser großen Truppenschau, die wieder einmal mit einem großen Revancherummel endete, fernzuhalten.

Grévy wollte keinen Krieg. Er sprach mit einer Offenheit zum Grafen Münster, wie sie sonst im diplomatischen Leben selten ist. Es sei ihm unbegreiflich gewesen, wie sonst ganz verständige Männer die Macht dieses Demagogengenerals überschätzt hätten. „Cet animal de général démagogue“ nannte er ihn.

Auch Flourens tat das Seine, die fürchterliche Spannung, die der „général démagogue“, der Theatergeneral, zwischen Deutschland und Frankreich erzeugt hatte, zu zerstören. In diesen Tagen

der größten Gewitterschwüle trieben die wenigen Einsichtigen in Paris und die Leute in Berlin Politik um Europas willen.

Um sich ein wirkliches Bild über das geradezu verbrecherische Treiben des Theatergenerals zu machen, ist es von großem Interesse, den vorhin erwähnten Bericht des deutschen Botschafters weiter zu verfolgen. Doch man lese selbst, wie der Präsident Grévy zu Graf Münster sprach: „Zweimal“, sagte zu meinem Staunen der Präsident, „wollte der General uns in den Krieg treiben. Das erstmal, als die Reservemannschaften der deutschen Armee zu der Übung mit dem Repetiergewehr einberufen wurden, das zweitemal bei der Verhaftung Schnäbeles!“

„Die Einberufung der deutschen Reserven wollte Boulanger durch die Einberufung der französischen Reserven und Mobilmachung beantworten. Er brachte“, sagte der Präsident, „das dazu erforderliche Dekret mit in den Ministerrat und verlangte meine Unterschrift.“

Das zweitemal habe der General den Versuch erneuert und habe, ehe die kaiserliche Regierung eine Antwort habe geben können, ein Ultimatum und Absendung der Truppen an die deutsche Grenze verlangt! Er habe den Ministerpräsidenten Goblet dafür gewonnen und von dem Augenblick an sei er, der Präsident Grévy, entschlossen gewesen, das Kabinett Goblet und vor allen Boulanger zu beseitigen, habe es aber durch ein Votum der Kammer herbeiführen wollen — und das sei geglückt.

Die Beseitigung Boulangers hätte ihm allerdings viel größere Schwierigkeiten gemacht, als er erwartet hatte, und die einzigen beiden Männer, die ihm dabei energisch zur Seite gestanden hätten, seien Rouvier und Flourens gewesen. Er glaube, daß „jetzt dem General Boulanger die Zähne ausgezogen seien“.

„Sie können jetzt ruhig abreisen, und ich hoffe sehr, Sie im Herbst wiederzusehen. Hier im Lande wird sich alles beruhigen, ich sehe keine ernste Wolke am politischen Horizont. . .“

Das waren die Worte des Präsidenten der französischen Republik Grévy zu dem deutschen Botschafter Graf Münster.

Der Vorhang schloß die Bühne, auf der der Theatergeneral sein Stück gespielt hatte.

Die Lichter erloschen; das Publikum ging nach Hause.

Grévy und Bismarck hatten den Frieden Europas gerettet, und hatten nicht einmal zuvor darüber eine Konferenz abgehalten.

Noch einmal ist die furchtbare Gefahr gebannt. Aber dicht am Abgrund fuhr diesmal der Wagen Europas entlang. Des Meisters Hand, die immer noch die Zügel führt, rettete ihn vor dem Absturz.

Mit erschreckender Schnelligkeit ändert sich jedoch jetzt die politische Struktur Europas, nachdem es gelang, Bismarck die Zügel aus der Hand zu nehmen. Starke, leidenschaftsvolle Wünsche, Hoffnungen, Haß melden sich an. Zehn Jahre braucht Europa jedoch, um sich aus dem Rahmen zu lösen, in den des Meisters Kunst es einst fügte. Dann aber hat der Erdteil sich umgruppiert.

Europa fährt einen neuen Kurs. Die Fronten gegen Berlin bilden sich.

Die Rivalität auf dem Erdteil läßt die Völker Europas stärker denn zuvor über das Meer sehen. Belehrt durch Englands große Übersee-Erfolge, besinnen sie sich auf die alten Zeiten, in denen ihre Schiffe glück- und frachtbeladen Reichtum von fernen Gestaden brachten.

Aufs neue gehen die Augen der Völker in jene Weiten, in denen in den letzten dreihundert Jahren fast nur englische Schiffe Ehre und Reichtum für das Mutterland suchten.

Neue Völkerschaften haben sich jenseits des Meeres gebildet, neue Länder sind entstanden, neuer Reichtum hat sich gesammelt.

Die Schätze der Welt locken aufs neue Europa.

Ganz unruhig wird nun das Spiel auf der europäischen Bühne. Habgier und Mißgunst beginnen zu arbeiten auf dieser Bühne, die soviel Trauerspiele und, ach, so wenig Lustspiele sah.

Vieh, Silber und Gold.

„Berlin, den 12. Mai 1899.

Es ist unbedenklich, daß Herr de Beaufort vertraulich in Pretoria wissen läßt, seinen zuverlässigen Informationen zufolge erachte auch die deutsche Regierung es als im wahren Interesse der Transvaalregierung gelegen, wenn Präsident Krüger in Berücksichtigung der jetzigen Sachlage tunliches Entgegenkommen zeigt.
Bülow.“

Bernhard von Bülow, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin, richtete dieses Telegramm an den deutschen Geschäftsträger im Haag, Herrn von Flotow.

Herrn de Beaufort, der nun schon fast zwei Jahre hindurch das holländische Ministerium des Äußern mit Geschick und Umsicht leitete, machte die Geschichte da unten in Südafrika vielerlei Sorgen. Er stützte sich in diesen für ihn gewiß nicht leichten Wochen gern auf Berlin, nahm auch gern einen Rat aus der Wilhelmstraße an. Hatten doch die Berliner zum mindesten gute Erfahrungen in der Behandlung schwieriger Fälle, die leicht zum internationalen Konflikt werden können.

Dem Präsidenten der Transvaalregierung, Herrn Paul Krüger, wurde dann auch sofort die Ansicht der deutschen Reichsregierung mitgeteilt. Das konnte ihm durchaus nicht schaden, wenn er, der Eigensinnige, Starrköpfige, einmal wußte, wie in der Mitte Europas der Wind wehte. Seine Antwort an die Niederländer, die den großen deutschen Bruder vorgeschoben hatten, war diese:
„Ich erkenne mit aufrichtigem Dank den freundschaftlichen Rat der niederländischen Regierung an; ich werde mich so nachgiebig wie nur irgend möglich zeigen, kann aber nicht die Selbständigkeit meines Landes opfern. . .“

Nun, die Selbständigkeit der Burenrepublik, das war so eine fragliche Sache. Jedenfalls faßte man sie in London anders auf als in Pretoria. Die Suzeränität Englands in Transvaal, das war auch

ein sehr heikles Thema; heikel war auch die Frage des Stimmrechtes für die Uitlanders. Man konnte es den Buren nicht verdenken, daß sie darüber so ihre eigenen Gedanken hatten. Und wenn auch der „Standard“ in London schrieb, daß das Territorium da unten, abgesehen von den Minen, ganz wertlos sei, so waren es ja gerade diese Minen, um die sich Paul Krüger und seine Bauern sorgten. Das übrige Territorium, nun, das hätten sie schließlich vielleicht Herrn Chamberlain in London zum Geburtstagsgeschenk gemacht, wenn er es durchaus hätte haben wollen, und — wenn er ihnen dafür vielleicht die Grafschaft York angeboten hätte. Aber diese Minen? Nein.

Der englische Premierminister Lord Salisbury lachte dann auch herzlichst, als ihn der Graf von Hatzfeld, der deutsche Botschafter in London, auf diese Stelle im „Standard“ hinwies. . .

★

Im Mai des für England und für Südafrika so schweren Jahres 1899 hatte eine Zusammenkunft zwischen dem Präsidenten Krüger und dem Präsidenten und Oberbefehlshaber der Kapkolonie Sir Alfred Milner in Bloemfontain stattgefunden. Man hatte allerlei besprochen. Es war jedoch bei der Geschichte kaum etwas herausgekommen. Was sollte auch Sir Alfred Milner viel anfangen? Konnte er sich doch auf seine eigenen Leute nicht verlassen, hatte doch der Kapminister Schreiner hinter seinem Rücken Waffen und Munition für die Transvaalregierung passieren lassen! Darüber dachte man jetzt in London scharf nach. Zudem wußte man aus sicheren Quellen, daß Ohm Paul einen jeden seiner Buren mit mindestens zwei Gewehren ausrüsten konnte. Nur Munition fehlte ihm sehr.

Jedenfalls war die Besprechung zwischen Alfred Milner und Paul Krüger ergebnislos verlaufen. Das gab an der Londoner Börse eine starke Baisse. Im Kolonialamt sah man die Lage für sehr ernst an und man beschäftigte sich dort mit dem Gedanken, die guten Dienste Deutschlands zu erbitten. Deutschland sollte auf Paul Krüger einen Druck ausüben, ihn von kriegerischem Unternehmen gegen England abzuhalten. Die englische Hochfinanz war gegen den Krieg.

★

„Auf die Vermittlung zwischen England und Transvaal sollten wir uns womöglich nicht einlassen. Ohne erhebliches Zurückziehen des einen Teiles ist der Streit nicht auszugleichen. Muten wir Transvaal Konzessionen zu, welche dort böses Blut machen, so haben wir Unannehmlichkeiten mit der deutschen öffentlichen Meinung. Raten wir den Engländern, ihre Stellung als Vormacht, d. h. als Suzerän, nicht ferner zu beanspruchen, so kommen wir England gegenüber auf einen Standpunkt akuten Mißtrauens. . .“, schrieb Baron von Holstein damals in einer seiner häufigen Aufzeichnungen. Kaum einer kannte die Schachzüge der europäischen Politik jener Zeit so gut wie er. Darum war es auch so schwer, etwas gegen seine Argumente zu sagen, obwohl er letzten Endes auch kein Meister seiner Kunst war.

★

„Gottlob, daß ich noch ein Bad in Christenblut nehmen kann, bevor ich sterbe. . .“

Das stand unter einem Bild in dem französischen Witzblatt „Rire“. Man sah die Königin Viktoria von England, in einer Badewanne sitzend, die Krone auf dem Kopf, in der Bibel lesend. So dachte ganz Paris, so dachte ganz Frankreich über diese Angelegenheit. Die französische Presse sprach fast durchweg nur von Räubern, Dieben und Usurpatoren, wie sich Sir Hugh MacDonell, der englische Gesandte in Lissabon, bei seinem deutschen Kollegen, dem Grafen von Tattenbach, beklagte. In Wirklichkeit war es doch wohl so, daß die alte Königin Viktoria in ihren letzten Lebenstagen kein Blutvergießen mehr sehen wollte, wenn sie auch die schlimme Niederlage von Majuba immer noch heftig schmerzte.

★

War denn wirklich das Land da unten in Südafrika so wichtig, daß seinetwillen ganz Europa in einen Aufruhr geriet, der fast an die Tage vor dem Ausbruch des Deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 erinnerte?

Den Engländern wohl.

Und es ist auch zweifellos falsch, wenn man jenem vernarrten Jameson die Schuld am Burenkrieg zumißt. Dieser Krieg wäre gekommen auch ohne Dr. Jamesons Mitwirkung.

Der alte friedliche Salisbury wollte den Krieg nicht. Chamberlain wollte ihn. Sein Wille, in Südafrika reinen Tisch zu machen, ging bei ihm sogar so weit, daß er in einer vertraulichen Unterhandlung mit dem deutschen Legationsrat von Eckardstein die Furcht nicht verbergen konnte, die von ihm konstruierte Maschinerie könne im letzten Augenblick doch nicht richtig funktionieren.

„Nur eine Furcht habe ich,“ sagte er, „daß der Oranje-Freistaat im letzten Augenblick sich zurückziehen und neutral bleiben wird. Dann bleibt er als unabhängiger Keil im zukünftigen englischen Südafrika. . .“

★

Jener Dr. Jameson war ein Narr, auch wenn er mit Cecil Rhodes und den allbritannischen Versammlungsrednern in Johannesburg unter einer Decke steckte! Anstatt Kranke gesund zu machen, wie es sein eigentlicher Beruf forderte, war er als der kleine Napoleon Südafrikas im Dezember 1895 in das Land der friedlichen Buren eingefallen! Und es war selbstverständlich, daß die englische Regierung sehr schnell von diesem Dummenjungenstreich abrücken mußte. So klug war man auch im Foreign Office. Unnötig war auch der Befehl in der Wilhelmstraße an den deutschen Botschafter in London, Graf von Hatzfeld, daß er sofort um seine Pässe zu bitten habe, wenn Mister Jamesons Raid vom Foreign Office gebilligt würde. Nein, so töricht war man in London nicht, sich offen zu diesem Narrenstreich zu bekennen.

Reichlich drei Jahre später, als der Burenkrieg im vollen Gange war, sagte Kaiser Wilhelm II. nach seiner eigenen Aufzeichnung für den Grafen von Bülow zu dem französischen Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, von dieser Zeit, da Jameson wie ein Räuber in Transvaal eingefallen war: „Wenn damals alle Staaten sich an uns angeschlossen hätten, wäre etwas zu machen gewesen. . . Im Jahre 1896 war die englische Flotte unvorbereitet.“

„Der politische Horizont ist jetzt eben eigentümlich. Armenien und Venezuela sind offene Fragen, die England aufgeworfen hat, und nun ist plötzlich die Transvaal-Republik in höchst gemeiner Weise angegriffen worden, wie es scheint, nicht ohne Englands Mitwissen. Ich habe eine sehr ernste Sprache in London geführt und Verbindung mit Paris zur gemeinsamen Verteidigung unserer gefährdeten Interessen hergestellt, denn französische und deutsche

Kolonisten haben sich unmittelbar aus freiem Entschluß verbunden, den vergewaltigten Buren zu helfen. Ich hoffe, auch Du wirst diese Frage freundlich erwägen, denn es handelt sich um den Grundsatz der Aufrechterhaltung einmal geschlossener Verträge. Ich hoffe, es wird alles wieder zurecht kommen. Aber komme, was da will, ich werde den Engländern niemals erlauben, Transvaal zu unterdrücken. . .!“ schrieb der Kaiser damals zum neuen Jahr an den Zaren in einem seiner berühmten Briefe, die ein so beredtes Zeugnis dafür ablegen, wie der Kaiser die europäischen Dinge sah.

Es ist schwer zu sagen, wie sich der Deutsche Kaiser die Entwicklung der südafrikanischen Dinge, die doch von so großer Bedeutung für die Gestaltung Europas werden konnten, damals vorstellte.

Ein Tag, nachdem er jenen Brief an den Zaren Nikolaus geschrieben hatte, fand in Berlin eine Konferenz beim Reichskanzler Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst statt. Der Kaiser, der Reichskanzler, der Staatssekretär des Äußeren Marschall von Bieberstein und die beiden Admirale Hollmann und Knorr sind zugegen. Der Kaiser eröffnete und leitete die Sitzung:

„. . . darum ist der Augenblick gekommen, in dem Deutschland das Protektorat über Transvaal übernehmen muß. Wir müssen sofort unsere Marineinfanterie mobil machen, wir müssen Truppen nach Transvaal senden, wir müssen in der Delagoabai festen Fuß fassen und dann auf der Konferenz, die bestimmt folgen wird, England die Führung in Südafrika abnehmen und selbst die Oberhand gewinnen. . .!“

Man ist starr; eisiges Schweigen. Als erster faßt sich der Reichskanzler:

„Das ist der Krieg mit England. . .!“

Nun finden auch die anderen das Wort. Ein jeder versucht auf seine Weise, den Kaiser von diesen Gedanken abzubringen. Es ist umsonst.

Zuletzt macht er der Besprechung kurz ein Ende:

„Fragen Sie Holstein. . .!“

Marschall von Bieberstein geht hinüber zum Geheimrat von Holstein. Der sitzt im Nebenzimmer und denkt gar nicht daran, der Aufforderung, ins Beratungszimmer zu kommen, Folge zu leisten. Er, der so viele Jahre Deutschlands Politik leitete, der

Gesandte und Botschafter maßregelte, der Reichskanzler absetzte und einsetzte, dessen Gedanken oftmals so dunkel und unergründlich waren, daß unbestritten von ihm erzählt wird, er habe einst Bismarck den Rat gegeben, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm vergiften zu lassen, er weiß, daß wenige Meter von seinem Zimmer die Führenden des Deutschen Reiches über die auswärtige Politik beraten, jene Politik, die doch sein eigenes Gebiet ist, in das er sich nicht hineinreden läßt! Nochmals fordert ihn Marschall auf, ins Beratungszimmer zu kommen. Vergeblich.

„Kolonialdirektor Kayser ist zuständig. . .!“ Das ist alles, was Holstein zu dieser Sache zu sagen hat.

Kayser weiß einen Ausweg. Er kennt das System, kennt die Klaviatur, auf der gut zu spielen ist, er kennt den Monarchen. Zudem ist sein Gedanke recht geeignet, dem Kaiser eine goldene Brücke zu bauen. Er schlägt vor, der Kaiser möge an den Präsidenten Krüger ein Glückwunschtelegramm schicken! Vortrefflich, vortrefflich! Der Staatssekretär atmet erleichtert auf, der Direktor schreibt, versieht den Entwurf mit seinem Zeichen und kurze Zeit später steht Marschall vor dem Kaiser, entwickelt ihm als seine Idee, ein Glückwunschtelegramm an den Präsidenten Krüger und liest vor: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe der befreundeten Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und das Ansehen Ihrer Regierung gegen Angriffe von außen zu bewahren!“

Es ist auch heute wie so oft.

Was wollen diese Leute von ihm, dem Kaiser?

Auch heute drängen sie ihn wieder zurück. Was wollen sie von ihm? Regieren sie oder regiert er? Mit verbissenen Mienen hört er das Verlesen des Entwurfes. Er macht einen Einspruch. Für das Ansehen der Regierung wird die Unabhängigkeit gesetzt. Dann wird das Telegramm abgeschickt. Die Sitzung ist beendet. Mit kurzem Gruß will sich der Kaiser verabschieden.

Der Admiral Knorr ist etwas schwerhörig. Er konnte dem Verlauf der Dinge nicht so schnell folgen wie die übrigen Herren. Nun steht er am Fenster und liest den Entwurf. Entsetzt fährt

er herum, tritt auf den Kaiser zu, bittet, beschwört ihn, das Telegramm nicht abzusenden.

„Warum. . .?“

„Majestät, das Telegramm wird eine ungeheuer schädliche Wirkung in London haben! Wir werden den Schaden nie wieder gutmachen können! Niemals. . .“

Der Kaiser wird nachdenklich. Hat er nicht recht, der alte Knorr? Die Depesche soll zurückgehalten werden! Umsonst. . . Der Reichskanzler berichtet, daß sie schon im Laufen sei.

Wenige Minuten später ist ein anderer entsetzt. Holstein hat auf einen Augenblick seine Ruhe verloren. „Ja, sind die Leute denn. . .? Die Depesche muß aufgehoben werden!“ Umsonst. Holstein macht dem Staatssekretär Vorwürfe.

„Sie wissen nicht, was der Kaiser sonst noch getan hätte. . .“ verteidigt sich der Staatssekretär.

★

In den Londoner Docks wurden die Deutschen mit Knüppeln niedergeschlagen, in den Kaffeehäusern wurden sie geohrfeigt. Mehrere hundert deutsche Angestellte und deutsche Kellner wurden fristlos von ihren englischen Firmen entlassen. „Die richtige Antwort wäre die Berufung unserer Mittelmeerflotte in die Nordsee“, schrieb die Morningpost, „. . . es ist schwer, ruhigen Blutes von dieser Depesche zu sprechen. . . England wird das nicht vergessen und bei Fortsetzung seiner äußeren Politik in Zukunft immer daran denken. . .“

Gab es aber nicht schon eine Großmacht in Europa, die nicht davon sprach, immer aber daran dachte, Deutschland an den Hals zu springen?

Der deutsche Botschafter in London, Graf von Hatzfeld, wollte zurücktreten, wegen „des unverständlichen Irrsinns, den die Wilhelmstraße befallen hat. . .“

Am 3. Januar war die Depesche auf den Draht gegeben worden, schon am 8. Januar war die erste Zusammenstellung eines fliegenden Geschwaders in der Nordsee fast beendet, Chamberlain drohte, man werde sich unter keinen Umständen die Einmischung einer fremden Macht gefallen lassen.

Der deutsche Handel in London kam fast ganz zum Erliegen.

★

Das war im Januar 1896 gewesen.

Nun war es gut drei Jahre später. In drei Jahren wenden sich viele Dinge. Die Wilhelmstraße ließ Herrn Krüger in Pretoria wissen, daß sie ihm zu tunlichem Entgegenkommen rate. Hollands Minister des Äußeren, Herr de Beaufort, führte, wie man weiß, diese Mission gern und schnell aus.

Es war umsonst. Chamberlains Plan stand fest. Und Paul Krüger arbeitete ihm, seinem Todfeind, ohne es zu wissen, in die Hände. Er und ein Teil seiner Leute versteiften sich auf die Suzeränitätsfrage, verrannten sich in den Gedanken einer absoluten Unabhängigkeit der Transvaalrepublik, die in Wirklichkeit ja gar nicht mehr vorhanden war. War sie doch schon durch Verträge des Jahres 1884 zum mindesten stark in Zweifel gezogen. Dazu gab es noch Leute genug, die den stiernackigen Präsidenten in seinem Starrsinn bestärkten. Wenige Stimmen gab es, die ihm zur einsichtsvollen Klugheit rieten. Er hätte mit ihr wohl mehr für sein Land erreicht. Aber diese Stimmen wollte er nicht hören, selbst, wenn sie ihm in seinem eigenen Volksrat entgegenschollen.

So kam es, wie es kommen mußte.

Pretoria und London schicken sich einander Noten zu. Jede überbot ihre Vorgängerin an Schärfe. Schließlich bekam das stolze Albion von der Transvaal-Republik ein Ultimatum. Das war am 10. Oktober 1899 und zuviel für die Leute an der Themse. Sie lehnten scharf und deutlich ab. Die Transvaalregierung erklärte darauf, sie werde jede neue englische Truppenbewegung in Richtung auf die Grenze Transvaals als Kriegserklärung ansehen! Das ließen sich die Engländer nicht zweimal sagen und rückten umgehend der Grenze Transvaals ein wenig näher. Wie alle Kriege der neuen Zeit begannen, so begann auch dieser Krieg. Pünktlich wie ein Uhrwerk schnurrte die Maschine ab, sobald der Hemmungshebel abgezogen war. Die Buren beider Republiken rückten in Natal ein.

Der Krieg war da.

Man weiß, wie schlimm es den Engländern anfangs erging.

„Ich schicke den Extrakt von Unterhaltungen, die hier in militärischen Kreisen über den Burenkrieg geführt werden, in der Form von Reflexionen, die nur eine Orientierung für Dich über das sein sollen, was hier das Militär sagt und denkt. Ich habe es, ohne einen

Kommentar und jede Parteinahme aufgesetzt. Tu damit, was Du magst, Du kannst es auch ruhig in den Ofen stecken.“

Es ist schwer zu sagen, welches Schicksal die militärischen Gedankensplitter, die der Deutsche Kaiser mit diesem Brief seinem Onkel schickte, erfahren haben.

Eduard VII. bedankte sich. Im Februar bekam er von seinem Neffen eine zweite Zusammenstellung von Gedanken. „Sie können von einigem Nutzen sein. . .“, schrieb der kaiserliche Briefschreiber, „denn sie sind von einem Manne niedergeschrieben, der dem aktiven Militärdienst seit 23 Jahren angehört und die Ausbildung der deutschen Armee seit zwölf Jahren entscheidet und leitet. . .“

Diese Gedankengänge werden wohl keinen besonderen Einfluß auf die Kriegführung in Südafrika gehabt haben, wenn der Kaiser auch später einmal darauf hingewiesen hat, daß der Plan Roberts seinen Gedanken entsprochen hätte. Nur der letzte Teil der kaiserlichen Aufzeichnung ist nicht ohne Interesse. Es heißt da:

„Aus der gegenwärtigen Kriegslage ist militärisch Durchschlagen des nicht mehr recht zu machen. Kann daher die Politik die obenverlangte absolut sichere Garantie nicht erreichen, dann ist es jedenfalls besser, die Sache zu liquidieren. Auch der schneidigste Fußballklub nimmt, wenn er trotz tapferer Gegenwehr geschlagen wird, schließlich seine Niederlage mit Gleichmut hin. Bei dem großen Match England gegen Australien im vorigen Jahre hat England den Sieg der anderen mit ritterlicher Anerkennung ruhig getragen.“

Der Vergleich mit dem Fußballklub war für des Onkels gewiß nicht zarte Nerven aber doch zu viel.

„Ich fürchte, daß ich Deine in dem letzten Paragraphen Deines Memorandums ausgedrückte Ansicht nicht teilen kann, indem Du unseren Konflikt mit den Buren mit unseren Fußballwettspielen mit den Australiern vergleichst, in welchen die letzteren siegreich waren, und wir unsere Niederlage hinnahmen. Das britische Reich kämpft jetzt geradezu um seine Existenz, wie Du sehr wohl weißt, und für unsere Überlegenheit in Südafrika. Wir müssen daher jede uns verfügbare Kraft benutzen, um am Ende die siegreiche Probe zu bestehen. . .“, schrieb er am 8. Februar vom Marlborough-Haus.

★

Im nächsten Monat schrieb der Kaiser an die Königin Wilhelmina von Holland:

„. . . gewiß wird oft bei solcher ‚Realpolitik‘ die christliche Moral arg geschädigt, und Taten geschehen, die mancher nicht von diesem Standpunkt aus billigen kann. Allein, wer an Gott den Herrn als Oberrichter der Weltordnung glaubt, der weiß auch, daß ihm nichts im Leben der Völker entgeht, und daß er Unrecht straft mit unerbittlicher Strenge, wann? und wie? Das steht bei ihm! Man muß dann schweigen, wenn auch tieftraurig, den Dingen ihren Lauf lassen, und sich erinnern, daß Er sagt: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. . .‘ Doch man muß in die Zukunft blicken und danach trachten, sein Land kräftig und wehrhaft zu machen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, falls man selbst dereinst vom Herrn zum Rüstzeug ausgewählt werden könnte! Darum ist es im Interesse des Weltfriedens sowohl als auch der niederländisch-friesischen Rasse auf dem Kontinent, daß eine mächtige Flotte auf dem Meere sei. Schwimmt sie erst, dann wird, wie in alter Zeit, Oraniens und Brandenburgs Banner auf allen Wassern nebeneinander wehen, so daß es auch dann noch heißen kann: ‚En toch Oranje bove!‘

Bis dahin schweigen und arbeiten.

Nun lebe wohl, verehrte und liebe Kusine, verzeihe mir diesen langen Roman, aber ich wollte Dir doch keine banalen Redensarten schreiben, die Du auch hoffentlich nicht erwartest von Deinem Dir getreu ergebenden Diener und Vetter Wilhelm.“

★

Wie erbärmlich erging es doch den Engländern im Anfang dieses Krieges! Die Buren waren stolz, zähe und unsagbar grob. Daß sie von deutschen Generalstäblern geführt wurden, das war für ganz England selbstverständlich. Es kämpfte allerdings auf seiten der Buren ein deutsches Freikorps unter Oberst Schiel. Das waren deutsche Freiwillige, zumeist in Transvaal oder in Deutsch-Südwest ansässig, die sich von der allgemeinen Begeisterung tragen ließen. Aber es gab wohl kein europäisches Land, daß nicht irgendwie durch freiwillige Kämpfer im burischen Heer vertreten war. Mit Recht wies der Kaiser darauf hin, daß sogar eine irische Legion auf seiten der Buren gegen England kämpfte! Im übrigen vermied

die deutsche Regierung streng jeden Schritt, der irgendwie in England hätte Anstoß erregen können. Zwölf deutsche Offiziere und neunundzwanzig Unteroffiziere, größtenteils Artilleristen im Reserveverhältnis, waren Anfang Dezember mit dem Dampfer „Königin“ von Europa gekommen und nach Pretoria weiter gereist, wenigstens meldete das der englische Konsul in Lourenco Marquez. . . Nun, wenn wirklich Freiwillige, deutsche Freiwillige, den Buren zur Hilfe eilten, was sollte die Wilhelmstraße dagegen machen? Was zu tun war, war geschehen.

Schon am 31. Oktober war von Berlin aus eine kaiserliche Kabinettsorder an die Generalkommandos ergangen, die besagte, „daß Seine Majestät der Kaiser und König sich infolge eines Einzelalles dahin auszusprechen geruht haben, wie Allerhöchstdieselben nicht wünschten, daß preußische Offiziere des aktiven und Beurlaubtenstandes zur Zeit nach Afrika beurlaubt würden. Auch solle möglichst darauf hingewirkt werden, daß verabschiedete preußische Offiziere nicht an den Kämpfen in Südafrika teilnahmen, damit auch jeder Anschein einer Verletzung der deutscherseits zu beobachtenden völligen Neutralität vermieden werde. . .“

Im übrigen gab es damals in ganz Europa, ja in der gesamten übrigen nichtenglischen Welt niemand, der den Engländern nicht das Allerschlechteste wünschte. „Mögen sie ordentlich in die Patsche kommen, und Indien, Asien und Abessinien mit in den Tanz eingreifen. . .“ Das war der Wunsch des deutschen Kaisers bei Beginn des Krieges, das war auch der Wunsch Tausender, Hunderttausender. Die englischen Schwierigkeiten nutzte man nach Kräften aus. Die Russen besetzten schnell endgültig die Mandchurei und kümmerten sich in nichts um Englands Einspruch. Sie beeilten sich fieberhaft, die sibirische Eisenbahn fertigzustellen. Persien und Afghanistan wurden der Tummelplatz allrussischer Wünsche.

Über die Stimmung in Deutschland gaben sich die Engländer keinerlei falscher Hoffnungen hin. Und wenn Chamberlain auch in den Monaten vor dem Kriegsausbruch mehrfach versucht hatte, sich in Berlin lieb Kind zu machen, so gab man doch in der Wilhelmstraße sehr deutlich zu verstehen, daß man sich für zu gut hielt, jetzt „für England die afrikanischen Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Zudem war ja auch noch die Samoafrage! Wenn England irgend etwas wünschte, so mochte es erst einmal sein geradezu unglaubliches Verhalten in der für das junge Deutschland so sehr wichtigen Samoafrage wieder gutmachen, um Deutschlands Lage in der Südsee etwas zu erleichtern.

Noch im September schrieb Chamberlain in einem Brief an Eckardstein: „Die Transvaal-Affäre ist wirklich eine gute Gelegenheit, etwas Sympathie zu zeigen und dadurch alle Überreste früherer Verstimmungen aus dem Wege zu räumen, und ich freue mich zu sehen, daß die deutsche Presse im allgemeinen eine sehr gemäßigte Linie einnimmt und im ganzen nicht ungünstig ist. . .“ Die Haltung der deutschen Presse hatte sich aber sehr schnell verschärft.

Der Lordpräsident Duke of Devonshire, Chamberlain und Alfred von Rothschild versuchten in der Zeit des Burenkrieges immer wieder mit Deutschland zu einem Bündnis zu kommen. Mit großem Geschick verstand es Chamberlain allerdings immer dann, wenn irgendwelche Umstände diesen Plan verhinderten, Berlin die Schuld an dem Scheitern dieses Planes zu geben. Dazu kam aber auch, daß es in Berlin wie in London entschiedene Gegner dieses Bündnisplanes gab. Bülow war zum mindesten kein Anhänger des Planes, und der allmächtige Holstein sagte zu Eckardstein: „Ihnen, lieber Freund, verbiete ich ausdrücklich, auch nur das leiseste Wort von Bündnis zu hauchen. . .“ Und dann Salisbury in London! Von jenem Bismarckbrief an ihn im Jahre 1887, in dem der Berliner Titan ihm offen das Bündnis anbot über die nicht intakte Maschine des Dampfschiffes auf der Höhe von Cowes im Sommer 1895, die „dem Lord nicht gestattet, zur verabredeten Zeit“ beim deutschen Kaiser auf der „Hohenzollern“ einzutreffen, bis zu der offenen Ablehnung einer deutschfreundlichen Politik in den Jahren des Burenkrieges ist es ein weiter, aber gerader Weg.

Da war auch noch die Geschichte mit den deutschen Dampfern, die auf der Fahrt nach Südafrika von den Engländern beschlagnahmt wurden. Da die Schiffe keinerlei Kriegskonterbande an Bord führten, war es für Berlin nicht allzu schwer, ihre Freigabe sehr schnell zu erzwingen. Salisbury versäumte jedoch nicht die gute Gelegenheit, dem deutschen Botschafter zu sagen, daß England zwar ein starkes Deutschland wünsche, daß aber die alte englische

Politik, sich nicht in die kleinen Händel des Festlandes zu mischen, fortbestehen werde. . .

Chamberlains Bemühungen um ein englisch-deutsches Bündnis waren damit ein für allemal zerschlagen; auch öffentliche Reden des englischen Kolonialministers nützten da nichts mehr.

Das „Germaniam esse delendam“ der „Saturday Review“ aus dem Jahre 1896 war selbst in Berlin, das so schnell vergißt, noch nicht vergessen worden.

Es gab auch Stimmen in England, die schon damals ein offenes Zusammengehen mit Rußland forderten, um nach der Beendigung dieses Krieges Deutschland, den einzigen und wahren Gegner, zu vernichten!

Andere Leute wiederum trieben Politik auf eigene Faust. Aber auch ihre Fäden gingen von Petersburg über London nach Paris.

Noch aber war man weit entfernt von einem Zusammenarbeiten zwischen den Kabinetten.

Der englische Botschafter in Paris, Sir Edmund Monson, teilte Delcassé sogar mit, daß er Paris verlassen würde, wenn die Beleidigungen Englands und seiner Königin durch die Presse Frankreichs nicht aufhören würden. Gewiß, der „Simplizissimus“ in München fiel den Engländern ja auch sehr stark auf die Nerven, aber ganz unerträglich sei die französische Presse.

Ja, es schien fast so, als kehrten die alten Zeiten des Hasses zwischen Frankreich und England wieder, jene Zeiten, die sich erst allmählich um die Mitte des Jahrhunderts gebessert hatten. Aber auch noch im Jahre 1857 hatte Lord Palmerston an Lord Clarendon geschrieben: „In unserer Allianz mit Frankreich reiten wir auf einem durchgehenden Pferd und müssen immer auf der Hut sein!“

Jetzt wurde die Stimmung zwischen den beiden Mächten zeitweise sogar sehr bedrohlich. „Wir haben unsere Flotte intakt“, sagte der englische Botschafter in Wien, Sir Horace Rumbold, „und die Franzosen sollen sich hüten. Vergessen tun wir's nicht! und Rücksichten werden wir auf die Ausstellung im Jahre 1900 bestimmt nicht nehmen. . .!“

Nun, man weiß, daß sich die Engländer auf dieser Ausstellung gewiß nicht übernahmen. Sie ignorierten sie fast.

★

Eifrige Hände waren in diesen Wochen in unheimlich stetiger Arbeit an allen Ecken der Welt dabei, die Maschen des englischen Netzes zu zerreißen. Nichts gibt die geheimen Wünsche Europas und der von England beherrschten Völker besser wieder als ein Bericht des deutschen Botschafters in Paris, Fürst Münster, an die Wilhelmstraße. Und wenn auch Graf Bülow all diese seltsamen Nachrichten als phantastisch bezeichnete und hinter ihnen die Absicht vermutete, daß man mit ihnen über Berlin in England Eindruck machen wolle, so muß man doch fragen, welchen Zweck ein derartiger Eindruck in London haben sollte? England etwa einzuschüchtern? Das kam überhaupt nicht mehr in Frage. Die Dogge war im ganz harten Kampf.

Graf Münster telegraphierte:

„Herr Leyds (er war Gesandter der südafrikanischen Republik im Haag, in Berlin und Paris zugleich; die Buren in Pretoria rechneten, wie die Bauern das so tun, mit jedem Taler) sondierte hier wegen Vermittlung und Anbahnung von Friedensverhandlungen, die Herr Krüger wünschen soll.

Er findet kein Gehör. Die Franzosen wünschen der englischen Armee erst noch größere Mißerfolge.

Man bereitet sich in der Zwischenzeit, wie ich glaube, im völligen Einverständnis mit Rußland, überall auf die Möglichkeit eines Konfliktes mit England vor.

Auf Ägypten ist durch die Entfernung Kitcheners die Aufmerksamkeit gelenkt, und sind die alten Ideen wachgerufen, sind aber noch unreif und nebelhaft. Am meisten aber denkt man hier an die andere Seite, den Eingang des Mittelmeeres, Gibraltar und Marokko.

Während der Anwesenheit Graf Murawiew's (er war russischer Minister des Äußeren) hat sich Delcassé, der mit Herrn Hanotaux (er war bis zum Vorjahr in Paris Minister des Äußeren gewesen) früher befreundet war, mit ihm in Verbindung gesetzt und hat ihn dazu beredet, eine geheime Mission nach Spanien zu übernehmen, um zu sehen, was in Gibraltar und an der marokkanischen Küste zu machen, und inwieweit auf Spanien zu rechnen sein würde. Dies ist der Zweck der Reise Hanotaux'.

An die Möglichkeit einer Landung in England wird nicht gedacht, wohl aber in Irland, wo auf die Hilfe der Katholiken gerechnet, wo schon intrigiert wird.

Es werden viele Verschiebungen vorgenommen. Die Truppen in Madagaskar sollen um vier Bataillone à 1000 Mann und zwei Gebirgsbatterien verstärkt werden.

Diese Truppen werden Algier entnommen, wogegen die vier neuzubildenden Zuavenbataillone anstatt in Frankreich in Algier garnisonieren sollen. Eine Vorlage zur Aufstellung eines neuen Infanterieregiments in Korsika liegt der Kammer vor.

Ein Gesetzentwurf über Küstenverteidigung wird möglichst bald vorgelegt werden.“

Lebhafte Bestrebungen setzten ein zwischen Petersburg und Paris, jetzt England einen möglichst schweren Schlag zu versetzen. In diesem Streben war man sich ganz einig. Nur wußte man nicht genau, was Berlin wollte.

In diese Verhandlungen zwischen Paris und Petersburg schlug der Besuch des deutschen Kaisers in London wie eine Bombe ein!

England hatte die Samoafrage für Deutschland doch günstig gelöst.

Gleich darauf wurde der Besuch des deutschen Kaiserpaars mit großem Gefolge in London angesagt.

„Wollen Sie wirklich die Verantwortung für diese Reise übernehmen?“ wurde Bülow von Graf Ballestrem gefragt.

Der bejahte.

Sehr schnell wurde jetzt die deutsche Presse mitgerissen von der gewaltigen Volksbewegung für die Buren, die sich einem Orkan gleich Bahn brach in unzähligen Telegrammen, Schriftstücken, Gedichten, Bildern, Protesten, Versammlungen, Reden!

Umsonst.

Der Kaiser reiste. Er sprach mit Chamberlain, der seinen außerordentlich klaren Blick für die europäischen Zusammenhänge rühmte. Im übrigen verlief der Besuch reibungslos. Der Prinz von Wales wurde wie gewöhnlich ein bißchen gehänselt, ohne daß er es übelnahm, die englischen Sportsleute vergaßen sogar, daß ihnen der Kaiser vor wenigen Wochen ein Telegramm geschickt hatte: „Eure Handikaps sind fürchterlich. . .“

★

Der Verlauf des Burenkrieges ist allgemein bekannt.

Man war sich in Europa einig in der Verurteilung dieses Krieges. Hatte Herbert Spencer nicht sogar das Verschwinden der Gerech-

tigkeit aus der modernen Politik Europas beklagt und den Burenkrieg als eine Schmach gegen die Menschheit verworfen? „Eine Herrschaft der Macht wird in die Welt einziehen,“ hatte er noch kurz vor seinem Tode gesagt, „es wird ein allgemeiner Kampf um die Macht entbrennen, wobei jede Brutalität jeglicher Art ausgeübt werden wird.“

Fürwahr, dieser große europäische Philosoph kannte die Europäer.

Man weiß von der schweren Niederlage der Engländer bei Lady-smith; alle Welt sprach von der Tapferkeit der Buren, von den unerhörten Grausamkeiten der Engländer. Frauen und Kinder ließ man umkommen in Konzentrationslagern. Niemals wird all das aus dem Buch der Geschichte gelöscht werden können.

Am 28. September sprang Asquith in Ladybank der englischen Regierung an die Seite, indem er erklärte, „daß wir den Krieg mit reinen Händen führten und mit einem reinen Gewissen für eine gerechte Sache kämpften. . .“ Diese reinen Hände werden fast in jedem Krieg zitiert. Und Campbell-Bannermann, der Gegner dieses Krieges, ließ auch nicht lange auf eine Antwort warten. Am 2. Oktober erklärte er in Stirling, daß das Verbrennen der Farmen, das Niedermetzeln oder Fortführen der Viehherden, die Zerstörung der Mühlen, das Zerbrechen von Möbeln, des Hausrats und der landwirtschaftlichen Geräte barbarische Kriegsmethoden seien.

„Es wurden aber solche Brandstiftungen nicht nur in den befohlenen Landstrichen, sondern überhaupt im ganzen Lande vorgenommen. Überall wurden die Häuser niedergebrannt oder gesprengt und, was noch schlimmer war, auch das ganze Hausgerät und das Getreide wurde verbrannt, und Rindvieh, Schafe und Pferde wurden fortgeführt. Auch dauerte es nicht lange, bis dieses Vieh haufenweise niedergemacht wurde. Die Schafherden wurden zu Tausenden von den Kaffern und den Scouts, die auf seiten der Engländer kämpften, niedergemetzelt oder gar durch die Truppen mit den Bajonetten erstochen“, erzählt General De Wet, ein Mann, der dies alles wissen muß. Er hat es mit seinen Augen gesehen.

„Schafe wurden zu Zehntausenden zusammengepfercht und dann niedergemacht“, erzählt ein anderer Augenzeuge. Er sagt: „Große Schafherden wurden überall zusammengetrieben und dann in Haufen von Tausenden an vorbezeichneten Stellen niedergemacht.

In der Stadt Vrede ging ein solcher Massenmord vor sich, und in der Absicht, es unseren Leuten unmöglich zu machen, weiter dort zu leben, wurden die toten Schafe in die Häuser geworfen und konnten dort verwesen.“

Das geschah aber nicht nur in Vrede, auch in Harrismith und im ganzen Transvaalland. „Junge Pferde, die noch arbeitsfähig waren, wurden in die Krals oder in die Gräben getrieben und zu zehn, fünfzig oder zu hundert erschossen und ihre Kadaver verpesteten die Luft ringsum. . .“ „Zehntausende von Tonnen Weizen und Mais wurden vernichtet oder wenigstens zur menschlichen Nahrung untauglich gemacht. . .“ So erzählen die Leute, die das alles miterlebt haben.

Ganz schlimm erging es den Frauen und Kindern. Wo sie auf die Gnade des Feindes hoffend zurückgeblieben waren, wurde ihre Nahrung von den englischen Soldaten zertrampelt. Botha stellt fest, daß in einem Jahr gegen zwanzigtausend Burenfrauen in den berüchtigten Konzentrationslagern vom Leben zum Tode gebracht worden waren.

„Es fehlen mir die Worte,“ schreibt der Rev. J. D. Kostell, der Pastor an der reformierten holländischen Kirche in Harrismith und nachher Feldprediger bei De Wet und dann bei dem Präsidenten Steyn war, „wenn ich versuche, von den Leiden der Frauen zu sprechen. Sie wurden mißhandelt, insultiert — sie haben den Kelch bis zur bittersten Neige ausgetrunken. . .“

An vielen Orten wurden die Gotteshäuser niedergebrannt, so in Ventersburg, in Lindley und in Frankfort. „Wehe, wehe,“ schreibt De Wet über die Stadt Lindley, „sie konnte nicht mehr eine Stadt genannt werden. Jedes Haus war abgebrannt, und nicht einmal die Kirche und das Pfarrhaus waren verschont geblieben. . .“

Nur bei dem Einfall der Russen in die Neumark im Siebenjährigen Kriege und bei der Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen finden sich gleiche Beispiele grausamster Zerstörungswut, wie sie hier das Volk bewies, daß so gern seine Tradition und seine Kultur zitiert.

*

„Ein Minister, der sich gezwungen sieht, seine Politik zu rechtefertigen, würde wohl daran tun, das Ausland aus dem Spiel zu lassen.“

Das waren die scharfen, zurechtweisenden, fast verletzenden Worte, die der deutsche Reichskanzler Graf Bülow für Chamberlain fand, der sich darüber verwunderte, daß man sich in Deutschland über die Greuel in Transvaal aufrege, da doch die Deutschen im Kriege gegen Frankreich auch Grausamkeiten verübt hätten.

So sahen die Dinge zwischen Berlin und London aus.

Die internationalen Beziehungen Englands konnten in der Tat gewiß nicht mehr gut genannt werden.

Das alles hinderte aber Lord Kitchener nicht, die gesamte englische Armee in Südafrika, als er sich von ihr verabschiedete, um nach London zu gehen, ohne Unterschied des Ranges zu beglückwünschen zu dem freundlichen und humanen Geist, von dem sie während dieses langwierigen Kampfes beseelt gewesen sei!

Balfour, der seinem Onkel Lord Salisbury als Premierminister gefolgt war, sprach ohne jede Scheu von der außergewöhnlichen Menschlichkeit, mit der die englischen Truppen die Kämpfe im Burenland durchgeführt hätten!

Als Graf Waldersee dann später als Mitglied der Deputation, die Deutschland nach London zur Krönung Eduards VII. schickte, ebenfalls die übergroße Menschlichkeit betonte, mit der die Engländer den Krieg geführt hätten, da verbesserte sich schließlich die Stimmung zwischen London und Berlin wieder merklich.

Als im Januar 1901 die Königin starb, verließ ihr Enkel, der dem Begräbnis beiwohnte, dem Besieger der Buren, Lord Roberts, den Schwarzen Adlerorden. Man weiß auch, daß sich im deutschen Volk darob wiederum der Sturm der Entrüstung erhob. Umsonst.

Man weiß auch vom endlichen Unterliegen, vom Verbluten der Buren. . .

Im November war es soweit. Da kam der alte Paul Krüger, Bauer und Idealist, nach Europa, für sein Land und sein Volk zu bitten.

„Wir werden uns niemals ergeben, wir werden bis zuletzt kämpfen, wir haben ein großes Vertrauen zum ewigen Gott. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß, wenn Transvaal und der Oranjefreistaat je ihre Unabhängigkeit einbüßen sollten, dies erst geschehen wird, nachdem beide Burenvölker mit Frauen und Kindern vernichtet worden sind. . .!“ rief er der begeisterten französischen Volksmenge zu, die ihn am Kai von Marseille mit unendlichem Jubel begrüßte.

Berlin empfing den alten Krüger nicht.

„Es war bei der Begeisterung, die bei uns für die Buren herrschte, nicht leicht, ihn zurückzuweisen, aber in England hätte es eine sehr große Entrüstung hervorgerufen, wenn wir ihn gut aufgenommen hätten, und ich habe den Kaiser bewogen, ihn nicht zu empfangen. Im Reichstag hielt Bebel bei dieser Gelegenheit eine flammende Rede, in der er uns vorwarf, wir hätten den alten Krüger erst durch ein Telegramm ermutigt und ihm schließlich den Stuhl vor die Füße gesetzt. . .“, erzählte im Jahre 1921 Fürst Bülow Theodor Wolff.

★

Wie hatte doch Cecil Rhodes, der eigentliche Urheber dieses furchtbaren Feldzuges gesagt?

„Länderbesitz ist alles. . .!“

Darum wurde dieser furchtbare Feldzug geführt.

Was nützte es, daß nachher die Burengenerale Botha, Delarey und De Wet in den Londoner Straßen mit Begeisterung und ungeheurem Jubel empfangen wurden? Der Jubel derer, die da raubten, kann niemals die Beraubten trösten. Nichts zeigt den wahren Inhalt dieser Dinge mehr als die Tatsache, daß das Unterhaus zunächst einmal insgesamt acht Millionen Pfund bewilligen mußte, um die schlimmsten Spuren dieses Raubkrieges aus dem Gesicht des gepeinigten Landes zu verwischen.

★

Was nützte es die Buren, daß man in Berlin am Brandenburger Tor später ihren „Generalen“ die Pferde vom Wagen spannte, was half ihnen alle Sympathie in Petersburg, in Paris und in allen übrigen Hauptstädten der Welt, in Persien, in Ägypten und in Indien?

England siegte, siegte nicht nur in Südafrika, siegte auch in Europa, siegte in der Welt.

Berlin war unberechenbar.

Der Gedanke, Kolonialwirtschaft treiben zu müssen, mischt sich mit dem Wunsch, reich zu werden und Macht zu stärken.

Die Dinge der weiten Welt lenken die Völker Europas fast ganz von dem heimlichen Spiel ab, das sich immer mehr hinter die Kulissen der europäischen Bühne zieht. Neue, zuvor nie geträumte Machtwünsche, erdumspannende Wirtschaftsfragen, Prestigepolitik, die sich in einzelnen Hauptstädten Europas zum offen erklärten Imperiumsgedanken auswächst, lassen das Spiel der europäischen Staatsmänner immer undurchsichtiger erscheinen.

Längst ist Deutschland in die Greifzange genommen. Militärkonventionen und festes Bündnis sind längst zwischen Petersburg und Paris gegen Wien und Berlin abgeschlossen. Seit langer Zeit haben es die Feuerschürer schon nicht mehr nötig, im Dunklen zu arbeiten. Das Wachsen der deutschen Flotte und der Wunsch der Deutschen, sich Kolonialland zu schaffen, haben jenen, die Deutschland vernichten wollen, Freunde in London geweckt. Ihr Führer wird Englands König Eduard VII.

Deutschland rüstet sich zur Wehr. Paris, Petersburg und London rüsten gegen Berlin.

Schon 1893 berichtete der belgische Gesandte in Berlin nach Brüssel: „Deutschland muß nach innen und nach außen stark sein im Interesse der Erhaltung des Friedens, dessen hauptsächlichste, wenn nicht einzige Stütze es ist.“

Hunger nach Macht und Reichtum, falsch verstandene Kolonisationsideen, Neid und Mißgunst gegeneinander treiben die Völker Europas in ein Abenteuer, das Menschen und viel Geld kostet, aber nichts einbringt.

Die Vereinigten Staaten von Europa.

Am 3. Juni 1900 rückten fünfzig Mann und ein Offizier, die der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, angefordert hatte, in Peking ein.

Ein gleich starkes Häuflein österreichischer Truppen meldete sich bei dem österreichischen Gesandten. Die übrigen Vertretungen hatten zum Teil schon ähnliche Bedeckungen erhalten, zum Teil folgten ihre fünfzig Mann in den nächsten Tagen.

Wenn jede Gesandtschaft damals fünftausend Mann hätte beordern können, dann wäre vielleicht noch alles gut gegangen. Aber so war das Unglück nicht mehr aufzuhalten.

Der Kampf gegen die Fremden, die das chinesische Volk in seiner Selbständigkeit bedrohten, die durch die uralte Kultur der Chinesen mit Kommißstiefeln gingen, die durch ihre Handelskontore Chinas Reichtum in die Häfen Europas fließen lassen wollten, der Kampf gegen diese Fremden war zu hellem Feuer entbrannt.

Die offizielle Regierung Chinas hatte es schwer. Sie war derart in Abhängigkeit von den europäischen Mächten geraten, daß sie nur heimlich dem Befreiungskampf ihre Hilfe leisten konnte. Die alte Kaiserin nahm allerdings kaum ein Blatt vor den Mund, wenn Europa ihr das auch sehr verübelte.

Die chinesische Regierung konnte durch die Fesseln, die sie trug, die Führung im großen nationalen Befreiungskampf nicht übernehmen. So war es bei der Struktur des chinesischen Volkes gar nicht anders möglich, daß aus dem durch viele unterirdische Kanäle genährten Feuer in kurzer Zeit ein wilder Brand wurde, dessen Flammen sehr schnell zum Himmel loderten.

Der Aufstand der Boxer tobte!

Wenn auch aus ihm bald an vielen Stellen nach der Eigenart des chinesischen Volkes ein Kampf Vieler gegen Viele wurde, so behielt doch der Aufstand im großen und ganzen eine feste Richtung: die Austreibung, die Vernichtung der Fremden!

Den Gesandten der Mächte in Peking wurde es unheimlich zu Mute. Unter dem Vorsitz ihres Doyen, des spanischen Gesandten J. B. de Cologan, berieten sie am 20. Mai, was zu tun wäre. „Der Boxeraufstand ist der Beginn der Aufteilung Chinas. . .“, sollte der deutsche Gesandte auf dieser Besprechung gesagt haben. Wenigstens meldeten das der englische und der russische Vertreter ihren Regierungen. Niemals hat Ketteler, wie er selbst dem Grafen von Bülow mitteilte, derartiges behauptet. Auf dieser Zusammenkunft wurde nur französisch gesprochen. Da der englische Gesandte das Französische nicht beherrschte, ließ er sich nach der Sitzung von seinem russischen Kollegen informieren. Und der unterrichtete ihn so, wie es ihm am besten erschien.

Die wirklichen Landinteressenten meldeten sich also auf diesem Wege in Berlin an. Immerhin mußte aber der arme Ketteler unschuldigerweise doch einen Wischer von Berlin dafür einstecken, daß die angeführten Äußerungen in dem Sinne gedeutet werden konnten, daß Deutschland zu schärferer Aktion drängte. Die läge aber durchaus nicht in der Richtung der deutschen Politik und fänden auch in den Instruktionen des Gesandten keinerlei Stütze.

Ketteler nahm die unverdiente Rüge hin. Aber genau nach einem Monat, am 20. Juni, war er tot, von den aufständischen Boxern ermordet. . .

★

Jetzt warfen die Mächte immer stärkere Truppenmengen nach China, die eingeschlossenen übrigen Gesandten zu befreien. Dabei verloren sie aber ihre sonstigen Interessen im großen Reich der Mitte auch nicht aus den Augen.

Den größten Eifer zeigte Rußland. „Rußland werde genötigt sein, größere Truppenmassen aus Port Arthur heranzuziehen, die in zwei Tagen in Taku sein könnten. . .“, berichtete der deutsche Geschäftsträger von Tschirschky in Petersburg. „Das wäre ja ausgezeichnet und würde zur Klärung der Lage beitragen. . .“ schrieb Kaiser Wilhelm an den Rand des Berichtes. Aber schon neun Tage später hob sich Rußlands wahre Absicht sehr scharf umrissen von dem flammenden chinesischen Hintergrund ab. Sofort erklärte da Kaiser Wilhelm, daß er die zur Wiederherstellung der Ordnung und zur Sicherheit der Europäer beitragenden Maßnahmen der russischen Regierung willkommen hieße nur unter

direkter Teilnahme aller Nationen, nicht aber durch die Russen allein im Auftrage der anderen.

*

Der große Wettlauf um den chinesischen Kuchen begann. Englands und Rußlands auch heute noch nicht ausgetragener Streit um den Osten stand aufs neue auf. Dazu kam Japan, das seine Truppen nur schicken wollte, wenn sie vor den Russen genügend gesichert wären! Daß Japan mit seinem Mißtrauen gegen die russischen Truppen nicht ganz im Unrecht war, zeigte sich bald.

Deutschland hatte ganz gewiß nicht die Absicht, China aufzuteilen. Es wollte keinerlei Gebiete dort erobern. Das beweist auch das deutsch-englische Abkommen aus jener Zeit. Zudem hatte auch schon Graf Bülow den Freiherrn von Ketteler, der nun ermordet war, auf die Richtung der deutschen Politik in China hingewiesen und ihn an seine Instruktionen gemahnt. In den Instruktionen für den deutschen Admiral Bendemann, dem Chef des Kreuzergeschwaders in Ostasien, vom 30. Juni 1900, die vom Kaiser genehmigt waren, hieß es außerdem ausdrücklich:

„Ziel der Aktion Seiner Majestät des Kaisers in China ist die energische Wahrung der künftigen Sicherheit der Europäer und ihrer wirtschaftlichen Unternehmungen.

Unnötige Erschütterungen oder gar eine Aufteilung des chinesischen Reiches ist als unseren Interessen nicht entsprechend zu vermeiden.

Die Parole des Augenblicks muß vielmehr sein:

Wiederherstellung des Status quo vor den gegenwärtigen Wirren, gemeinsam zwischen den Mächten zu vereinbarende Garantie seitens der chinesischen Zentralregierung für die künftige Erhaltung der Ruhe und möglichste Aufrechterhaltung des Prinzips der Offenen Tür.

Hierfür ist die Erteilung eines Einzelmandats an die eine oder die andere Macht nicht geeignet.

Vielmehr können nur durch einmütiges Zusammengehen aller europäischen Mächte (einschließlich Amerika) sowie ihrer politischen und militärischen Repräsentanten die europäischen Gesamtinteressen in China so gewahrt werden, wie dies Seiner Majestät Intentionen und dem Wohl der zivilisierten Welt entspricht.

Eine Angliederung Japans an das europäische Vorgehen weisen wir nicht zurück. . .“

Deutschland hatte „einen erschlagenen Gesandten“, wie Kaiser Wilhelm sagte. Es hätte leicht Eroberungen mit den nötigen Kulissen umstellen können. Es lehnte jedoch jede Erwerbung ausdrücklich ab.

Anders war es schon mit Deutschlands Handelsinteressen, wenn man auch diese Dinge damals im allgemeinen vielleicht nicht so scharf beurteilen konnte, wie das der spätere Chef des Generalstabs Hellmuth von Moltke, seiner Zeit voraus, tat: „Wenn wir ganz ehrlich sein wollen, so ist es Geldgier, die uns bewogen hat, den großen chinesischen Kuchen anzuschneiden. Wir wollen Geld verdienen, Bahnen bauen, Bergwerke in Betrieb setzen. Darin sind wir keinen Deut besser als die Engländer in Transvaal. . .“

Aber das waren Gedanken, wie sie auf jeden Staat, der sich in China interessiert fühlte, zutrafen.

*

Ein schlimmer Fahrtgenosse war Japan.

Im Auftrage des Deutschen Kaisers hatte der Maler Knackfuß im Jahre 1895 jenes berühmte Bild für den Zaren gemalt, das sich bemühte, die für europäisches Empfinden so schreckhaft scheinenden Eigenheiten des Ostens bildhaft mit Pinsel und Farbe darzustellen und das Rußland und Deutschland als Wächter am Tor Europas zeigte: „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter. . .!“ Es war aller Welt bekannt, daß der Entwurf zu diesem Bilde von Kaiser Wilhelm herrührte. Kaum ein anderes Bild ist so oft produziert worden wie dieses politisch-unpolitische „Gemälde“.

Die deutsche Botschaft in Tokio hatte durch dieses Bild einen schweren Stand.

Der Kaiser glaubte zweifellos, daß es einmal zu der großen Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien kommen würde, wobei er mit großer Bestimmtheit annahm, daß Christentum und Buddhismus sich in diesem gigantischen Kampfe auseinandersetzen müßten. Einst würde diese Auseinandersetzung der europäischen und der asiatischen Weltanschauung bestimmt kommen! Daß ganz andere Ideen Riesenvölker aufrütteln könnten, daran dachte man damals kaum. So schrieb der Kaiser im August 1904, als der Krieg zwischen Rußland und Japan tobte:

„Zur Nachachtung für meine Herren Diplomaten:

Es wird der Endkampf zwischen den beiden Religionen des Christentums und des Buddhismus werden, der abendländischen Kultur und der orientalischen Halbkultur. Es wird der Kampf werden, den ich im Bilde gezeichnet vorausgesagt habe, bei dem ganz Europa als *Etats Unis de l'Europe* sich unter deutscher Führung zusammenscharen solle und müsse zur Verteidigung unserer heiligsten Güter. . .“

Japan blieb mißtrauisch, mißtrauisch gegen alle.

„Warum hat sich heidnischer Amelekitergeist geregt im Fernen Osten? Mit großer Macht und vieler List, mit Sengen und mit Morden will man den Durchzug europäischen Handels und Geistes wehren. Und wiederum ist der Befehl Gottes ergangen: Erwähle die Männer, zeuch aus und streite wider Amelik. . .!“ predigte der Kaiser auf dem Schiff vor Helgoland, als die ersten deutschen Truppentransporte nach Ostasien gingen. Der Kampf gegen den Geist Asiens, der nach seiner Meinung Europa bedrohte, war für Kaiser Wilhelm Ursache des Eifers, den er der chinesischen Sache widmete. Daß er dabei natürlich eine Sühne für die an den Europäern und deren Niederlassungen zugefügten Schäden erstrebte, ist zu verstehen. Er verlangte „eine exemplarische Bestrafung und Vorbeugungsmaßregeln gegen Wiederholungen“. Diese gerechte Forderung erhob er sogar schon, als der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, noch nicht ermordet war.

Es war außerordentlich schwer, Japan und seine Interessen in diesem Feldzug mit denen der Europäer unter einen Hut zu bringen. Begegnete Japan schon mit allem Mißtrauen den Söhnen Europas, so stand es in Petersburg, das in der Mandschurei immer festeren Fuß faßte, noch einem ganz besonders gehaßten Gegner gegenüber. Es traute den Russen überhaupt so wenig, daß es sogar, wie man sah, Garantien für die Sicherheit seiner Truppen vor den Russen verlangte. Rußland nahm in der Tat eine sehr eigenartige Haltung ein. Jemand, der dem russischen Außenminister Graf Lamsdorff sehr nahestand, hatte schon im Juli gesagt, daß Rußland keineswegs nach Peking gehen würde, es vielmehr als einziges Ziel seiner Aktion betrachte, die Mandschurei zu halten, und daß Deutschland, wenn es an der Idee des Rachezuges nach Peking festhalte, denselben schließlich allein werde unternehmen müssen! Hinzu kam,

daß Graf Witte erklärter Gegner des Chinafeldzuges war, und daß der Zar immer wieder seine besonderen Ansichten über China, die natürlich bestimmt waren durch sein Interesse an der Mandschurei, durchzusetzen wußte. Aus Tientsien kam die Meldung, daß ein Angriff auf die feuernden chinesischen Batterien unterbleiben mußte, weil die Russen sich mit den Engländern und den Japanern in den Haaren hatten. Dann brach wieder ein heftiger Zank zwischen Engländern und Russen wegen des Bahnbaus aus.

Gewiß, der Zar ließ in Berlin wissen, daß auch er für eine Unteilbarkeit des chinesischen Reiches sei. Das konnte er ja auch getrost mitteilen, hinderte auch nicht, daß Rußland, ein Glied der zum Kampf gegen China vereinigten Staaten Europas, seinen Bundesgenossen in den Rücken fiel. „Die Art des Angriffes auf die Peitangs-Forts im Verein mit anderen mir zugegangenen Nachrichten hat mich zur Überzeugung gebracht, daß zwischen Russen und Chinesen eine Verabredung vorgelegen hat, und ist es auch den Chinesen gelungen, mit der ganzen Besatzung unbehelligt abzumarschieren. . . Für die Befestigungen von Shanhaikwan und Chingwangtau scheint ähnliches verabredet gewesen zu sein, und zwar wahrscheinlich durch Vermittlung Li-Hung-Tschangs. Ein in Fort I von Shanhaikwan vorgefundener Zettel macht die Vermutung nahezu zur Gewißheit. . .“, berichtete am 13. Oktober Graf Waldersee dem Kaiser.

Das war die Zusammenarbeit der vereinigten europäischen Truppen.

★

War man sich in der Führung des Kampfes niemals einig, ja tat Rußland stets das Gegenteil von dem, was die anderen, insbesondere England, wollten, so erlebte die Welt jedoch in der Frage des Oberkommandos ein Schauspiel der Uneinigkeit, Zerrissenheit, Arroganz und falscher Voraussetzungen ohnegleichen. Schließlich hatte der schlaue Li-Hung-Tschang, der auf diplomatischen Wegen die Europäer zu veruneinigen und zum Land hinaus zu komplimentieren suchte, alle Feinde Europas als Lacher auf seiner Seite.

Es war ein offenes Geheimnis, daß der russische Kriegsminister Kuropatkin sich mit hochfliegenden Plänen über die Führung der Truppen des vereinigten Europas trug. Im übrigen war vor allem Japan gegen einen russischen Oberbefehlshaber. In Petersburg

hatte man zunächst den Admiral Alexejew dazu ausersehen. Vom deutschen Geschäftsträger in Tokio, Graf von Wedel, traf am 9. Juli folgende Meldung in Berlin ein: „Vicomte Aoika (japanischer Minister des Äußeren, der nahezu sechs Jahre lang Japan in Berlin vertreten hatte) drängt mich, vertraulich in Berlin mitzuteilen, daß in japanischen Militär- und Regierungskreisen Bedenken gegen Oberbefehl des Admirals Alexejew über Landarmee bestehen und gehofft wird, daß Deutschland General schickt, dem nach Anciennität Oberbefehl zufalle. Von einem deutschen General würden sich japanische Offiziere gern führen lassen.“

Trotz der Bedenken Salisburys wollten aber auch die Engländer führen! Gegen die Führung durch einen englischen General war jedoch die Stimmung ganz allgemein. Jener englische Vizeadmiral Sir Edward Hobart Seymour, der bei dem von vielen Verlusten begleiteten Rückzug vom ersten Vorstoß gegen Peking das berühmte Kommando abgab: „Die Deutschen an die Front. . .!“ hatte mit diesem Rückzug keinen guten Eindruck gemacht.

Auch Frankreich meldete sich. Verdichteten sich etwa Frankreichs Wünsche auf das Oberkommando bis zur Tatsächlichkeit, so gab das für Deutschland eine außerordentlich schwierige Lage. Besorgt schrieb der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, an den deutschen Geschäftsträger in Wien, Graf von Pückler: „. . . und was Frankreich anbelangt, so wäre es übertriebener Pessimismus, wenn man verkennen wollte, daß die Beziehungen zwischen Berlin und Paris sich in letzter Zeit wirklich gebessert haben. Selbstredend würde für absehbare Zeit die Annäherung gestört werden, wenn von deutschfeindlicher Seite den Franzosen glaubhaft gemacht werden könnte, daß der Deutsche Kaiser die Französische Republik als einen Staatsorganismus geringerer Ordnung ansieht. Diese Unzuträglichkeiten würden vermieden, wenn durch minderbeteiligte Mächte von vornherein die Aufstellung einer republikanischen Kandidatur für das Oberkommando eliminiert würde.“

In Berlin bestand anfangs erklärte Abneigung gegen die Übernahme des Kommandos durch einen deutschen General. Je mehr sich aber die übrigen Regierungen mit dieser Frage befaßten, desto größer wurde auch in Berlin der Wunsch, selbst hervorzutreten, bis sich der Kaiser Anfang August persönlich in dieser Frage engagierte.

England wünschte, daß die einzelnen Mächte getrennt in China vorgehen sollten. Es wollte sich also an dem allgemeinen Ausflug nicht beteiligen. Man blieb lieber mit seinen Interessen unter sich und wollte sich nicht in die Karten sehen lassen.

Am 18. Juli forderte Rußland von den übrigen Mächten Aussprache über die Person des Oberbefehlshabers.

Am 21. Juli fragte der Sekretär Salisburys, Barrington, beim deutschen Botschafter an, ob Deutschland unter gewissen Voraussetzungen bereit wäre, den Oberbefehl zu übernehmen, nachdem man von Berlin aus wegen Englands Stellung zu einem deutschen Oberbefehlshaber privat sondiert hatte. Mit der Übermittlung dieser Anfrage nach Berlin empfiehlt der Botschafter, man möge in Berlin jetzt in dieser Frage entgegen seiner bisher beobachteten Zurückhaltung etwas offener sein.

Auch Österreich-Ungarn trat für einen deutschen Oberbefehlshaber ein.

In Wien war Graf Szécsen von Temerin, Sektionschef im Ministerium des Äußeren, zudem entschieden dagegen, daß der Oberbefehl etwa an einen amerikanischen General ginge wegen „des geringen Vertrauens, das die dortigen Generäle einflößten“; ebenso war er gegen einen französischen Führer wegen des gespannten Verhältnisses zwischen Frankreich und England. Ihm erschien nach Lage der Dinge Deutschland als die einzige Macht, die den Oberbefehlshaber stellen konnte.

Plötzlich meldete sich auch der Oberstkommandierende der englischen Armee Lord Wolseley. Er rührte sich in nicht mehr mißzuverstehender Weise, allerdings vergeblich, den Oberbefehl zu erhalten. Einmal lagen gegen ihn persönliche Gründe vor, dazu war ja aber auch, wie man weiß, Lord Salisbury gegen die Übernahme des Kommandos durch England.

Schließlich mußte man sich aber doch einigen. In Berlin hatte man unterdessen in steigendem Maß Gefallen an dem Gedanken eines deutschen Oberbefehls gefunden. Am 3. August telegraphierte der Staatssekretär, Graf von Bülow, an das Auswärtige Amt: „Im Interesse unseres Ansehens in der Welt wie im Hinblick auf die Ermordung gerade des deutschen Gesandten und auch mit Rücksicht auf die wohlbegründete militärische Reputation der deutschen Offiziere erscheint die Übertragung des Oberkommandos

an Deutschland für den Fall des Vormarsches auf Peking Seiner Majestät anstrebenswert, billig und gerechtfertigt. Daß von englischer Seite der Übertragung des Oberbefehls an Deutschland noch immer nicht zugestimmt wird, empfindet Seine Majestät mit Bitterkeit und bezeichnet dies Verhalten der Engländer als „unfriendly act“.

Dann kam aus Petersburg die Meldung, daß der russische Kriegsminister Kuropatkin jetzt den Wunsch deutlich ausgesprochen hätte, nach China zu gehen, um dort die Truppen des vereinigten Europas zu führen. Die später veröffentlichten Memoiren des Grafen Witte bestätigten diesen Wunsch Kuropatkins.

Diesem Hin und Her machte Kaiser Wilhelm dadurch ein Ende, daß er dem Zaren in einem Telegramm den Grafen Waldersee vorschlug. Das Telegramm lautete an dieser Stelle: „Ist es Dein Spezialwunsch, daß ein Russe den Oberbefehl haben sollte? Oder würdest Du eventuell gern einen von meinen Generalen haben wollen? Im letzteren Fall stelle ich den Generalfeldmarschall Graf Waldersee zu Deiner Verfügung. . .“

„Nachdem ich viel über Deinen Vorschlag hinsichtlich der Frage des Oberbefehlshabers nachgedacht habe, freue ich mich, Dir mitteilen zu können, daß ich der Ernennung des Feldmarschalls Graf Waldersee zu diesem Posten durchaus zustimme. Ich kenne ihn gut; er ist sicherlich einer Deiner fähigsten und erfahrensten Generale, dessen Name in der russischen Armee einen guten Ruf hat. Mit ganzem Vertrauen unterstelle ich meine Truppen in Petschili seinem Befehl“, antwortete Zar Nikolaus.

Es ist nicht richtig, daß der Kaiser die Zustimmung des Zaren durch eine Überrumpelung, wie oft behauptet wird, erlangte und nach London meldete, daß der Zar ihm den Grafen Waldersee vorgeschlagen habe. Vielmehr streckte die deutsche Regierung durch Hatzfeld zunächst einen Fühler persönlicher Art um Waldersee nach London aus. Darauf sondierte London schon deutlicher, wie sich Berlin zu einem deutschen Oberbefehlshaber stellen würde. Nachdem Berlin amtlich hatte wissen lassen, daß es mit der Übernahme des Oberbefehls einverstanden wäre, schickte der Kaiser das eben erwähnte Telegramm an den Zaren, um auch von ihm die zustimmende Antwort zu erhalten. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß von einer Überrumpelung des Zaren durch den

Kaiser nicht die Rede sein kann! Als der Zar das Telegramm erhielt, war sein Außenminister Graf Lamsdorff bei ihm, mit dem er diese Sache sofort gründlich besprechen konnte. Da auch Lamsdorff, sonderbar genug, von Überrumpelung spricht, bemerkt Holstein mit Recht: „Ein Auswärtiger Minister läßt sich grundsätzlich nicht überrumpeln.“

Nicht ganz richtig war es aber, wenn Kaiser Wilhelm am 9. August an den Präsidenten der Französischen Republik telegraphierte: „S. M. der Kaiser von Rußland, Euer Erhabener Verbündeter, geruhte den Marschall Waldersee zum Oberbefehlshaber zu bestimmen. . .“

Frankreich schickte sich in die Sache, so gut es konnte. Es fand folgenden Ausweg:

„Die Regierung der Republik hat stets den Erfolg des Verteidigungs- und Schutzwerkes im Auge, das die Mächte in China unternehmen mußten, und von Anfang an für den Zusammenklang ihrer militärischen Anstrengungen eingenommen, ist sie durchaus bestrebt, dieses zu erleichtern. Aus diesem Grunde wird der Oberbefehlshaber der französischen Truppen nicht ermangeln, seine Beziehungen zu dem Marschall Graf Waldersee zu sichern, nachdem der Marschall in China angekommen ist und im Rate der Befehlshaber der internationalen Truppenkörper den hervorragenden Platz eingenommen haben wird, den ihm die Überlegenheit seines Dienstgrades sichert.“

Diese Zustimmung erfolgte am 14. August. Am 10. August hatte auch London zugestimmt: „Die Regierung Ihrer Majestät wird eine Anordnung, nach der ein so ausgezeichnete Soldat wie Graf Waldersee an die Spitze der internationalen Streitkräfte gestellt wird, mit großer Befriedigung sehen, und wenn die Mächte, die im Golf von Petschili Truppen haben, sich dazu entschließen sollten, diese unter das Oberkommando des Feldmarschalls zu stellen, wird die Regierung Ihrer Majestät sehr erfreut einer solchen Politik beitreten und ihren Befehlshabern in diesem Sinne Weisungen erteilen.“

So war endlich wenigstens diese eine Streitfrage der Staaten Europas, die sich vereinigt hatten, China niederzuwerfen, beseitigt.

Generalfeldmarschall Alfred von Waldersee wurde zum Oberbefehlshaber der vereinigten Streitkräfte ernannt und verließ Europa, um nach dem Osten zu fahren.

„Ich werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen vereint mit denen der anderen Mächte siegreich über denen der chinesischen Aufrührer wehen und, auf den Mauern Pekings aufgepflanzt, den Chinesen den Frieden diktieren“, sagte Kaiser Wilhelm in seiner Ansprache an die zur Einschiffung nach Ostasien aufgestellten Truppen, die mit den Linienschiffen ‚Brandenburg‘, ‚Wörth‘, ‚Weißenburg‘ und ‚Kurfürst Friedrich Wilhelm‘ und dem kleinen Kreuzer ‚Hela‘ hinausgingen. An diesem Tage war die Bestätigung der Nachricht eingetroffen, daß der deutsche Gesandte ermordet sei.

Viel mehr Aufsehen noch aber machte jene bekannte Rede, die Hunnenrede, die der Kaiser am 27. Juli in Bremerhaven hielt.

*

Fünf Tage, bevor der Oberbefehlshaber, der Weltmarschall Waldersee, wie er allgemein genannt wurde, abfuhr, kam nach Berlin die Meldung, daß der russische General Linewitsch Peking bereits eingenommen hätte! Diese Meldung überraschte übrigens in Petersburg genau so wie in Berlin. Entgegen der Verabredung, nicht vor der zweiten Hälfte des Monats August den Vormarsch auf Peking antreten zu wollen, hatten die englischen und japanischen Truppenführer einen Vorstoß zur Wegnahme der chinesischen Stellung bei Peitsang durchgeführt. Aus diesem Vorstoß wurde dann ein beschleunigter Marsch auf Peking unter Führung des russischen Generals Linewitsch. Das war die Opposition der schon in China führenden Generale gegen den deutschen Oberführer.

Und kaum war der Oberbefehlshaber der vereinigten Streitkräfte abgefahren, als der Zar die Mächte aufforderte, ihre Truppen aus dem Lande an die Küste zu ziehen, da jede Gefahr für die Europäer beseitigt wäre. . .!

In der Tat, es gab für den Oberbefehlshaber nicht allzuviel mehr zu tun. Die Russen ließen sich schließlich immerhin doch noch bewegen, an der großen Begrüßungsparade in Tientsin teilzunehmen. Die Kaisergräber wurden nicht zerstört, wie es manche Heißsporne in Europa wollten. Man kennt die Sanktionen, die dem Reich der Mitte auferlegt wurden, man kennt die vielbespötelte Reise des „Sühneprinzen“ nach Berlin.

*

Der Chinafeldzug war eine Probe auf jenen Geist, von dem die Staaten Europas beseelt hätten sein müssen, wenn sie dem furchtbaren Elend, daß später über sie gekommen ist, aus dem Wege hätten gehen wollen. „Es ist der Kampf Asiens gegen das ganze Europa. . .“, sagte Kaiser Wilhelm in einem Telegramm an den Grafen von Bülow.

Nein, es war, wie stets in Europa, nichts weiter als der unsinnige Kampf aller gegen alle. Von jenen „Etats Unis de l'Europe“, von denen der Kaiser im Jahre 1904 schrieb, war auch damals Europa unendlich weit entfernt.

„Ich bin hochofret, daß die Deutschen bei Tientsin mit den Russen Schulter an Schulter gefochten haben, und sehe darin eine gute Vorbedeutung für unser weiteres Einvernehmen. Wenn Deutschland, Rußland und Frankreich in Ostasien fest zusammenhalten, so werden die anderen Mächte, nämlich Japan, England und Amerika, gezwungen sein, uns zu folgen. . .“, erklärte der russische Kriegsminister Kuropatkin dem deutschen Militärattaché Major Lauenstein. Kuropatkin war alles andere denn ein Politiker. Man kennt seine ehrgeizigen, törichte Pläne.

*

Es kamen langwierige Verhandlungen.

Die Frage der Kriegsentschädigung veruneinigte die vereinigten Staaten von Europa aufs neue. Endlos zogen sich die Besprechungen in Peking hin, endloser waren die Ausführungen der europäischen Regierungen dazu. Nichts kennzeichnet die absolute Uneinigkeit auch in den nächstliegenden Zielen dieses verunglückten Feldzuges, der kein Feldzug war, mehr, als ein Bericht des neuen deutschen Gesandten Mumm von Schwarzenstein an das auswärtige Amt über die Verhandlungen in Peking zwischen den Vertretern der Mächte.

Man hatte eine ziemlich lange Liste solcher Personen angefertigt, für die man die Todesstrafe oder andere schwere Strafen forderte. Allerdings hatte die rudimentäre chinesische Regierung nach und nach schon eine ganze Reihe dieser auf der Liste genannten Personen als „unbekannt verzogen“ abgemeldet. Unter denen, deren Tod gefordert wurde, befanden sich auch mehrere Prinzen des Kaiserlichen Hauses.

Über diese Sitzung, die der russische Gesandte von Giers einberufen hatte, berichtet nun der deutsche Gesandte anschaulich und bildhaft:

„Bei Beratung ziemlich starker Gegensatz zwischen Herrn von Giers, der Todesstrafe für Prinzen ausgeschlossen oder für alle bloß *punition la plus sévère* gefordert wissen wollte, und Satow (englischer Gesandter), der für möglichste Ausdehnung der Bestrafungen war. Bezweifele daher, daß russische Regierung Forderung der Todesstrafe für Prinzen sanktioniert. Italienischer und amerikanischer Gesandter meistens auf seiten des englischen Gesandten; Conger (Amerika) durch Wahrücksichten wider Willen beeinflusst, anfänglich gegen Ausdruck Ultimatum. Französischer Gesandter ernstlich krank, sein Vertreter zurückhaltend. Spanischer Gesandter, Doyen, unbedeutend. Belgischer Gesandter etwas zweideutig in Haltung. Japanischer Gesandter fällt wegen mangelhafter Sprachkenntnis fast ganz aus, war außerstande, seinerseits japanischen Vorschlag (Anregung, daß alle Vorschläge über die Verhandlungsbasis der Mächte mit China zunächst den fremden Vertretern in Peking zu gemeinsamer Beratung vorgelegt werden sollten) vorzubringen. Meine Stellung zwischen Parteien schwierig, bestrebt, mich möglichst zurückzuhalten.

Erfahre unter der Hand, daß Herr von Giers in nächster Sitzung Antrag stellen will, unseren Regierungen Einstellung der Feindseligkeiten vorzuschlagen, womit englischer Gesandter anscheinend einverstanden. Werde mich bis zum Eintreffen von Weisungen widersetzen.“

Das waren die Vereinigten Staaten von Europa.

Die Gedanken, das große gewaltige Reich freizuhalten von fremden Einflüssen, China für die Chinesen zu retten, sind, wie alle Welt weiß, bis heute nicht gestorben, sind sogar sehr lebendig geworden. Gestorben ist auch bis heute der Gedanke der vereinigten Völker von Europa noch nicht.

Mit diesem Gedanken, ein vereinigtes Europa zu schaffen, hatte sich der Deutsche Kaiser oftmals beschäftigt. „Ich will“, so sagte er einmal zu Graf Witte, „alle Kriege zwischen den europäischen Staaten abschaffen, und ich glaube, ich erkenne das Mittel hierzu.“ Ja, er hoffte auf diese Weise die europäischen Verhältnisse auf eintausend Jahre befestigen zu können. „Wenn Europa fortfahren

wird zu knurren und zu beißen, wird der Verfall nicht aufgehalten werden können. Europa wird absterben wie früher Ägypten, Assyrien und Rom. Was wir bezwecken, ist die Herstellung eines politischen Syndikats, welche alle sozialen und politischen Kräfte des alten Kontinents zusammenfaßt, um sie auszunützen und die Maschine der allgemeinen Regierung, die für die Wohlfahrt aller arbeitet, zu bedienen, während man den auseinandergehenden Kräften und Interessen weitesten Spielraum läßt.“

Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen sagt der Engländer J. A. Farrer über Kaiser Wilhelm: „Keiner legte die Sache des Völkerbundes gegen den Militarismus so gut dar als dieser sogenannte ‚Fürst der Militaristen‘.“

Es ist doch ein weiter Weg von der europäischen Republik Heinrichs IV. über Münster und Osnabrück, über Utrecht und Wien, über Berlin, Peking, Versailles nach Genf.

Leicht ist es jetzt jenen Leuten gemacht, die nur ein Ziel kennen, zum eigenen Vorteil und zum Vorteil ihres Landes neue Verhältnisse in Europa zu schaffen. Unaufhörlich sind sie jetzt am Werk, Pulverfaß auf Pulverfaß herbeizuschleppen, Mine neben Mine gegen Berlin zu legen.

Immer mehr schließt sich der Ring um Deutschland. Aber nur dann kann das Ziel, Deutschland zu vernichten, ganz erreicht werden, wenn es gelingt, die immer einmal sich wieder meldenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen Petersburg und Berlin ganz zu vernichten. Auch das gelingt.

Der Deutsche Kaiser und der Zar versuchen wohl verschiedentlich, wieder den Weg gemeinsamer Arbeit zu finden. Ohne Zweifel haben sie den guten Willen, kommendes Unheil zu bannen. Rußlands Zar zeigt allerdings immer dann Freundschaft gegen Deutschland, wenn Petersburg in Bedrängnis geriet. Vergeblich ist jedoch das Mühen der beiden Herrscher.

Zu dicht ist Europa schon verstrickt in die Maschen jenes Netzes, das die rührigen Hände der Unheimlichen knüpfen, die anderen zu würgen.

Die Bucht der Träume.

Das Jahr 1904 war bis in den Oktober hineingekommen. Im Februar hatten die Kämpfe zwischen Rußland und Japan vor Port Arthur begonnen; den Russen ging es nicht gut.

Es mag vielleicht nicht ganz zutreffen, was Dr. Dillon, ein zuweilen recht kluger Darsteller europäischen Geschehens jener Jahre, in seinem Buch „Eclipse of Russia“ über den Ursprung des furchtbaren Krieges zwischen Rußland und Japan sagt. Immerhin sind seine Ausführungen bemerkenswert, und es ist im übrigen ja auch bekannt, daß auch im historischen Geschehen oftmals die kleinsten Dinge die größten Wirkungen hervorzubringen vermögen. Dillon erzählt von den Intrigen dreier Russen, Freunde des Zaren, die es verstanden hätten, Graf Witte, Lamsdorff und den General Kuropatkin zu überlisten und sich gewaltige Holzkonzessionen am Jalu zu verschaffen. Sie sollen auch die Räumung der Mandschurei durch ihre Einflüsse am Zarenhof verhindert haben. Dr. Dillon erzählt, Graf Witte habe ihm mitgeteilt, daß nach einer geheimen Beratung vom 28. Januar 1904 durch ein Intrigenpaar namens Abaza und Bezobrazoff an den Mikado eine gefälschte Nachricht geleitet wurde, die den Krieg unvermeidlich machte! Die Genannten verdienten durch den Ausbruch des Krieges ungeheure Summen. Immerhin sagt Graf Witte aber auch in seinen Erinnerungen, nachdem er die Darstellung Dillons bestätigt hat: „Dem Zaren allein muß man den Vorwurf dieses unglückseligen Krieges machen. Der Rat des russischen Außenministers und des Kriegsministers, die Mandschurei nicht zu räumen, deckte sich mit des Zaren Durst nach kriegerischen Ehren und Eroberungen.“ So sagt Graf Witte.

England zeigte sich verstimmt, daß die Deutschen den russischen Schiffen mit Kohlen aushalfen, schickte aber selbst Kriegsmaterial nach Japan. Viel spottete man über die Schießereien an der Doggerbank, wo des Zaren Admiral Roschdjestwenski auf seiner

Fahrt nach Ostasien englische Fischerboote für japanische Kriegsfahrzeuge angesehen und sie elendiglich beschossen hatte. Balfour hielt in Southampton eine Aufsehen erregende Rede. Im übrigen waren, daran zweifelte man in England nicht, die Deutschen wieder einmal an der ganzen Geschichte schuld. Im Deutschen Reichstag bezeichnete Graf Bülow die lächerliche Behauptung, Deutschland hätte den Unfug da oben in der Nordsee angestiftet, als eine unverschämte Lüge; die Luft in Europa war also wieder einmal nicht gut.

Sollte ein Krieg zwischen England und Rußland aus dieser dummen Sache entstehen, würde Frankreich dann den Russen an die Seite treten? Würde der große europäische Brand, von dem die Leute immer so viel und so töricht redeten, dann beginnen? Es war wirklich keine gute Luft in Europa. . .

„. . . heute Abend, Nacht, morgen früh kann schon ein furchtbares Drama vor sich gehen, dessen Folgen unübersehbar sind. Gott wolle es gnädig wenden; ich bin sehr besorgt. . .“ So schrie Kaiser Wilhelm dem Grafen Bülow.

Die Leute in England, ganz besonders die kleinen Bürger, die Beamten, aber auch die reichen Kaufleute der City, waren wohl durchweg damals für den Krieg. Im letzten Augenblick hatten dann aber die hohen Herren in London, Lord Landsdowne und Lord Balfour, beigedreht. Von Paris her ließ man wissen, daß man sehr für die Versöhnung zwischen London und Petersburg sei. Herrn Delcassé paßte die ganze „dumme Geschichte“ nicht. Was sollte ihm jetzt ein Krieg zwischen Rußland und England? Er hatte ganz andere Pläne.

Auch die Wiener hatten getan, was sie konnten, den Krieg zu verhüten. Es war gelungen.

Und doch; es ließ sich nicht gut atmen in Europa. Es roch nach Krieg und getrocknetem Blut und der Wind stand von Osten.

In dem alten grauen Schloß zu Berlin saßen zwei Männer. Sie waren allein. Sie sprachen von diesem und jenem. Vom Krieg, von Europa, von Japan, über Paris.

Dann fingen sie an zu schreiben, zuerst ein jeder für sich. Jetzt sprach der eine und der andere nahm die Feder. Des Deutschen Reiches Kanzler schrieb endlich den Schlußsatz:

Dann stand er auf:

„Möge Gottes Segen ruhen auf dem Vorhaben beider Herrscher und die mächtige dreifache Gruppe Rußland, Deutschland, Frankreich für immer den Frieden bewahren helfen, das walte Gott. . .“ Dann reichte ihm der Kaiser die Hand über den Tisch; die beiden Männer sahen sich in die Augen. Sie verstanden sich. Ein stummes Versprechen war es zwischen ihnen, aber auch ein ganz klein wenig Hoffnung, Europas Krieg, der nun schon all die Jahre drohte, zu bannen. Sie waren sich einig; sie wollten keinen Krieg. Und vom Auswärtigen Amt in London her drohte er kaum; die englische Regierung würde von sich aus keinen Krieg in Europa entfachen, das wußten sie.

Der Entwurf des großen Vertragswerkes, das Berlin und Petersburg wieder zusammenführen sollte, lag zwischen Kaiser und Kanzler auf dem Tisch. Sie sprachen nicht viel davon, aber ein stilles Hoffen ging doch durch ihre Arbeit, daß Frankreich sich dem großen Vertrag anschließen möchte. Dann war der große Krieg für viele, viele Jahre unmöglich.

Still und in Sinnen schieden sie.

★

Der Kaiser war auf der Meerfahrt.

Seine Gedanken gingen zum Zaren, auf dem schwere Sorgen lasteten. Amerikas Präsident Roosevelt hatte zwar auf Deutschlands Veranlassung die Friedensvermittlung zwischen Tokio und Petersburg in die Hand genommen, aber was würde dabei herauskommen? Da lag noch überall soviel Dunkelheit. Das russische Heer war geschlagen, die russische Ostflotte vernichtet. Nun kämpfte das geschlagene Heer schon fast ein halbes Jahr gegen die Revolution im eigenen Lande. Der Zar konnte nicht von heute auf morgen sehen; vielleicht rüstete man ihm schon übermorgen die Fahrt in die Peter-Paul-Festung, in deren Gruft die Romanows schliefen; sein Bruder, Michael Alexandrowitsch, mußte dann für den unmündigen Thronfolger die Herrschaft übernehmen. Es war in Rußland ganz schlimm geworden.

Nun war es Sommer, und der Juli ging zu Ende. Da bekam der Zar ein Bord-Telegramm der „Hohenzollern“. Einer, der an ihn in dieser Not dachte, schickte es.

„Hast Du irgendwelche Wünsche für mich?“ fragte der bei ihm an, bei ihm, dem Zermürbten, Niedergebeugten, den die Menschen noch immer den Herrscher aller Reußen nannten.

Umgehend war die Antwort und die Bitte durch den Draht und durch die Luft gegangen, der Deutsche Kaiser möge doch sofort mit dem Zaren zusammentreffen, und zwar in der Bucht von Björkoe, denn weit könne sich der Zar in diesen ernstesten Zeiten nicht von seiner Hauptstadt entfernen. Er freue sich so sehr auf das Zusammensein! Es müsse aber heimlich, sehr heimlich geschehen. . .

★

Über der Bucht von Björkoe lag die Sonne. Es war der Morgen des 24. Juli. Hochsommerluft. Die Jacht Kaiser Wilhelms schnitt rauschend durch das schäumende, blaue Wasser der Ostsee. In großem Bogen ging das Schiff in die Bucht. Des Zaren „Polarstern“ lag schon in der Bucht fest. Nicht weit von ihr warf auch das deutsche Schiff Anker von Bord.

Ganz geheim sollte die Zusammenkunft sein. Aber die Zeitungen in Paris und London erzählten schon von ihr. Daß die Russen doch nie den Mund halten konnten. Die Menschen in Europa, die guten Willens waren, lauschten. War das die Rettung Europas? War das der Friede, der wirkliche Friede?

Hell schien die Sonne. Das blaue Band der Hoffnung flatterte auf. . .

Doch es gab auch Argwöhnische. In Rom, in London, in Paris wurden sie unruhig. Was wollte der Deutsche Kaiser von dem zusammengebrochenen Zaren da oben in der verschwiegenen Bucht? Wollte er jetzt den furchtbaren Brand, den nur wenige herbeiwünschten und den doch alle fürchteten, entfesseln? Hielt er nun seine Zeit für gekommen, die Herrschaft über Europa aufzurichten? Man zitterte, man hielt den Atem an. Die Zähne knirschten. Was wollte er von dem Zaren des weiten Rußland, von dem Manne, dessen Leben und dessen Macht nur noch an Fäden hingen? Was wollte der Vielgehaßte in Björkoe?

Der stand in seiner Kabine, hatte die Hände gefaltet und betete, betete so inbrünstig, wie nur ein Mensch beten kann, sein Gott, der Herr, möge ihn das große, gewaltige Werk gelingen lassen, auf daß das deutsche Volk und die Völker Europas vor dem großen, schrecklichen Kriege bewahrt blieben. . .

Das Boot der „Hohenzollern“ hatte an dem Fallreep des russischen Kaiserschiffes angelegt. Der Deutsche Kaiser kam an Deck. Die Kaiserhymne klang mächtig über das Wasser der Ostsee. Die Russen spielten sie. Dann sahen sich die beiden Kaiser in die Augen. Zwei Gewaltige dieser Erde, denen die Not am Herzen saß und von denen der eine noch vor einer halben Stunde gebetet hatte: „Laß mich Dein einfach Werkzeug sein in Deinen Händen. . .“

Nun stand er vor seinem vom Schicksal geschlagenen Freund und Vetter. Niki hob die Arme, impulsiv, ohne jede Feierlichkeit und legte sie dem Freund auf die Schulter und sah ihm voll Kummer in die Augen, aus denen nichts denn der Wille zum Guten sprach. Wie einen leiblichen Bruder umarmte der ihn, wie einen, der endlich nach Hause kommen darf. Eine tiefe Rührung war über die Beiden gekommen.

Dann sah der Kaiser auf. Wo war die Gemessenheit, mit der ihm sonst die russischen Herren begegnet waren? Heute, an diesem helleuchtenden Sommertage, da waren sie alle so fröhlich, so fröhlich wie die Kinder. Der immer steife Hofmarschall, Graf Benckendorff, ließ sogar das bei ihm sonst unvermeidliche Monokel aus dem Auge fallen, als der Kaiser ihm die Hand gab. Das war sehr viel! Oder sollte es nicht eigentlich etwas Selbstverständliches dem Deutschen Kaiser gegenüber gewesen sein? Jedenfalls fiel es dem Gast auf. Es war eine Hoffnung in all diesen Menschen, eine Hoffnung, endlich loszukommen von der drückenden Furcht vor dem grausigen Morgen. Und eine große Hoffnung lebte auch in dem Mann, der da eben an Bord gekommen war. Die Hoffnung auf Frieden.

Seine Augen suchten umher. Graf Lamsdorff, der russische Außenminister, der allemal so schleimig aussah wie eine Auster, und den er auf den Tod nicht ausstehen konnte, war nicht mitgekommen. Das freute ihn sehr.

Graf Bülow's Wunsch war in Erfüllung gegangen, den er dem Kaiser in einem Telegramm aus Norderney noch vor zwei Tagen übermittelt hatte: „Ich hoffe, der Zar bringt Lamsdorff diesmal nicht mit. Sollte dies doch geschehen, so werden Euere Majestät an den Spruch denken: ‚A corsaire, corsaire et demi‘, und Lamsdorff äußerlich die allerfreundlichste Miene zeigen, um so eher wird es möglich sein, seinen Einfluß auf den Zaren zu paralysieren.“

Aber der Großfürst Thronfolger Michael Alexandrowitsch war da; der war eitel Freude und Wonne.

Bald waren die Monarchen allein. Man sprach über Norwegen, das sich von Schweden getrennt hatte. In Gefle war Kaiser Wilhelm mit dem schwedischen König und dem Kronprinzen zusammen gewesen. Einen sonderbaren Vorschlag hatte König Oskar gemacht. Deutschland möge sich Bergen nehmen und sich so einen starken Stützpunkt in den nördlichen Gewässern sichern. England würde sich dann wohl Christiansand nehmen und das Skagerrak für immer abriegeln. Davon erzählte Kaiser Wilhelm.

Der Zar, dessen Gesichtsfarbe bleich war, er hatte viele schlaflose Nächte hinter sich, wurde noch um einen Schein blasser: „Dann sind meine Häfen an der Murmanküste nicht eine Kopeke mehr wert.“ Dann aber, die Gefahr in ihrer ganzen Furchtbarkeit erkennend, setzte er vollkommen verstört hinzu: „Ja, dann sind wir aber doch ganz und gar von der Welt abgeschnitten.“

Auch noch eine andere Furcht mochte über den Zaren kommen.

Wer die Geschichte der russischen Politik der letzten Jahrzehnte kennt, weiß, daß es in Petersburg genug Elemente gab, die ein großes Interesse daran hatten, Berlin in Mißkredit zu bringen. Wie hätten sonst immer wieder derartige Torheiten auftauchen können, wie die Behauptung, Deutschland wolle die russischen Ostseeprovinzen annektieren! Der Deutsche Kronprinz, der im Jahre 1880 in Petersburg war, hatte viele Mühe, dem russischen Thronfolger und anderen Großfürsten diesen Unsinn zu widerlegen.

An all diese Dinge mochte der Zar jetzt wohl denken.

Er starrte vor sich in den blauen Zigarettenrauch. Der Kaiser sprach zu ihm von den schwedischen Vorschlägen. Nein, so töricht war er nicht, auf diesen Plan, der wahrscheinlich dem verärgerten Schwedenkönig von London aus inspiriert war, einzugehen. Niemals würde er sich die deutsche Ostsee durch England abriegeln lassen. Einen scheußlich heimtückischen Fallstrick hatte der arglistige Eduard gelegt. Zorn und Wut standen dem Zaren nun plötzlich im Gesicht, als der Name des englischen Königs fiel, dieses gefährlichsten aller Europäer, dieses mischief makers, wie ihn Nikolaus jetzt nannte.

„Ja“, spann Kaiser Wilhelm die Gedanken weiter, dem Zar eine neue Zigarette, die er ihm anbot, abnehmend, „ja, mich hat mein lieber Onkel auch in den letzten Jahren unglaublich geärgert. Wie hat er sich betragen nach unserer Zusammenkunft in Kiel. . . Überall sucht er kleine Abmachungen zu treffen, überall. . .“ Da schlug des Zaren Faust hart auf den Tisch, den Kaiser unterbrechend: „Gut! Ich kann nur sagen, daß er niemals ein Abkommen von mir bekommen wird, und niemals in meinem Leben gegen Deutschland oder gegen Dich, mein Ehrenwort darauf. . .“

Ein unsäglich dankbarer Blick traf den Zaren aus des Kaisers Augen.

★

Es war kein Wunder, daß die beiden Kaiser in Besorgnis nach London sahen. Eduard war geschäftiger denn je. „Die Entente cordiale, die nun besteht“, schrieb der Anonymus Quirinus in der „National Review“ „verdanken wir sicherlich nur dem Entschluß des Königs, und sie ist größtenteils nur sein Werk. . .“ Hatte Englands König nicht schon als Prinz dieses Werk in Gedanken gehegt und gepflegt, wie Legge in seinem Buch „King Edward in histrue Colours“ erzählt: „. . . die Verwirklichung eines Planes, den der König schon als Prinz von Wales mit dem Marquis de Breteuil ausgearbeitet hatte.“ Und man lese in Iswolskys Briefen nach, wie er von langen Unterredungen erzählt, die er als russischer Gesandter in Kopenhagen mit dem König hatte, in denen sie die Grundlagen der späteren Entente schufen.

Und wer verstand es besser, für sich und seine Gedanken einzunehmen als Eduard? Bekannte doch selbst der so kluge und zurückhaltende Stolypin, der russische Premierminister, im Jahre 1908 durch den „Daily Telegraph“, daß er durch die Art des Königs bezaubert sei. Stolypin meinte: „Nicht nur, was er sagte, sondern auch seine Ausdrucksweise trug den besonderen Stempel eines Künstlers der internationalen Politik, den jetzt Europa als seinen ersten Staatsmann betrachtet.“

★

Zar und Kaiser sprachen nun über die Marokkoaffären. Der trübe Schein flog von des Zaren Gesicht, als er hörte, daß zwischen Berlin und Paris jetzt ein Zustand herrsche, der fast angenehm zu

nennen wäre. „Niemals mehr, mein lieber Niki, wird sich Frankreich mit uns um die Reichslande schlagen. Es hat ein für allemal darauf verzichtet. Die Mensur zwischen uns ist beendet. . .“ Scharf unterbrach den Kaiser der Zar: „Ja, ich wußte es; es ist ganz klar, daß die Frage Elsaß-Lothringen ein für allemal abgeschlossen ist, Gott sei Dank. . .!“

*

War das eine Fröhlichkeit an Bord der „Hohenzollern“! Das ging nun schon die liebe lange Nacht hindurch. Das Abendessen hatte erst gegen einhalb elf begonnen. Wie aufgeräumt war der Zar, alle seine Sorgen schienen die Winde davongetragen zu haben.

Nach dem Essen stand des Zaren Leibarzt, der alte prächtige Hirsch, mit dem Kaiser an der Reling; sie blickten in die sternendurchleuchtete Sommernacht.

„Selten habe ich Ihren Herrn so fröhlich gesehen“, freute sich der Kaiser. „Ja, Majestät, ich kann nur dasselbe sagen“, antwortete Hirsch, „er hat auch schwere, schwere Monate hinter sich, und es ist gut, daß er einmal von allem loskommt, von den Sorgen zu Hause, von allem Schweren, und von Herzen gönne ich ihm diese Tage und Nächte und“, fügte er etwas leise hinzu, „die Aussprache mit Eurer Majestät.“

„Ja, ja, mein lieber Hirsch, wer hat es leicht von uns? Aber er hat es besonders schwer jetzt“, führte Kaiser Wilhelm die Gedanken weiter. Da schlug ihm jemand von hinten vergnügt auf die Schulter.

Der Kaiser wandte sich um.

Es war der Zar. Aus seinem Gesicht leuchtete die Freude.

Der helle Morgen war schon heraufgekommen, als die russischen Gäste zum „Polarstern“ hinüberfahren. Fröhliche Rufe gingen über das frische Wasser vom Boot zum Schiff, an dessen Fallreep der Deutsche Kaiser winkend stand.

*

Nur kurze Zeit hatte der Kaiser geschlafen, als er sich gegen acht Uhr erhob. Er schlug die täglichen Losungen der Brüdergemeinde auf. „Ein Jeglicher wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.“ Das war für ihn die Losung dieses Tages.

Auch der Zar und Michael Alexandrowitsch, den sie immer Micha nannten und der später in Perm von den Revolutionären erschossen

wurde, hatten nicht viel Zeit gehabt zum Schlafen. Schon gegen neun Uhr saßen sie mit dem Kaiser bei dem Frühstück im Salon des „Polarstern“.

Das Frühstück war gut. In Micha steckte noch die ausgelassene Fröhlichkeit der Nacht. Kaiser und Zar aber waren schon wieder in ihren Sorgen. Sie sprachen vom unglückseligen Roschdjestwenski, jenem Admiral, dem bei der Doggerbank das Malheur. . . nun, man lachte ja immer noch über diese Geschichte. Der Zar erzählte von den Franzosen. Die hatten den unglücklichen Admiral auf Englands Geheiß aus Cochinchina hinausgejagt, den Japanern gerade in die Hände. Der Zar war empört: „Die Franzosen benehmen sich gegen mich wie Schurken ‚by oder of England, my Ally, left me in the lurch‘! Und nun sieh nach Brest! Da besucht die englische Flotte Frankreich! Wie diese Franzosen brüderlich tun mit den Engländern! Und sie erzählten mir niemals irgend etwas vorher davon, holten nicht einmal meine Zustimmung ein. . .“

Traurig ließ er den Kopf hängen. „Ob sie wohl etwas miteinander abgemacht haben? Eduard hat eine Schwäche für dergleichen Abmachungen.“ Schmerzlich und besorgt bewegte er den Kopf hin und her: „Das ist zu schade. . . Was soll ich nun in dieser scheußlichen Situation beginnen?“

Kaiser Wilhelm ließ seinen Blick über den hellen Raum gehen. Durch die Glasscheibe schien die helle Vormittagssonne. Ihre Strahlen fielen auf das Frühstücksgedeck und leuchteten wider in dem hellen Kristall der Gläser.

Doch das Frühstück war vergessen. Sorgenschwer blickte der Russe vor sich auf das blütenweiße Tischtuch. Auch Micha schwieg nun. Es war eine schwere Stille in den Raum gekommen.

Des Kaisers Stunde war da.

Man hörte seine sonore Stimme: „Mein lieber Niki, suum cuique. . . Dein Verbündeter hat alle Rechte für sich behalten, warum sollst du das nicht auch tun? Wie wäre es, wenn wir auch so ein kleines Abkommen, eines, wie unser lieber Vetter und Onkel es liebt, miteinander träfen?“

Prüfend sah der Zar auf. Kaiser Wilhelm ließ ihm nicht viel Zeit zum Nachdenken. Er fuhr fort, daß ja jetzt jedes Hindernis für ein derartiges Abkommen zwischen Deutschland und Rußland

beseitigt wäre, jetzt, wo Delcassé in Paris nichts mehr zu sagen habe, jetzt, wo Deutsche und Franzosen sogar gute Freunde würden? Und zudem: ein Abkommen zwischen Rußland und Deutschland wäre ja schon einmal, im letzten Winter, besprochen worden. . .

Der Zar blickt wieder auf die leere Weiße des Tischtuches. Dann, nach einer ganzen Weile, murmelt er vor sich hin: „Ja, ja sicherlich, . . . ich erinnere mich gut . . . aber ich vergaß seinen Inhalt, . . . wie schade . . . ich habe es nicht hier. . .“

„Das tut nichts,“ ist des Kaisers Antwort, „ich besitze eine Abschrift. Ich habe sie zufällig bei mir in der Tasche!“

Wie jemand, der unter einem unwiderstehlichen Zwang steht, erhebt sich der Zar, legt seine rechte Hand auf des Kaisers Arm und zieht ihn mit den Worten: „Zeige sie mir bitte. . .“ vom Tisch in die Kajüte, jene Kajüte, die schon seinem Vater, dem Zaren Alexander III. gedient hatte und in der seine Mutter, die Zarin Maria Fedorowna, die später dem furchtbaren Blutbad in Rußland entrann und alt und gebrochen in Kopenhagen lebte, soviel Fahrten von Petersburg nach Kopenhagen gemacht hatte. Wie oft hatte sie auf diesen Fahrten, in diesem gleichen Raum, mit oder ohne den Zaren Alexander Politik gemacht, und immer gegen Deutschland, immer für Frankreich. . .

Nun sieht ihr lebensgroßes Bild auf die beiden Herrscher herab, die da vor ihr in „ihrer“ Kajüte stehen, einen Bund zu schließen, der aufs neue die alte, traditionelle Freundschaft zwischen Berlin und Petersburg besiegeln solle, ein Bund, der Europa den Frieden gibt, wenn es gelingt, Paris in ihn aufzunehmen. Familienbilder stehen auf den Möbeln, Bilder der Zarenkinder, Bilder der dänischen Herrscherfamilie. . .

Mißtrauisch riegelt der Zar die Tür zur Kajüte ab. Scheu und mit verträumten Augen blickt er durch den Raum. Sollte sie nun endlich kommen, die neue Zeit? War die alte vorüber, die so furchtbar, so ungeheuer schwer für ihn gewesen war? Durch das Knistern eines Papiers wird er aus seinen Träumen gerissen.

Kaiser Wilhelm hat jenes Blatt aus der Tasche seines Rockes gezogen, auf dem der Vertrag zwischen Rußland und Deutschland steht, jener Vertrag, von Kaiser Wilhelm eigenhändig geschrieben, der den Frieden der Welt sichern soll. Stumm reicht er dem Zaren das Blatt. Der beginnt zu lesen, daß Ihre Majestäten, der Kaiser

aller Reußen und der Kaiser von Deutschland, um den Frieden in Europa aufrechtzuerhalten, folgende Artikel eines Defensivbündnisses vereinbart hätten: Falls eines der beiden Kaiserreiche von einer europäischen Macht angegriffen werden sollte, wird sein Verbündeter mit allen seinen Kräften zu Lande und zur See ihm beistehen. Die hohen vertragschließenden Parteien verpflichten sich, keinen Separatfrieden mit irgendeinem gemeinsamen Feinde abzuschließen. Der vorliegende Vertrag wird in Kraft treten, sobald der Friede zwischen Rußland und Japan geschlossen sein wird und verbleibt in Kraft, wenn er nicht ein Jahr im voraus gekündigt wird. Seine Majestät der Kaiser aller Reußen wird nach dem Inkrafttreten dieses Vertrages die nötigen Schritte unternehmen, um Frankreich in diese Abmachung einzuweihen und es zu verpflichten, sich als Verbündete anzuschließen.

Während der Zar liest, steht der Kaiser regungslos neben ihm und betet, Gott möge den jungen Herrscher in seinen Entschlüssen lenken.

Es ist totenstill. Nur das Wasser schlägt gegen die Schiffswand. Durch den Sonnenschein, der draußen auf dem Meer liegt, fällt des Kaisers Blick auf die „Hohenzollern“, die leuchtend und weiß sich vom blauen Himmel abhebt. Um die Kaiserstandarte weht der frische Seewind. Des Kaisers Augen gehen über das Fahmentuch; er sieht das große schwarze Kreuz in der Mitte und auf ihm liest er die alten Worte: „Gott mit uns“. . .

„Das ist ganz ausgezeichnet! Ich stimme ganz und gar zu!“ Das ist der Zar, der den Kaiser aus seinen Gedanken reißt. Geistesgegenwärtig antwortet der so leicht hin: „Würdest du so freundlich sein, es zu unterschreiben? Es würde ein sehr hübsches Andenken an unsere Zusammenkunft sein. . .“

Noch einmal durchfliegt der Russe das Blatt. Dann antwortet er laut und bestimmt: „Ja, ich will es. . .!“

Der Kaiser klappt ihm das Tintenfaß auf, nimmt eine daliegende Feder und reicht sie dem Zaren. Der unterschreibt das Schriftstück auf der rechten Seite mit fester Hand „Nicolaus“. Dann nimmt auch der Kaiser die Feder, setzt sich und schreibt klar und kräftig „Wilhelm I. R.“ auf die linke Hälfte des unteren Randes.

Als der Kaiser sich erhebt, schließt ihn Nikolaus in die Arme, sieht ihm tief in die Augen und sagt: „Ich danke Gott und ich danke

dir . . . es wird von segensreichsten Folgen für mein Land und für das deine sein. Du bist Rußlands einziger, wahrer Freund auf der ganzen Welt. Ich habe das während des ganzen Krieges gefühlt, und ich weiß es. . .“

Es ist ein Augenblick des reinsten Glückes. Unendlich freuen sich die beiden Männer, aus deren Augen die Tränen treten.

Dann werden Tschirschky, den der Kaiser einen treuen, goldenen Charakter nennt, und der aus seiner zehnjährigen Tätigkeit in Petersburg die russische Seele genau kennt, und der Marineminister Admiral Birilew befohlen, das Schriftstück mitzuunterzeichnen. Sie tun es; Tschirschky nicht ohne sichtbare Freude, die furchtbare russische Gefahr endlich gebannt zu sehen. Der ehrliche Birilew tritt, nachdem er unter dem Namen seines kaiserlichen Herrn unterschrieben hatte, auf Kaiser Wilhelm zu, nimmt dessen rechte Hand zwischen seine groben Seemannshände, beugt sich tief hinab und küßt in seltsamer Regung von Ehrfurcht und Dankbarkeit des Kaisers Hand.

★

„So ist der Morgen des 24. Juli 1905 bei Björkoe ein Wendepunkt in der Geschichte Europas geworden, dank der Gnade Gottes; und eine große Erleichterung der Lage für mein theures Vaterland, das endlich aus der scheußlichen Greifzange Gallien-Rußland befreit werden wird. . .“

Das schrieb der Kaiser am nächsten Tag in einem sehr langen Brief an seinen Reichskanzler, den Fürsten Bülow.

★

Die Herbstjagd kam. Der Kaiser ist in Rominten. Graf Witte, der russische Ministerpräsident, der ehemals ein kleiner Bahnbeamter gewesen war, ist sein Gast. Als eine ganz persönliche Freude hat es sich Kaiser Wilhelm vorbehalten, unter Zustimmung des Zaren, Witte in den Vertrag einzuweißen. Er tut es. Dem brechen die Tränen aus den Augen, nachdem er alles gehört hat: „Gott sei gelobt! Gott sei Dank! Nun ist das furchtbare Alpdrücken, das auf uns lag, zu Ende. . .“, bringt er endlich heraus. Dann erzählt er von den Ränken, die am russischen Hof gegen Deutschland gesponnen werden, von der Hetze gegen Kaiser Wilhelm, die von Kopenhagen aus in Bewegung gesetzt wird, von der

Kriegspartei, von der Kriegshetze, die die montenegrinischen Großfürstinnen, vor allem aber ihr Vater, der Fürst der Schwarzen Berge, gegen Kaiser Wilhelm und gegen Deutschland betreiben. Der alte Halunke und Gauner hat Stöße von Briefen an Alexander III. und Nikolaus geschrieben, die sämtlich von Verleumdungen strotzen, in denen er auf das Unverschämteste zum Krieg gegen Deutschland hetzt.

Kaiser Wilhelm muß laut auflachen. Ihm geht eine Erinnerung durch den Kopf: war es nicht erst ganz kürzlich, daß der alte Räuberhauptmann in Berlin den Schwarzen Adlerorden umgehängt bekam, dem Kaiser Rußland als erledigt bezeichnete und ihn bat, einen der kaiserlichen Prinzen in das Heer Montenegros einzustellen? Laut auflachen muß nun der Kaiser!

Zum Vertragswerk schlägt der russische Ministerpräsident noch vor, die Botschafter beider Länder mögen von jetzt ab an allen Plätzen gemeinsam arbeiten, auf daß die Welt merke, daß es zwischen Rußland und Deutschland anders als vordem geworden sei. . .

★

Vergeblich versuchte Eduard hinter die Abmachungen von Björkoe zu kommen: „Ich kann nicht entdecken, was jetzt in Björkoe vorgegangen ist! Benckendorff weiß gewiß nichts! Denn er sagt mir immer alles. Kopenhagen weiß nichts, und sogar die Mutter des Kaisers, welche mich auch immer alles wissen läßt, hat dieses Mal nichts von ihrem Sohn gehört. Selbst Lamsdorff, der ein so reizender Mann ist, und von dem ich alles erfahre, was ich hören möchte, weiß nichts oder will mir jedenfalls nichts sagen! Es ist sehr unangenehm. . .“

★

Das war im September. Im Anfang des Oktobers war es so weit, daß die Leute des Zaren, von Lamsdorff gelenkt, den Vertrag von Björkoe und die Hoffnungen auf den Frieden vernichtet hatten. Mit Vergnügen las der russische Außenminister den Bericht seines Pariser Botschafters Nelidow, daß der französische Ministerpräsident Rouvier erklärt habe, daß Frankreich nicht daran denke, sich in neue Kombinationen einzulassen: „Wir haben ein Bündnis, und das genügt uns. Das ist Rußland. . .“

★

Zerronnen war der Traum von Björkoe, wie die Wellen der Ostsee am Strande der Bucht.

*

In seinen Memoiren, von denen leider nur der erste Band erschienen ist, schreibt Alexander Iswolski:

„Der Irrtum des Kaisers Nikolaus war nur vorübergehend, sein Ehrgefühl und sein guter Instinkt hatten ihn daran verhindert, dabei zu bleiben, und es war ihm mit Hilfe des Grafen Lamsdorff gelungen, sich aus der Schlinge zu ziehen, die ihm gelegt worden war. . .“

*

Einmal noch versuchten Kaiser und Zar, zu einer wirklichen Annäherung der beiden großen Reiche zu kommen.

Das war im November 1910, als der Zar den Kaiser in Potsdam besuchte. Man weiß, daß Rußland besonderes Interesse in Nordpersien hatte. Deutschland versprach in den Potsdamer Abmachungen, Rußland in seinen Expansionsbestrebungen in der Richtung auf Persien nicht zu stören. Deutschland bekam die Gewißheit, daß sein Handel dort durch Rußland nicht gestört werde, und daß Rußland seine Zustimmung zum Bau einer Zweigbahn von Bagdad bis an die türkisch-persische Grenze gebe.

Viel wichtiger aber war das feierliche Versprechen, daß „kein Teil sich auf etwas einlassen werde, was eine aggressive Spitze gegen den anderen Teil in sich haben könnte“.

Sasonow lehnte später die Fixierung dieses letzten Punktes ab. Er paßte nicht mehr in das russische Programm.

Der Beweis für diese Behauptung ist erbracht worden.

Noch aber ist das Deutsche Reich wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen. Was die Deutschen in die Hand nehmen, gelingt ihnen. Ihre Schifffahrt ist erdumspannend geworden, auch mit ihren Kolonien kommen sie jetzt gut vorwärts. Ihre Flotte wächst, ihr Heer wurde riesenstark. Deutschlands Landwirtschaft blüht, Handel, Gewerbe und Industrie bahnen sich täglich neue Wege. Deutschlands Technik und die Arbeit der deutschen Erfinder suchen sich nie geahnte Bahnen. Ein goldenes Zeitalter scheint über Deutschland gekommen zu sein.

So sind die Deutschen das „bestgehaßte Volk der Erde“ geworden.

Wo es irgend geht, macht man ihnen Schwierigkeiten. Kaum, daß in der europäischen Politik noch etwas geschieht, das nicht gegen Deutschland gerichtet sei. Auch die harmloseste Geste Deutschlands wird als ein „Verbrechen an den heiligsten Gütern der Menschheit“ gedeutet. Zum Ring der Militärkonventionen, der Flottenabmachungen und der Bündnisse ist eine Kette der Propaganda gegen Deutschland gekommen, deren Kreis sich immer enger um Berlin legt.

Was auch die deutsche Politik unternimmt, es wendet sich gegen sie zum Vorwurf.

Der Kampf um die Tür.

Der französische Kreuzer „Du Chayla“ lag nun schon seit mehr denn zweiundeinhalb Jahren auf der Reede von Tanger vor Anker! Sein Kommandant, Fregattenkapitän Debon, die Offiziere, die Mannschaften, sie dachten alle dasselbe: es war zum Verrücktwerden.

Tanger mit seinen weißen Häusern, der armselige Hafen, die Küste, das sah an jedem Morgen genau so aus wie am Tage zuvor. Und nichts ereignete sich, was von irgendwelchem Interesse gewesen wäre. Borddienst, hin und wieder einmal an Land, Borddienst, wieder an Land, Borddienst . . . Die Besatzung des Schiffes fühlte sich verbannt. Alle Tage war es dasselbe. Nur, daß das Meerwasser einmal grau aussah, dann einmal blau, dann schwärzlich, dann hell, dann grau, dann blau. Sonst gab es aber wirklich nichts Neues. So ging das nun schon bald drei Jahre hindurch.

Und doch. . . Eines Tages kam ein bißchen Leben in diese langweilige Geschichte.

Es war im März 1905. Kaiser Wilhelm war unterwegs. Er kreuzte auf der „Hamburg“ im Mittelmeer. Bevor er diese Reise antrat, hatte er in Bremen jene Rede gehalten, von der Graf Bülow sagte, daß er sie mit wirklicher Bewunderung gelesen habe.

„Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. . .“, hatte der Kaiser gesagt. Man weiß, daß man ihm in gewissen Kreisen in Paris und in London diese Rede nicht glaubte, nicht glauben wollte. Weiter hatte er gesagt:

„Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als das eines ruhigen, ehrlichen und friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollern-Weltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Politik ge-

gründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen. . .“

★

Kurz und gut. Nun kreuzte der Deutsche Kaiser im Mittelmeer. Bisher hatte das die Franzosen wenig gekümmert. Jetzt hieß es aber plötzlich, der Deutsche Kaiser wolle in Tanger an Land gehen!

Fregattenkapitän Debon ließ sich die große Uniform bringen. Das half nun mal nichts und zudem, es gab endlich einmal etwas Neues, wirklich Interessantes.

Sobald die „Hamburg“ auf der Reede, gar nicht weit vom „Du Chayla“ vor Anker gegangen war, kam, altem internationalen Seemannsbrauch folgend, Fregattenkapitän Debon in Galauniform an Bord gestiegen, seinen seefahrenden vorgesetzten Kameraden zu begrüßen.

Fürwahr, niemand kann liebenswürdiger empfangen werden, als der französische Fregattenkapitän Debon an diesem Vormittag vom Deutschen Kaiser empfangen wurde. Der freute sich ganz offensichtlich, einmal ein anderes Gesicht zu sehen als die Gesichter seiner täglichen Umgebung. Zudem, ein scheußlicher Tag war das heute sowieso. Die Landung in Tanger paßte dem Kaiser ganz und gar nicht. Bis zuletzt hatte er sich dagegen gestraußt.

„Kennen Sie die Reede von Tanger genau. . .?“ fragte er jetzt den französischen Kapitän.

„O ja!“ Der Fregattenkapitän kannte sie genau; er hatte sie genügend betrachtet. „Majestät, ich liege hier seit mehr denn dreißig Monaten vor Anker. . .“

Der Kaiser ist erfreut; ganz offensichtlich. „Also, dann antworten Sie mir aufrichtig, wie es unter Seeleuten Brauch ist. Halten Sie es nicht für gefährlich, wenn ich an Land gehe?“

Es lag wohl ein anderer Sinn in dieser Frage, als ihre Worte sagten. Ganz offenbar verstand sie aber der Kapitän Debon. Er gab eine ehrliche Antwort, ohne den kaiserlichen Frager ob des wirklichen Inhalts der Frage in Verlegenheit zu setzen.

„Gefährlich, Majestät? Nicht im geringsten. . . Nicht im geringsten. . . Es schaukelt heute nur ganz wenig, aber starker Wellenschlag oder Wind sind nicht zu befürchten. . .“

Der Kaiser versinkt in Nachdenken. Er denkt an seine Leute in der Wilhelmstraße.

Die Fragen um Marokko beschäftigten die Gemüter ohne Unterlaß. Durch das Abkommen vom 8. April 1904 hatten Frankreich und England sich geeinigt. England bekam in Ägypten freie Hand, Frankreich in Marokko. Deutschland fragte man nicht.

„Die ägyptische Frage ist tot, die marokkanische sehr lebendig“, schrieb der Erste Sekretär bei der Deutschen Gesandtschaft von Kühlmann im Herbst 1904. Er hatte gewiß Recht.

Niemals hatte die deutsche Regierung daran gedacht, irgendwelche territorialen Erwerbungen in Marokko vorzunehmen. Das hatte sie auch mehrfach dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mitgeteilt, der seinem Gesandten in Tanger Anweisung gab, alle seine Schritte nach denen des deutschen Gesandten einzurichten. In Vigo hatte es Kaiser Wilhelm dem König von Spanien schon vor einem Jahr erklärt, daß Deutschland nicht daran denke, irgendwelche Gebiete in Marokko für sich zu beanspruchen.

Im Deutschen Reichstag erklärte der Reichskanzler Graf von Bülow, daß Deutschland in Marokko nur wirtschaftliche, keine territorialen Interessen verfolge. Oberstes Gebot sei ihm die Gleichberechtigung aller handelstreibenden Völker! Das sei stets der Standpunkt der deutschen Regierung in der Marokkofrage gewesen; er habe sich nicht geändert. Wer ein fait nouveau suche, werde es bestimmt nicht in der deutschen Politik finden. „Sofern aber versucht wird, die völkerrechtliche Stellung von Marokko zu ändern oder bei der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes die Offene Tür zu kontrollieren, müssen wir auch in höherem Grade als früher darauf achten, daß unsere wirtschaftlichen Interessen in Marokko ungefährdet bleiben. Wir setzen uns deswegen mit dem Sultan von Marokko in Verbindung. . .“

Wenige Wochen vorher telegraphierte Graf Bülow in bezug auf China und Marokko an Speck von Sternberg, dem deutschen Botschafter in Washington: „Nirgends erstreben wir Territorialerwerb, sondern sind lediglich bemüht, eine Verschlechterung der gegenwärtigen Lage zu vermeiden.“

Holstein schrieb am 3. Juni 1904 am Schluß einer Aufzeichnung: „Lassen wir uns jetzt aber in Marokko stillschweigend auf die Füße treten, so ermutigen wir zur Wiederholung anderswo.“

Das war die Meinung des amtlichen Deutschlands über Marokko.

★

In Amerika verstand man Frankreichs Gründe nicht, die es dazu trieben, derart mit Deutschland zu verfahren.

Eine Erklärung ist nicht schwer. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Delcassé das Außenministerium innehatte, jener Mann, der alle Angelegenheiten zwischen Frankreich, Deutschland und Österreich als seine persönliche Sache ansah. In nicht wenigen Presseartikeln wies man auch in Paris daraufhin, daß Delcassé durch seine rücksichtslose Behandlung des mächtigen Deutschen Reiches die gegenwärtige schwierige Lage verschuldet habe. Am deutlichsten drückte sich der frühere Marineminister de Lanessan im „Siècle“ aus: „Deutschland verteidigt seine Interessen in Marokko. Das ist das Recht Deutschlands.“

Aber es gab auch viele andere Stimmen in Frankreich als die Stimmen der Vernunft. Das „Journal des Débats“ schrieb: „In den Augen der Kolonialen wie aller Franzosen, die nicht einzig zum Wohle der Menschheit arbeiten wollen, sollte Marokko etwas wie das Gegenstück zu Tunis werden.“

Ja, ein Mitglied der französischen Botschaft in London hatte in einer Befragung durch einen Vertreter des „Daily Chronicle“ in diesen Zusammenhängen sogar geäußert, Frankreich werde eine Annäherung Deutschlands zwar nicht ohne weiteres zurückweisen, Deutschland müsse jedoch vorher seinen guten Willen betätigen und zum Beispiel Metz herausgeben. . .

★

Es ist gewiß, der Kaiser war gegen die Landung in Tanger.

„In Tanger ist bereits der Teufel los, gestern ein Engländer fast ermordet, ich halte die Sache dort für recht sehr zweifelhaft. . .“, so hatte er von Lissabon noch vor drei Tagen nach Berlin telegraphiert.

Gewiß, der Journalist Harris war in Tanger angefallen worden. „Times-Korrespondent Harris wurde von einem Araber, welcher als Hotelführer dient, mit einem Messer auf der Straße angefallen, jedoch nur ganz leicht geritzt. Der Araber flüchtete sich zu dem Scherifen von Wasan, welcher französischer Protegierter ist. Öffentliche Meinung ist geneigt, in dem Überfall eine französische Machination zu sehen, um womöglich den Besuch Seiner Majestät in Tanger zu hintertreiben. Kühlmann.“ Das war der Bericht des kaiserlichen Geschäftsträgers nach Berlin.

Die Erregung über den bevorstehenden Kaiserbesuch war von Tag zu Tag gestiegen. Manche Leute in London und Paris schlugen Purzelbäume vor Aufregung.

Die Haltung der „Times“ wurde bedenklich. Der „Temps“ mahnte zur Vernunft. Tardieu schrieb in einem Leitartikel, der bevorstehende Besuch des Deutschen Kaisers in Tanger mache selbstverständlich ziemlich lebhaften Eindruck, englisch-marokkanische Kreise glaubten sogar an eine völlig neue Ära der Marokkoangelegenheit. Doch es sei naiv, diesen Stimmen zu glauben. Bei dem deutschen Umsatz in Marokko von vierzig Millionen sei der Wunsch Deutschlands nach Handelssicherheit begreiflich. Nichts rechtfertige die Haltung der „Times“. Der Wunsch der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, der Sultan möge seine Souveränität nicht opfern, stehe mit dem englisch-französischen Vertrage in keinem Widerspruch. Den korrekten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland tue der Besuch des Kaisers nicht Abbruch, so sehr dies auch gewisse Leute wünschen möchten. . . So schrieb Tardieu im „Temps“.

Und hatte Deutschland nicht wirklich Forderungen an Marokko? War nicht Dr. Genthe, der Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ ermordet, war nicht der deutsche Schützling El Bernussi seines Eigentums beraubt worden, ohne daß bisher eine Genugtuung geleistet worden war? Und da lag noch vielerlei anderes vor. Aber um dieser Dinge willen war es nicht nötig, daß Kaiser Wilhelm nach Tanger ging.

★

Da war noch eine andere Differenz mit Frankreich. Der Sultan hatte die Notablen nach Fez eingeladen, um die Reformen des Landes mit ihnen zu besprechen; er plante noch weitere Dinge, seine Souveränität und die Unabhängigkeit Marokkos zu behaupten. All diese Pläne durchkreuzte Frankreich ganz offensichtlich. Alle Welt sah das. Zudem hatten die Franzosen gesagt, daß sie ein Mandat aller europäischen Staaten hätten. Das war aber nicht so.

Noch stand die Tür offen in Marokko für jedermann. Aber schon im nächsten Augenblick konnte Paris sie zuschlagen. Dann war das Land für Frankreich „erobert“, für alle anderen, vor allem für die Marokkaner, aber verloren.

Immer unruhiger wurden die Leute. Graf Bülow gab den deutschen Vertretern draußen die Weisung, sich in Schweigen zu hüllen. Kurz nach der Landung schrieb er in einer Randbemerkung, daß es sehr zu wünschen sei, daß Radolin recht ruhig den lieben Kollegen gegenüber bleibe und verwies auf den Ausspruch Talleyrands, dessen Großneffe ja der deutsche Botschafter in Paris, der Fürst von Radolin, war: „Avec un front d'airain et le sourire sur les lèvres on passe partout. . .“

★

Bis zum letzten Augenblick zögerte der Kaiser mit seiner Landung; davon berichtete auch der Gesandte von Schoen. Man hatte den Eindruck, daß er wohl ganz gern Landungsschwierigkeiten gesehen hätte, um nicht von Bord zu brauchen. Man muß in der Tat sagen, daß eine Vergnügungs- und Erholungsreise eigentlich anders aussieht als diese Reise.

Schon in Lissabon war es dem Kaiser schlecht ergangen. Er selbst berichtete dem Grafen von Bülow darüber: „Hier fürchterliche Anstrengung bei namenloser Hitze in überfüllten und überheizten Sälen. Alles sehr liebenswürdig. Aber im Paradeanzug stecken von eineinhalb Uhr nachmittags bis zweieinhalb Uhr den nächsten Morgen, also dreizehn Stunden en suite, ist zuviel! Ich bin total erschossen. Der Einzug dauerte drei und eine halbe Stunde im feierlichsten Schritt mit obligatem, zuweilen viertelstündigem Halten! In alten Rokokoglaskarossen. . .“ Man wird dem Kaiser recht geben, daß das mit einer Erholung wenig Ähnlichkeit hatte. So kann man auch seinen Mißmut an jenem Morgen des einunddreißigsten März verstehen. Zudem, würde die ganze Welt nicht wieder sagen: der Kaiser sucht den Krieg. . .

Aber hatte er sich nicht schon vor einem Jahr, als er in Messina war, gegen jede kriegerische Aktion gegen Marokko ausgesprochen, ja verlangt, daß Handlungen, die geeignet waren, irgendwelchen Druck auf Marokko zur Erfüllung seiner Pflichten auszuüben, nur in Gemeinschaft mit den übrigen in Marokko interessierten drei Regierungen getroffen werden sollen? Und was lag Deutschland am Mittelmeer? Graf Bülow erklärte: „Im Mittelmeer sind wir italienisch. . .“

★

An all diese Dinge mußte Kaiser Wilhelm denken, nun, da er in Marokko an Land gehen sollte, nun, da der Kommandant des französischen Schlachtschiffes vor ihm stand. Er riß sich gewaltsam aus seinen Gedanken. Er begann von seetechnischen Dingen zu reden.

Aber schnell kommt er wieder auf die Landung zu sprechen.

„Also, aufrichtig gesprochen, es ist nicht die geringste Gefahr mit meiner Landung verbunden?“

„Nicht die geringste, Majestät, die Reede ist ganz ruhig. . .“ Der seegewohnte Kapitän ist nicht aus der Fassung zu bringen.

Der Kaiser läßt aber auch nicht locker:

„Und wie wird sie sein, wenn ich mich um fünf Uhr wieder einschiffen muß. . .?“

Nun wird es dem Seemann schon ungemütlicher. Aber er windet sich auch diesmal noch aus der Situation.

„Oh, Majestät, ich wage es nicht, mich acht Stunden vorher auszusprechen. Aber ich wiederhole Euerer Majestät, daß ich augenblicklich gar keinen Grund habe, eine Verschlechterung des Wetters vorauszusagen. . .“

Es lag nicht an dem Gefragten, daß die Antworten dem Frager nicht allzuviel nützen konnten. Aber hat nicht jeder Mensch Tage, an denen er sich gegen irgendeine Sache wehrt und doch nicht die Kraft findet, sie von sich abzuschütteln? Man ist an solchen Tagen unentschlossen, zögert eine Angelegenheit hinaus, überlegt, will dieses, möchte jenes, nur nicht das, was getan werden soll.

Das Programm des Tages sah vor, daß Kaiser Wilhelm um sieben Uhr dreißig Minuten an Land gehen sollte. Um einhalb zwölf war er noch an Bord der „Hamburg“. Endlich, gegen zwölf Uhr, stieß die Pinasse ab.

★

Nach Überwindung nicht unerheblicher Landungsschwierigkeiten ist der Kaiser endlich an Land. . .

Scharf, schneidend erklingen französische Kommandorufe! Die Hafengewache erweist unter Befehl eines französischen Hauptmanns die Ehrenbezeugungen. Die deutsche Kolonie ist vollzählig versammelt und begrüßt den Kaiser aufs herzlichste. Vor den Truppen steht Kaid Maclean, jener englische Agent beim Sultan, der lieber den Franzosen half als den Deutschen eine Freundlichkeit erwies, und der lange Zeit großen Einfluß auf den Sultan gehabt hat.

Seltsam ist der Jubel der eingeborenen Bevölkerung. Erst später erfuhr man, daß sie den Kaiser als einen Abgesandten des Himmels ansahen, der ihnen den Weg zeigen sollte, drohender Knechtschaft zu entgehen.

Prächtig ist das Wetter. Der Kaiser reitet zur deutschen Gesandtschaft. Dort empfängt er die Deutschen, das diplomatische Korps und den Abgesandten des Sultans, den ehrwürdigen Abd-el Malek, einen Großheim des marokkanischen Herrschers; sein hohes Alter hatte es ihm verboten, den kaiserlichen Gast schon auf der „Hamburg“ zu begrüßen.

Rede und Gegenrede. Der Annahme von Geschenken wird geschickt ausgewichen. Dafür müssen es sich aber die deutschen Schiffe gefallen lassen, nach der Sitte des Landes überreichlich mit Lebensmitteln bedacht zu werden.

Der Kaiser spricht mit dem französischen Geschäftsträger. Zuerst ist das Gespräch gleichgültig; dies und das. In seinem Programm über die Landung hatte Graf von Bülow sogar nur einen stummen Gruß für den Vertreter Frankreichs vorgeschlagen.

Die Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Franzosen dauert auffallend lange. Man hört gespannt auf das, was die beiden sprechen. Es ist ganz still geworden. Da macht Graf Chérisey einen groben Fehler. Delcassé hat diesen Fehler schwer bezahlen müssen.

Der französische Geschäftsträger übermittelt Huldigungen und Grüße Delcassés und begrüßt gewissermaßen in seinem Namen den Kaiser in Marokko. Die Fröhlichkeit ist verflogen. Eisiges Schweigen ist um die beiden Sprecher.

Der Kaiser ist keinen Augenblick aus der Fassung gekommen. Scharf und deutlich sagt er rund heraus, daß er freien Handel und volle Gleichberechtigung für Deutschland in Marokko verlange.

Graf Chérisey merkt die von ihm begangene Unmöglichkeit noch nicht. Vielleicht weiß er sich auch nicht aus der Affäre zu ziehen, vielleicht glaubt er auch törichterweise, in diesem Augenblick den Kampf durchfechten zu müssen. Er sagt mit einem unverkennbaren Großmut Handelsfreiheit für Deutschland zu. Man ist starr. Der Kaiser nimmt noch einmal das Wort. Jetzt ist aber das, was er sagt, sehr deutlich und für jedermann verständlich:

„Ich bin gekommen, mich mit dem Sultan als einem gleichberechtigten, freien Herrscher eines unabhängigen Landes direkt zu verständigen, werde meinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen wissen und erwarte, daß diese auch von Frankreich gebührend respektiert werden. . .“

Da gab's kein Nichtverstehenwollen mehr. Ringsum hat man das Gefühl, daß Graf Chérissey diese Abfuhr verdient habe. Er wird blaß, will noch etwas sagen. Der Kaiser verabschiedet ihn kurz. Graf Chérissey zieht gesenkten Hauptes ab.

Die übrigen diplomatischen Vertreter werden begrüßt. Nun noch einmal der ehrwürdige Abd-el Malek. Viele Worte werden gewechselt, viel Schall und Rauch. Aber die beiden Männer wissen, was sich hinter den vielen Worten verbirgt. Der Kaiser faßt es später in seiner Antwort auf das Begrüßungsschreiben des Sultans in die Worte zusammen, das Ziel seines Besuches sei, daß der Sultan ein „freier unabhängiger Herrscher eines freien unabhängigen Landes immer bleibe, stark durch die Einmütigkeit der Nationen, die alle in seinem Reiche die gleichen Vorrechte genießen. . .“

*

Seltsam, wieder der gleiche Jubel der Mauren, als der Kaiser das Land verläßt.

Gewiß, sie wissen vom deutsch-französischen Gegensatz und hassen Frankreich. Es wird aber wohl auch das Gefühl in ihnen gewesen sein, daß da einer wäre, ein Mächtiger dieser Erde, der sie nicht unterjochen will, der sie nicht friedlich durchdringen will.

Sie kannten Tunis.

In England verfolgt Eduard VII. in fördernder Liebe die Dinge, die zwischen Petersburg und Paris geschehen. Seine europäischen Reisen, besonders aber seine Reisen nach Paris, die geschickt als private Vergnügungsreisen des lebensfrohen Königs gedeutet werden, sind immer häufiger geworden.

Im März 1906 findet in Paris eine lange, sehr intime Aussprache zwischen Delcassé und dem König statt. Frankreich hat seine Wünsche jetzt nach London gerichtet, nachdem sein Werk in Petersburg vorläufig beendet ist. „Die Aussprache zwischen Delcassé und dem englischen König wird in diplomatischen Kreisen als höchst unnötig und in diesem Augenblick als höchst gefährlich angesehen. Im ganzen fürchtet man, in ihr ein Symptom des englischen Wunsches sehen zu müssen, die Lage so weit zu verschlimmern, daß der Krieg unvermeidlich wird“, berichtet der belgische Gesandte, von Berlin unbeeinflusst, von Paris nach Brüssel.

Alle Bestrebungen, zwischen Berlin und London eine bessere Atmosphäre zu schaffen, müssen gegenstandslos bleiben. Zu den immer finsterer werdenden Wetterwolken, die über Europa liegen, gesellen sich die luftraubenden Abgase der immer skrupelloser vergifteten europäischen Politik. Vergeblich ist der Versuch, Licht und Raum für alle Völker Europas zu schaffen, vergeblich der Versuch, zu einer Verständigung zu gelangen.

Der Bär, der Stein und die Fliege.

Am Morgen des 27. Oktober 1908 trat der kaiserliche Botschafter in London Paul Graf von Metternich aus seinem Zimmer zu einer Gruppe seiner Herren, die eifrig in erregter Unterhaltung waren.

„So, meine Herren, jetzt können wir die Bude hier zumachen...!“
Damit wies er auf die an diesem Morgen erschienene Nummer des „Daily Telegraph“, die jenen weltberühmten Artikel des Oberst Edward Stuart Wortley über eine Unterredung mit dem Deutschen Kaiser brachte.

„Wir haben die folgende Mitteilung aus einer so unanfechtbar glaubwürdigen Quelle erhalten,“ hieß es in diesem Artikel, „daß wir, ohne zu zögern, die offenkundig von ihr gebrachte Botschaft der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen können:

Verschwiegenheit ist die erste und letzte für einen Diplomaten erforderliche Eigenschaft, und sie sollte auch noch von denen beobachtet werden, die, wie ich, schon lange aus dem öffentlichen ins private Leben übergegangen sind. Bisweilen jedoch ereignen sich Augenblicke in der Geschichte der Völker, in denen eine berechnete Unverschwiegenheit sich als vom denkbar höchsten Nutzen erweist, und das ist der Grund, warum ich mich entschlossen habe, den wesentlichen Inhalt einer längeren Unterhaltung bekanntzugeben, die mit Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser im Laufe dieses Monats zu führen ich den Vorzug hatte. Ich tue dies in der Hoffnung, daß es dazu beitragen möge, die hartnäckige Verkennung des Wesens der Gefühle des Kaisers England gegenüber zu beseitigen, die, ich fürchte, tief im Herzen des Durchschnitts-engländers eingewurzelt ist. Es ist des Kaisers aufrichtiger Wunsch, daß sie ausgerottet werde. Er hat in Wort und Tat mehrfach Beweise seines Wunsches geliefert. Aber, um es offen auszusprechen, sein großer Geduldsvorrat geht jetzt auf die Neige, da er sich so andauernd falsch geschildert sieht, und so oft die schmerzliche Erfahrung gemacht hat, daß auf jede vorübergehende Besserung

der Beziehungen erneute Ausbrüche der Vorurteile erfolgen sowie eine schleunige Rückkehr zu der alten argwöhnischen Haltung.

Wie ich bereits sagte, beehrte mich Seine Majestät mit einer langen Unterhaltung und sprach dabei mit einer dem Augenblick gehorchenden, ungewöhnlichen Freimütigkeit. „Ihr Engländer“, sagte er, „seid verrückt, verrückt wie die Märzhasen. Was ist über Euch gekommen, daß Ihr so ganz einem Argwohn anheimgefallen seid, der einer großen Nation vollkommen unwürdig ist? Was kann ich mehr tun, als ich getan habe? In meiner Rede in der Guildhall habe ich mit allem mir zur Verfügung stehenden Nachdruck erklärt, daß mein Sehnen dem Frieden gilt und daß es mein liebster Wunsch ist, mit England in den besten Beziehungen zu leben. Habe ich jemals meine Worte Lügen gestraft? Falschheit und unwahres Wesen sind meiner Natur fremd. Meine Handlungen sollten für sich selbst sprechen, aber Ihr hört nicht auf sie, sondern auf die, die sie entstellen und verdrehen. Das ist eine persönliche Beleidigung, die ich fühle und übelnehme. Fortwährend falsch beurteilt zu werden, zu sehen, wie meine wiederholten Freundschafts- anerbietungen mit eifervollen, mißtrauischen Augen abgewogen und untersucht werden, belastet meine Geduld schwer. Ich habe wieder und wieder gesagt, daß ich ein Freund Englands bin, und Eure Presse, oder doch wenigstens ein beträchtlicher Teil derselben, fordert das englische Volk auf, meine ausgestreckte Hand zurückzuweisen und gibt zu verstehen, die andere hielte einen Dolch. Wie soll ich eine Nation gegen ihren Willen überzeugen?“

„Ich wiederhole“, fuhr Seine Majestät fort, „ich bin ein Freund Englands, aber Ihr macht es mir schwer, es zu bleiben. Meine Aufgabe ist nicht die leichteste. Das vorherrschende Gefühl bei weiten Schichten der mittleren und unteren Klassen meines eigenen Volkes ist nicht freundlich für England. So befinde ich mich gewissermaßen in der Minderheit in meinem eigenen Lande, aber es ist eine Minderheit der besten Elemente, genau wie es in England Deutschland gegenüber der Fall ist. Das ist ein weiterer Grund, warum ich Eure Weigerung übel empfinde, mein verpfändetes Wort anzunehmen, daß ich Englands Freund bin. Ich bin unablässig bemüht, unsere Beziehungen zu verbessern, aber Ihr entgegnet mir grollend, ich sei Euer Erzfeind. Ihr macht es mir sehr schwer. Warum nur?“

Nun ging der Artikel ausführlich ein auf die letzten Vorgänge in Marokko, um dann folgendes zu sagen:

„Es gibt“, sagte der Kaiser, „Unheilstifter in beiden Ländern. Ich will nicht versuchen, ihre beiderseitige Befähigung zu Mißdeutungen gegeneinander abzuwägen. Aber die Tatsachen sind so, wie ich sie dargestellt habe. In dem neuen deutschen Auftreten in Hinsicht auf Marokko hat nichts gelegen, was der ausdrücklichen Erklärung meiner Friedensliebe zuwiderliefe, die ich sowohl in der Guildhall als auch in meiner letzten Straßburger Rede abgegeben habe.“

Seine Majestät kam dann auf den Gegenstand zurück, der ihm am meisten am Herzen liegt, — seine erprobte Freundschaft für England. „Ich habe auf meine Reden verwiesen“, so sagte er, „in denen ich alles getan habe, was ein Herrscher tun kann, um seinen guten Willen zu verkünden. Aber da Taten lauter sprechen als Worte, lassen Sie mich auch auf meine Handlungen verweisen. Allgemein wird in England geglaubt, Deutschland sei ihm während des südafrikanischen Krieges feindlich gewesen. Die öffentliche Meinung in Deutschland war zweifellos feindlich, bitter feindlich. Die Presse war feindlich, die private Meinung der einzelnen war feindlich. Aber das amtliche Deutschland, wie stand es damit? Hören Sie. Was war es, das die Europareise der Burenabgeordneten, die sich um die Erlangung einer europäischen Vermittlung bemühten, zu einem plötzlichen Stillstand und völligen Zusammenbruch führte? Sie wurden in Holland gefeiert, Frankreich bereitete ihnen einen hinreißenden Empfang. Sie wünschten nach Berlin zu kommen, wo das deutsche Volk sie mit Blumen bekränzt hätte. Sie baten mich, sie zu empfangen. Ich lehnte ab. Mit einem Schläge flaute die Bewegung ab. Die Abgeordneten kehrten mit leeren Händen zurück. War das, frage ich, das Werk eines versteckten Feindes?“

„Und wieder, als der Kampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde die deutsche Regierung von der französischen und russischen Regierung eingeladen, sich ihnen anzuschließen, um England aufzufordern, dem Kriege ein Ende zu machen. Der Augenblick sei gekommen, nicht nur die Burenrepubliken zu retten, sondern auch England in den Staub zu demütigen. Welches war meine Antwort? Ich sagte, Deutschland sei weit davon entfernt, sich

irgendeinem verabredeten europäischen Vorgehen mit der Absicht, einen Druck auf England auszuüben und seinen Sturz herbeizuführen, anzuschließen, daß es sich vielmehr stets von politischen Unternehmungen fernhalten würde, die es in Verwicklungen mit einer Seemacht wie England bringen könnte. Die Nachwelt wird eines Tages den genauen Wortlaut des jetzt in den Archiven von Windsor Castle ruhenden Briefes lesen, in welchem ich dem englischen Herrscher die Antwort mitteilte, die ich den Mächten zurücksandte, die damals damit umgingen, Englands Fall zuwege zu bringen. Die Engländer, die mich heute beleidigen, indem sie meine Worte in Zweifel ziehen, sollten wissen, wie meine Taten in der Stunde Ihres Unglücks beschaffen waren.“

„Und das ist noch nicht alles. Gerade zur Zeit ihrer Schwarzen Woche, als die Unglücksfälle einander in rascher Folge ablösten, erhielt ich einen Brief von der Königin Viktoria, meiner hochverehrten Großmutter, der in Sorge und Kummer geschrieben war und deutliche Spuren der Ängste trug, die auf ihrem Gemüte und ihrer Gesundheit lasteten. Ich schickte sofort eine teilnehmende Antwort zurück. Aber ich tat mehr als das. Ich befahl einem meiner Offiziere, mir einen Bericht so genau wie er ihn erlangen könnte, über die Anzahl der auf beiden Seiten in Südafrika kämpfenden Truppen und die augenblickliche Stellung der gegnerischen Streitkräfte zu verschaffen. Mit den Zahlen vor mir arbeitete ich einen Feldzugsplan aus, wie ich ihn den Umständen gemäß für den besten hielt, und legte ihn meinem Generalstabe zur Beurteilung vor. Den schickte ich nach England, und auch dieses Schriftstück befindet sich unter den Staatspapieren in Windsor Castle in Erwartung des streng unparteilichen Richterspruches der Geschichte. Und als Beispiel eines merkwürdigen Zusammentreffens lassen Sie mich hinzufügen, daß der von mir aufgestellte Plan sich sehr stark in den gleichen Linien bewegte, wie der tatsächliche von Lord Roberts angenommene, der dann von ihm in erfolgreiches Unternehmen umgesetzt wurde. War das, wiederhole ich, das Werk eines, der England übel wollte? Mögen die Engländer einmal aufrichtig sein und selber sprechen.“

Dies war der Inhalt der Unterredung mit dem Kaiser. Er sprach mit all dem Ernst, der sein Wesen kennzeichnet, wenn er von Dingen redet, über die er tief nachgedacht hat. Ich möchte meine

Landsleute, die Wert auf die Sache des Friedens legen, bitten, was ich hier geschrieben habe, zu erwägen, und nötigenfalls ihre Einschätzung des Kaisers und seiner Freundschaft für England an Hand der eigenen Worte Seiner Majestät einer Prüfung zu unterziehen.“

*

Der Kaiser, der das Manuskript zu diesem Artikel, der ohne Unterschrift erschienen war, zuvor gelesen hatte, fand ihn gut geschrieben und seine Worte wahrheitsgetreu wiedergegeben. Das berichtet der Rat im kaiserlichen Gefolge Gesandter Freiherr von Jehnisch aus Rominten an den Reichskanzler Fürsten von Bülow.

Der eigentliche Verfasser dieses Artikels, der Kaiser, hatte es ohne jeden Zweifel herzlich gut gemeint. Aber war die Stimmung gegen ihn, vielleicht auch gegen Deutschland, in England schon so schlimm geworden, daß man das Gute, daß man den ehrlichen Willen nicht sehen wollte? Daß der Artikel zunächst in Old merry England das Gegenteil bewirkte von dem, was er sollte?

Die Spannung zwischen England und Deutschland hatte sich ja allerdings in der letzten Zeit von Woche zu Woche verschlechtert. Jedermann weiß, welch Unheil unter manchen Umständen die Presse anrichten kann, wenn sie sich ihrer großen Verantwortung nicht bewußt ist. Da war jener Mr. Saunders, der die „Times“ in Berlin vertrat. „Niemand hat mehr dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in England gegen Deutschland zu vergiften, als Sie. Ich habe wiederholt dem Botschafter gesagt, daß angesichts des Einflusses der ‚Times‘ in England die Wiedergabe Ihrer Auffassungen in den tendenziösen und vergiftenden Berichten als ein förmliches Unheil für beide Länder betrachtet werden muß“, sagte der deutsche Außenminister im Juni 1902 vor Zeugen diesem Mr. Saunders. Allerdings ohne jeden Erfolg.

Sechs Jahre später schrieb der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, an den belgischen Minister des Äußeren Davignon: „Nicht nur die kleineren Blätter erniedrigen sich, diese Rolle zu spielen. Die ‚Times‘ führt seit Jahren einen Verleumdungs- und Lügenfeldzug. Ihr Berliner Korrespondent schürt den Haß der Engländer gegen die Deutschen dadurch, daß er der kaiserlichen

Regierung ehrgeizige Pläne unterschiebt, deren Torheit augenfällig ist, indem er ihr allerlei dunkle Machenschaften vorwirft, an die sie niemals gedacht hat...“

Es ist nicht ohne Interesse, zu lesen, was ein Engländer, J. A. Farrer, über das Verhalten der englischen Presse in diesen Jahren, da das furchtbare Unheil für Europa gebraut wurde, schreibt: „Der ‚Times‘ an Bedeutung in dieser antideutschen Kampagne am nächsten stand die ‚Fortnightly Review‘, in der ein mutmaßlicher Engländer unter dem Pseudonym ‚Ignotus‘ schrieb. Professor Schiemann von der ‚Kreuzzeitung‘ schwankt in seinen Vermutungen über die Persönlichkeit dieses Ignotus. Manchmal erkennt er in ihm einen Russen, namens Wesseltzky, manchmal einen Franzosen namens Neton, der einst Sekretär von Delcassé war und unter dem Namen Ignotus die Gedanken Delcassés im ‚Figaro‘ verbreitete. Unter dem Pseudonym ‚Kalchas‘ verbarg sich die Autorität eines anderen antideutschen Schriftstellers in der ‚Fortnightly Review‘, den Professor Schiemann zu Recht oder Unrecht mit Garvin, Verleger des ‚Observer‘, identifizierte. Derselbe Geist, wenn nicht dieselbe Feder, leitete die Artikel, welche in der ‚National Review‘ mit der Unterschrift von Quirinus und von Ultor erschienen. Ein Russe namens Tatichev, früher Diplomat, jetzt Londoner Korrespondent der ‚Nowoje Wremja‘, wurde als Argus vermutet, der im Interesse einer englisch-französisch-russischen Liga gegen Deutschland schrieb. Da die russische Zeitung einem französischen Aktienunternehmen gehörte, war sie eine gute Vermittlerin für die französische Propaganda. So weit ging die Tätigkeit in diesem Pressekrieg, daß sich Professor Schiemann beklagte, man bereite grundsätzlich einen Krieg zwischen England und Deutschland vor.“

„Ob Lord Northcliffe, wenigstens in gewissem Maße, nicht mit an der Schuld am Kriege belastet wird, ob er nicht verantwortlich ist für die große Bitterkeit, welche Europa in den letzten zwanzig Jahren charakterisiert hat, ist eine Frage, die wir dem Historiker überlassen müssen. Und welcher Historiker zweifelt wohl daran?“ schreibt J. A. Farrer.

Die „Times“, der „Speciator“, die „National Review“ und die „Fortnightly Review“ brachten Artikel, aus denen man nicht nur in Deutschland unbedingt den Plan herauslesen mußte, das Deutsche

Reich durch einen Dreibund zwischen England, Frankreich und Rußland zu zermalmen.

Am 24. Mai 1907 schreibt der belgische Gesandte in London Comte de Lalaing an den belgischen Außenminister Davignon: „Eine gewisse Kategorie der Presse, hier unter dem Namen ‚Gelbe Presse‘ bekannt, trägt zum großen Teil für die feindselige Stimmung zwischen den beiden Nationen die Verantwortung. Was kann man denn auch von einem Journalisten wie Herrn Harmsworth, heute Lord Northcliffe, Herausgeber der ‚Daily Mail‘, des ‚Daily Mirror‘, des ‚Daily Graphic‘, des ‚Daily Express‘, der ‚Evening Post‘ und des ‚Weekly Dispatch‘ erwarten, der in einem Interview für den ‚Matin‘ sagte: ‚Ja, wir verabscheuen die Deutschen, und das von ganzem Herzen. Sie machen sich in der ganzen Welt verhaßt. . . Ich werde nicht zugeben, daß meine Zeitung auch nur das Geringste druckt, was Frankreich verletzen könnte, aber ich möchte nicht, daß sie irgend etwas aufnimmt, was den Deutschen angenehm sein könnte.“ Dann sagt der genannte belgische Diplomat weiter: „Diese Art von Journalisten, Herausgeber billiger und viel gelesener Blätter, fälschten nach Belieben die Meinung eines ganzen Volkes. Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik verfolgt, die auf eine Isolierung abzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen. . .“

Das ist in den belgischen Dokumenten nachzulesen.

Ja, war Eduard VII. nicht von jeher ein Verfechter all jener Ideen gewesen, die darauf abzielten, Berlin ins Unrecht zu setzen und Deutschland zu schwächen? Schon am 6. Juni 1866, wenige Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Österreich, hatte er es fertig bekommen, bei einem Diner dem französischen Botschafter Prince de la Tour d'Auvergne auseinander zu setzen, daß der Sieg Österreichs unbedingt erforderlich wäre. Damals holte er sich sogar von dem Botschafter Frankreichs eine Abfuhr, der ihn fragte, ob er auf seiten Österreichs oder auf seiten des Friedens stände? Aber der eigensinnige Prinz ließ sich nicht zurechtweisen: die österreichische Sache wäre eine gerechte Sache, er wolle seine Zugehörigkeit zu ihr offen bekennen, und unbedingt notwendig sei für die Zukunft eine Entente zwischen England und Frankreich.

Wie hatte doch die kluge Königin Viktoria zu Gladstone über diesen Thronfolger gesagt? „Man sollte einem, der zuviel redet, keine Geheimnisse mitteilen. . .“

Konnte man überhaupt jetzt, da Eduard endlich, endlich als fast Sechzigjähriger an die Regierung kam, von ihm verlangen, daß er sich auch nur einigermaßen freundlich zu Deutschland stellen würde, wenigstens so freundlich, wie es Deutschland in seinem ehrlichen Streben, nach einer europäischen Politik zu gelangen, verdiente? Er, der schon seinem Schwager, dem preußischen Kronprinzen, in den sechziger Jahren einen brennenden Haß entgegenbrachte? Das war kurz nach der Beendigung des Krieges zwischen Preußen und Dänemark. Kronprinz Friedrich Wilhelm war zum Besuch seiner Verwandten mit seiner Frau nach London gekommen. „Ich kann Sie versichern, daß es nicht angenehm war, ihn und seinen Adjutanten stets in preußischer Uniform zu sehen, wie er vor unseren Augen ein höchst anstößiges Band zur Schau trug, das er für seine Heldentaten gegen die unglücklichen Dänen erhalten hatte!“ Und als dann auf dem großen Ball in Marlborough House, dem Londoner Palast des Prinzen, dem König Kalakaua von den Sandwichinseln der Vorrang vor dem preußischen Kronprinzenpaar gegeben wurde, da riß sogar klügste schwesterliche Geduld.

War Eduard VII. jetzt nicht ein intimer Freund der Männer, die, wie Lord Northcliffe, es sich mit allen Kräften angelegen sein ließen, die Beziehungen zwischen England und Deutschland zu vergiften, jenes Schriftleiters der „Morning Post“, Algereon Borthwick, der später Lord Glenesk wurde, und jenes Edw. Lawson vom „Daily Telegraph“, der nachher Lord Burnham hieß?

Gewiß hatte der belgische Baron Greindl recht, als er am 13. Februar 1909 über Eduard schrieb: „Der Weltfrieden ist niemals ernstlicher bedroht gewesen als seit der Zeit, seit der ihn der König von England zu festigen trachtet. . .“

Und hatte nicht dieser Eduard, der des Lebens elegante Kunst so gut beherrschte wie die der europäischen Politik, sich das Wort Gambettas, seines Freundes, zu eigen gemacht: „Le Prussianisme, voilà l'ennemi. . .“

Das war die Atmosphäre, in die der Artikel des „Daily Telegraph“ hineinplatzte.

Nun, der Kaiser hatte den Artikel zuvor gutgeheißen und hatte seine Worte gut wiedergegeben gefunden. Man muß aber dazu einiges sagen.

Was der Kaiser oder Oberst Edward Stuart Wortley, der dem Artikel in gemeinsamer Arbeit mit dem Mitglied der „Daily Telegraph“-Redaktion Harold Spender die letzte Überarbeitung gegeben hatte, bevor er ihn an den Kaiser nach Berlin schickte, unter Zustimmung des Kaisers andeutete über die Rettung Englands durch Deutschland in der schwersten Zeit, enthält ohne Zweifel mancherlei Wahres, wenn sich auch das Gegenteil hiervon viel leichter wird beweisen lassen als die Wahrheit selbst. Aber niemals hätte von einem Feldzugsplan die Rede sein dürfen; Aphorismen, oder, wie Eduard VII. sagte, ein Memorandum, sind kein Feldzugsplan. Und wenn in dem Artikel gesagt wurde, daß dieser Plan dem deutschen Generalstab vorgelegen hätte, bevor er nach London ging, so trifft das nicht zu. Der Kaiser hat ihn lediglich seinem diensttuenden Flügeladjutanten, Major von Boehn, gezeigt, der allerdings dem Generalstab angehörte. Daß sich die Pläne Lord Roberts auf die Aphorismen des Kaisers aufgebaut hätten, ist kaum anzunehmen.

★

Der Oberst Edward Stuart Wortley war gewiß ein Ehrenmann. Verschiedentlich hatte er, auch schon im Herbst 1907, mit dem Kaiser die Dinge, die zwischen England und Deutschland lagen, besprochen. Er war Besitzer von Highcliffe Castle. Kaiser Wilhelm war sein Gast gewesen. Dann war das Kaisermanöver im Elsaß im Sommer 1908 gekommen. Als Gast des Kaisers nahm der Oberst an ihm teil. Während dieses Manövers hatten die beiden Männer ihre Lieblingsthemen, Deutschland und England zu nähern, des öfteren ausgesprochen. Schließlich hatte man sich auf die Veröffentlichung im „Daily Telegraph“, zu dessen Redaktion der Oberst Beziehungen hatte, geeinigt. Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, von wem der Gedanke zuerst ausgegangen ist.

Nachdem der Artikel auch noch einmal in der Redaktion der Zeitung durchgearbeitet worden war, ging er nach Berlin. Und hier widerfuhr ihm ein an das Unmögliche grenzende Schicksal. . .

★

An einem Abend des zu Ende gehenden Septembers 1908, es war schon recht spät, wurde im Auswärtigen Amt noch gearbeitet. Der Vortragende Rat Klehmet saß in seinem Arbeitszimmer mit mehreren Entwürfen zu dringlichen Dingen beschäftigt.

Da trat der Unterstaatssekretär Stemrich zu ihm herein. Er brachte eine Sache, die heute aus Norderney vom Reichskanzler direkt eingegangen war.

„Die Geschichte hier scheint mir nicht ganz geheuer zu sein. . . Nehmen Sie sich doch einmal der Sache an und sehen Sie, was damit zu machen ist. . .“

Der Unterstaatssekretär ging wieder, der Geheimrat Klehmet legte das Aktenstück zu dem übrigen. Er hatte viel zu tun heute, schon wochenlang war man aus der Arbeit nicht herausgekommen. Nachher, als er seine Arbeit für diesen Tag abbrach, warf er noch einen kurzen Blick in das vom Unterstaatssekretär Stemrich gebrachte Stück. Zunächst fiel ihm ein loser weißer Briefumschlag entgegen. Auf den hatte Fürst Bülow mit Blaustift geschrieben, daß man diese Sache sorgsam prüfen solle; wünschenswerte Änderungen und Streichungen in einer auf gebrochenem Bogen herzustellenden Kopie seien am Rande einzutragen. Dann war da weiter noch der mit Schreibmaschine hergestellte englische Entwurf des Zeitungsartikels, ein Brief des englischen Oberst Edward Stuart Wortley an Seine Majestät den Kaiser, dann war da noch ein Brief an Seine Durchlaucht den Fürsten Bülow, ein Privatbrief des Gesandten von Jehnisch, unterzeichnet „Martin“.

Nun, in diesem Schreiben war ausdrücklich gefordert, daß die Sache nicht durch das Auswärtige Amt laufen solle. Auch der Reichskanzler hatte noch einen Vermerk „Ganz geheim“ gemacht. Also sollte niemand von dieser Geschichte etwas wissen. Der Vortragende Rat Klehmet beschränkt sich nun darauf, nur soweit er an Hand der ihm zur Verfügung stehenden Unterlagen dazu imstande war, die tatsächlichen Angaben des Artikels nachzuprüfen und einige geringfügige Änderungen vorzuschlagen. Gewiß, ihm kommen Bedenken. Aber er hat auftragsgemäß nur sachliche Irrtümer zu bearbeiten, meint er. Zudem, was da steht, hatte man ja schon einmal gelesen. Im Septemberheft der „Fleischer-Revue“ war das ja fast genau schon von einem „Wissenden“ geschrieben worden in jenem Aufsatz, der ja doch aus dem Aus-

wärtigen Amt gekommen war, wie Klehmet bestimmt wußte. Dieser Artikel war gar nicht einmal viel beachtet worden. Man versuchte es also nun einmal über London. Zudem, da sind ja noch Leute genug, die verantwortlich für diese Sache sind. Da ist Stemrich, von dem Klehmet die Geschichte an jenem Abend bekam. Er konnte allerdings nicht wissen, daß der Unterstaatssekretär es nicht gelesen hatte; der las sie auch nicht, als sie von Klehmet wieder seinen Schreibtisch auf der Rückreise nach Norderney passierte, er unterzeichnete sie nur als zur Kenntnis genommen. Da ist auch noch der Staatssekretär von Schoen. Aber der ist noch in Berchtesgaden im Urlaub und konnte den Artikel also gewiß nicht lesen. Da ist aber auch noch der kaiserliche Gesandte von Müller, den der Fürst nach Norderney als Gehilfen mitgenommen hat. Der hat nachher Stein und Bein geschworen, daß ihm der Reichskanzler keinerlei Auftrag gegeben habe, die Sache zu lesen, ihm vielmehr nur einen langen Briefumschlag mit den endgültigen Anlagen und dem Artikel zur Expedierung nach Berlin übergeben habe, zusammen mit jenem weißen Briefumschlag, auf den der Kanzler mit Blaustift seine Weisung an den Unterstaatssekretär Stemrich schrieb. Jedenfalls, Müller bekräftigte mit allen Eiden des Himmels und der Hölle in einem späteren Schreiben an den Kanzler, daß ihm niemand etwas gesagt habe, den Artikel zu lesen. „Im Gegenteil! Ich habe Müller ausdrücklich — und zweimal — angewiesen, das Manuskript sorgsam auf seinen Inhalt zu prüfen . . .“ schrieb Fürst Bülow dazu. Da ist schließlich auch der Reichskanzler selbst. Er hatte zwar den Vermerk „Ganz geheim“ gemacht, gelesen hatte er die Sache aber auch nicht. Er hatte zu viel zu tun mit der Reichsfinanzreform. War also gerade er, der Vortragende Rat Klehmet, dazu da, auf die Unmöglichkeit der Veröffentlichung hinzuweisen? Er überläßt die Sache denen, die es angeht. Überdies „schien es mir, daß das Auswärtige Amt als solches dem entscheidenden Willen des Kaisers nicht entgegen-treten dürfte . . .“

So gibt er das Aktenstück an Stemrich zurück, der zeichnet es, ohne es, wie man sah, gelesen zu haben, und schickt es an den kaiserlichen Gesandten von Müller in Norderney, der liest es auch nicht und gibt es wieder an den Kanzler, der liest es auch nicht, unterzeichnet es aber wieder, diesmal mit den Änderungen Klehmets.

Dann reist der Unglücksartikel wieder nach Berlin zum Staatssekretär von Schoen, der inzwischen vom Urlaub zurückgekehrt ist. Der hätte ihn beinahe gelesen; aber als er ihn lesen will, wird er zum Reichskanzler befohlen. Er geht mit dem Aktenstück zum Kanzler, der nimmt es ihm aus der Hand und sagt, diese Sache habe er selbst erledigt.

Glücklich ist der Artikel an allen Klippen, die ihm gefährlich werden konnten, vorbeigekommen. Niemand hat ihn gelesen; man hat ihn nur immer gegengezeichnet. Gelesen hat ihn schließlich nur der Kaiser und der Geheimrat Klehmet. Und der sagte sich, warum gerade er den hohen Herren auf die Lackschuhe treten solle. So setzt der Artikel geruhsam seine Reise fort. Der Gesandte von Jehnisch bekommt ihn wieder, dann der Kaiser, dann der englische Oberst Sir Edward Stuart Wortley, dann der „Daily Telegraph“, dann Europa, dann Amerika, dann Asien . . .

★

Klehmet war der Sündenbock. Der Reichskanzler machte ihm Vorwürfe, daß er die Sache habe geschehen lassen. Er verteidigte sich, er habe den ihm zugegangenen Auftrag zur Prüfung nur so auffassen können, daß sie sich auf die aktenmäßige Richtigkeit erstrecken solle. Darauf habe er sich beschränkt, da über die Opportunität doch wohl schon der Kanzler im Benehmen mit Seiner Majestät entschieden habe. Am nächsten Tage ließ der Fürst ihm durch den Staatssekretär von Schoen sagen, daß ihm kein Leid geschehen würde. Am 10. November sagte der Kanzler im Reichstag, es widerstrebe seinem persönlichen Empfinden, Beamte, die ihr Leben lang ihre Pflicht getan hätten, deshalb zu Sündenböcken zu stempeln, weil sie sich in einem Fall zu sehr darauf verlassen hätten, daß er meist alles selber lese und letzten Endes entscheide. Das hinderte aber nicht, daß Klehmet nach kurzer Zeit in Athen als Generalkonsul landete. Noch ein Jahr später behauptete der Kaiser, daß Bülow den Geheimrat Klehmet darum aus dem Amt gejagt hätte, daß er, der Kanzler, den Daily-Telegraph-Artikel und die Unterhaltungen in Highcliffe zuvor gekannt und gebilligt habe. Nun, auch das trifft nicht ganz zu, und man hätte besser getan, die ganze Geschichte ruhen zu lassen

★

Der Reichskanzler, Fürst Bernhard von Bülow, der Staatssekretär des Äußeren von Schoen und der Unterstaatssekretär Stemrich bitten um ihre Entlassung, zwei Tage, nachdem der Artikel in London erschienen ist. Keiner bekommt sie.

Die Welt loht. „Eindruck trotz diesseitiger Beschwichtigungsversuche tiefgehend und für die in erfreuliche Besserung begriffen gewesenen deutsch-japanischen Beziehungen ungünstig . . .“ telegraphiert der deutsche Botschafter Mumm von Schwarzenstein aus Tokio. „Tägliche Rundschau“, „Deutsche Zeitung“, „Reichsbote“, „Berliner Lokalanzeiger“, „Berliner Tageblatt“, „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ sind sich einig mit „La Libre Parole“, mit „Standard“ und „Daily Mail“.

Tokio explodiert fast, im Haag ist man konsterniert, Petersburg ist empört, Paris reibt sich vergnügt die Hände, Washington schweigt eisig, London kocht und in Berlin bricht der Sturm, lange gefesselt, los . . .

Das war die Wirkung jenes Artikels des Oberst Edward Stuart Wortley.

*

Sir Edward Grey lehnte zunächst jede Äußerung über die Angelegenheit ab, ebenso Lord Roberts, obwohl ihn die Sache stark anging.

Erst am 7. November sprach Grey zu dieser Sache.

Er sekundierte der deutschen Regierung . . . „er habe es bisher vermieden, mit dem deutschen Botschafter das Interview zu besprechen. Wenn er heute dieses Thema berühre, so bitte er den Botschafter, seine Bemerkungen nicht als amtlich zu betrachten. Beabsichtigte Anfragen im Parlament habe er bisher zu unterdrücken vermocht, da er sich keinen Nutzen von öffentlicher, amtlicher Behandlung der Angelegenheit seinerseits verspreche. Den Abgeordneten, welche die Sache zur Sprache bringen wollten, erwiderte er, daß es nicht seine Sache sei, über das Interview Erklärungen abzugeben. Er überlasse dies der deutschen Regierung, falls sie dies für angezeigt erachte.“ So lautete seine Erklärung an den deutschen Botschafter.

Zwei Tage später, am 9. November, sprang Asquith in seiner bekannten Guildhallrede der deutschen Regierung an die Seite: „Es ist fast genau ein Jahr her, seit Kaiser Wilhelm hier unser

Gast war. Ich kann die nachdrückliche Erklärung des Kaisers nicht vergessen, daß das leitende Ziel seiner Politik die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa und der guten Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland sei . . .“

*

Dann kam Bülows große Reichstagsrede. Es ist möglich, daß der Kanzler von der großen Erregung, die ihm von den Bänken des Plenums entgegenschlug, getragen wurde und freimütiger sprach, als er ursprünglich wollte.

In der Tat, die Erregung war sehr groß.

„Im Kreise der deutschen Minister, welche zu einer Sitzung des Bundesratsausschusses für Auswärtige Angelegenheiten zusammengekommen waren, wurde der Gedanke erörtert, den Kaiser zur Abdankung zu bewegen . . .“ erzählt Freiherr von Schoen in seinen Erinnerungen.

Im Plenum verspricht der Kanzler, den Kaiser dahin zu führen, künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die für eine einheitliche Politik und für die Autorität der Krone unerlässlich ist. „Wäre es nicht so, so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger dafür die Verantwortung tragen. . .“

Das war allerdings des Kanzlers Todesstunde.

*

Wieder sprach man überall von dem großen Krieg, der da kommen werde.

Schon ein Jahr zuvor brachte eine japanische Zeitschrift eine Karikatur, die sie „Die Tigerjagd“ überschrieben hatte. Ein Elefant, der die Züge Eduards VII. zeigte, trug einen russischen Soldaten auf dem Rücken; Elefant und Russe werden unterstützt von einem englischen, einem französischen und einem japanischen Soldaten.

Der Tiger trug die Züge Wilhelms II.!

Und das war schon im Jahre 1907. Aber sieben volle Jahre hatte die Welt noch Zeit, sich für den Krieg, den einige wollten, und den alle kommen sahen, vorzubereiten.

Es ist auffallend, daß die Gesandten Belgiens, des Staates, der sich in seiner garantierten Neutralität am sichersten fühlte, und

dessen Gesandten infolgedessen am wenigsten Weisungen bekamen, sich in das internationale Spiel zu mischen und an allen großen Orten Europas klug beobachten konnten, aus fast allen Hauptstädten der Erde sachlich fast übereinstimmend über die fortschreitende von seinen Gegnern herbeigeführte Isolierung Deutschlands berichten. Schreibt doch, um nur ein Beispiel von vielen an dieser Stelle zu nennen, Monsieur de Cartier, der belgische Geschäftsträger in London, am 28. März 1907, daß „die englische Diplomatie ihre ganze Kraft auf die Isolierung Deutschlands gerichtet habe“.

Zeugnisse dieser Art sind zahlreich vorhanden. Man findet sie in den belgischen Aktenstücken, verfaßt von dem belgischen Gesandten in London, dem Grafen de Lalaing, dem Baron Greindl in Berlin und anderen.

*

Österreich-Ungarn hatte in diesen aufgeregten Tagen Bosnien und die Herzegowina annektiert.

Die Russen und die Serben griffen zum Schwert.

Der Kaiser eilte nach Wien. In schimmernder Wehr reckte sich die Nibelungentreue auf.

Iswolski hatte die Partie gegen Aehrenthal verloren.

„Gewiß“, sagte Georges Louis, der frühere Botschafter Frankreichs in Petersburg, dem man in Frankreich so gern Unzuverlässigkeit nachsagen möchte, bald nach dem Ausbruch des Krieges, „Deutschland hat den Krieg erklärt, aber die gedankenlose Politik unserer Regierung hat zur Entstehung unserer Lage beigetragen, die den Krieg unvermeidlich machte. Man hat einen groben Fehler begangen, als man Iswolski unablässig seine Revanche für die von Aehrenthal ihm zugefügte Niederlage suchen ließ. . .“ Weiter sagte er, Iswolskis ganze Politik sei von Rachsucht gegen Österreich beherrscht gewesen, das hätte er schon 1910 anlässlich der Marokkokrise und im Jahre 1912 und dann 1913 gesagt: „Iswolski wollte, daß der Krieg wegen Serbien ausbräche, denn wegen Serbien hatte er im Jahre 1908 den Rückzug antreten müssen. Wenn er vom Kriege spricht, der Frankreich mit Blut und Ruinen bedeckt, so hat er recht, ihn meinen Krieg zu nennen. . .“

„Nicht Rußland“, sagte bekanntlich Georges Louis, „aber ein Russe hat die ganze Sache gemanagt, Iswolski. Für ihn war sie der Abschluß seines Duells mit Aehrenthal. . .“

Mit freudigem Erstaunen sieht man in Petersburg und in Paris das scharfe Wetterleuchten an der Themse, in Tokio.

*

Der Kaiser fährt nach Wien, nach Donaueschingen, dann nach Berlin. In den Hauptstädten der Welt zuckt und glimmt es noch immer. Die englische Regierung ist aber weiter bemüht, auszugleichen.

Am 19. November sprach Sir Edward Grey freimütig und offen in Scarborough, er wolle sich über die jüngsten Ereignisse nur äußern, weil die Verhandlungen im Reichstag den Vertretern der verschiedenen deutschen Parteien Gelegenheit zu ganz besonders offener Aussprache gegeben hätten. Jeder, der die Verhandlungen verfolgt habe, müsse bemerkt haben, daß von keiner Seite ein Wort gefallen sei, das auf eine Feindschaft der Deutschen gegen England oder gegen ein anderes Land hindeute. „Ich möchte“, so sagte Edward Grey, „daß dieses bemerkt und gewürdigt würde, daß es erwidert würde und in jedem Wort sich widerspiegele, das in England über die deutsche Nation gebraucht wird. . .“

Das war die Meinung der englischen Regierung in dieser heiklen Angelegenheit. In einem Privatbrief an den Fürsten Bülow schrieb allerdings der Botschafter Metternich: „Ihre Erklärung und die sämtlicher Parteien im Reichstage, daß in Deutschland keine feindlichen Gefühle gegen England beständen, haben für den Augenblick hier unstreitig eine beruhigende Wirkung ausgeübt. Es unterliegt aber bei mir keinem Zweifel, daß eine dauernde innere Heilung der Beziehungen zwischen beiden Völkern infolge unseres Flottenprogramms vorläufig ausgeschlossen ist. Die Spannung wird vielmehr zunehmen. Hierüber besteht bei England nur eine Meinung. Auch bei denen, die eine Annäherung wünschen würden. . .“

*

Am 17. November war der Kanzler beim Kaiser. Der „Reichsanzeiger“ berichtete, daß in der dem Reichskanzler gewährten Audienz Seine Majestät der Kaiser und König einen mehrstündigen Vortrag des Fürsten von Bülow hörte.

„Der Reichskanzler“, so hieß es in diesem Bericht, „schilderte die im Anschluß an die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph‘ im deutschen Volke hervortretende Stimmung und erläuterte die

Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstags über die Interpellationen eingenommen hatte.

Seine Majestät nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernst entgegen und gab seinen Willen dahin kund:

„Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik erblickte Er Seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern.

Demgemäß billigte Seine Majestät die Ausführung des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte den Fürsten Seines fort-dauernden Vertrauens.“

★

„Das Selbstvertrauen des Kaisers bekam unter den für ihn kaum faßbaren und kaum erträglichen Eindrücken in der ‚Daily Telegraph‘-Affäre einen Bruch, von dem er sich nie wieder ganz erholte. Seine bis dahin unverzagte Entschlußfreudigkeit und Willenskraft sind in jenen Tagen geknickt, und ich glaube, daß die Geburtsstunde des Keimes zu vielen von den Unsicherheiten und Schwankungen, die das letzte Jahrzehnt seiner Regierung und namentlich die Kriegszeit aufzuweisen hat, in jenen Tagen liegt. Denn von da ab hat der Kaiser bald mehr und mehr die Geschäfte an die verantwortlichen Ratgeber aus den Kabinetten gleiten lassen, sich selbst und die eigene Stimme aber oft bis zur völligen Ausschaltung seiner Meinung zurückgehalten. Eine heimliche, unausgesprochene Sorge vor neuen Konflikten und Verantwortungen, die er etwa tragen sollte, war über ihn gekommen,“ schreibt der deutsche Kronprinz von jenen Tagen, die für die europäische Politik von so großer Bedeutung waren.

Dazu kam die wachsende unberechtigte Feindschaft des Auslandes, die den Kaiser immer unsicherer werden ließ.

Am 5. Februar im Jahre 1907, bald nach den Wahlen im Januar, die der Regierung einen gewaltigen Sieg errungen hatten, sprach er zu einer ihn umjubelnden Volksmenge auf der Straße. Im Ausland, ganz besonders aber in London, wurden seine Worte sofort wieder als Drohung gedeutet. Baron Greindl berichtet darüber nach Brüssel: „Es ist nichts weiter als eine Fortsetzung des Ver-

leumdungsfeldzuges, den man seit Jahren gegen ihn in der Presse von Paris, London und St. Petersburg führt.“

★

Aus dem englischen Publikum gingen allerdings trotz der gewaltigen Erregung sehr zahlreiche Briefe ein, an Kaiser Wilhelm gerichtet, die allesamt ihre Zustimmung zum „Daily Telegraph“-Artikel aussprachen.

Man sah wohl die impulsive und nicht sehr geschickte Art der Veröffentlichung, man sah aber auch den guten Willen, mit England im Frieden zu bleiben. Und das wirkte so auf die nüchternen Engländer, daß sie sogar Briefe schrieben.

Die englische Presse lenkte damals doch noch nicht das Publikum derart, wie es später geschah. Sie war noch nicht so konzentriert, noch nicht derart einheitlich regiert wie später.

Oberst Edward Stuart Wortley schrieb am 11. November an seinen kaiserlichen Freund:

„Es würde mir schwerfallen, Worte zu finden, um meine Enttäuschung auszudrücken über die Art und Weise, in der Eurer Majestät freundliche Aufmerksamkeit und Freundschaftsbeweis für dieses Land aufgenommen worden sind. Ich bin wirklich ganz beschämt gewesen über den unfeinen Ton, den mit wenigen Ausnahmen die Presse an den Tag gelegt hat. Gleichwohl habe ich mich gefreut, zu sehen, daß in einigen Blättern die Gefühle für dieses Land — die in Eurer Majestät den Wunsch rege werden ließen, sie bekannt zu machen und Verständnis dafür zu erwecken, — in vollem Umfange und mit Dankbarkeit anerkannt worden sind. Ich habe mir Ausschnitte aus allen Zeitungen im Lande schicken lassen. Als der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte, habe ich immer gesagt, daß zuletzt für dieses Land sehr viel Gutes daraus hervorgehen würde, und ich bin überzeugt, in späteren Jahren wird die Haltung Eurer Majestät anerkannt werden als eine, die in richtiger Weise darauf angelegt war, eine von Zweifel und Argwohn getrübe Atmosphäre in eine solche der Klarheit und der Verständigung zu verwandeln.

Ich brauche Eurer Majestät kaum zu versichern, daß der ganze Hergang der Sache, was die bescheidene Rolle anbelangt, die ich dabei gespielt habe, stets von mir als ein höchst schätzbarer Beweis

der Freundschaft Euerer Majestät und als heilig in Seiner Vertraulichkeit bewahrt werden wird.

Ich muß ehrlich gestehen, daß ich eine bessere Meinung von dem gesunden Sinn der Presse hierzulande hatte, als dies rauhe Erwachen mir zu geben vermochte. Ich glaube indessen fest, daß Euerer Majestät redliches Bemühen, dieses Land von Ihrer Freundschaft zu überzeugen, die Antwort finden wird, die es aller Gerechtigkeit nach verdient.

Ich bitte Euere Majestät, mir meine irrtümliche Einschätzung des gesunden Sinnes einiger meiner Landsleute zu vergeben und mir zu erlauben, Euere Majestät erneut meine untertänigste Ergebenheit und Dankbarkeit zu versichern und mit aller gebührenden ehrfurchtsvollen Hochachtung zu zeichnen als Euerer Majestät untertänigst ergebener Diener.“

Wenn der Oberst Edward Stuart Wortley geglaubt hatte, mit seiner Veröffentlichung das gute Verhältnis zwischen Deutschland und England zu fördern, so ist ihm das letzten Endes doch trotz des gewaltigen Sturmes, den der Artikel entfachte, vorübergehend gelungen. Man kann auf keinen Fall sagen, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und England durch diesen Artikel schlechter wurde. Nein; manche Schlacke verlohte im Feuer. Die Abgase der Politik zwischen England und Deutschland waren sogar eine Zeitlang weniger gesundheitsschädlich.

Hatte aber der Oberst geglaubt, eine Fliege aus des Kaisers Gesicht verscheuchen zu müssen, so hätte er nicht dazu, wie jener Bär in der Fabel, einen Stein nehmen müssen, der den kaiserlichen Freund so unglücklich traf.

Immmer tiefer hängen die unheilswangeren Wolken über Europa herab.

Aber auch immer deutlicher vernehmbar wird das dumpfe Grollen jener unterirdischen Schichten, die in jedem lebenswilligen Volk nach oben drängen. In Rußland sind sie nach den schweren Katastrophen im fernen Osten in den offenen Kampf eingerückt.

Im seltenen Spiel der Dinge schaffen aber auch diese Kräfte ein festes Band zwischen Petersburg und Paris; ihr Arbeiten gibt einen sonderlichen Unterton zu dem immer freimütiger gesungenen Duett zwischen dem zaristischen Rußland und dem republikanischen Frankreich, das mit leisem Spiel von London begleitet wird.

Der Freiwillige des Volkes.

Da war Burzew, der gehetzte, der verfolgte, der fanatische Burzew, der so grenzenlos hassen konnte, daß er lieber ein Leben in Armut, Verfolgung und Not auf sich nahm, als daß er auch nur um eines Haares Breite gelassen hätte von seiner abgrundtiefen Feindschaft gegen die Herrschaft des Zaren und seiner Mächtigen.

Das war Burzew: die schmalen Schultern halb hochgezogen, die Brust eng, eingefallen, das Gesicht abgezehrt, bleich, mit tiefen Augen, als habe ihn jener Maler, den sie den Griechen nennen, gearbeitet. Ein Fanatiker, der mit seinen hellen Augen, die zuweilen sanft wie die Augen eines Kindes dreinschauen konnten, jeden Gegner entwaffnete. Ein Unheimlicher, ein Mystiker des Attentats . . .

Wladimir Lwowitsch Burzew entstammte dem kleinen russischen Landadel. Im Jahre 1862 wurde er zu Fort Alexandrowsk geboren. Im Jahre 1882, als er also gerade zwanzig Jahre alt geworden war, hatten sie ihn schon ob seiner revolutionären Reden und Umtriebe ins Gefängnis gesetzt. Damals ging es noch glimpflich ab. Beim zweitenmal, das war drei Jahre später, verurteilte man ihn schon zu siebenjährigem Aufenthalt in Sibirien.

Nach einem Jahr gelang es ihm aber, aus der Deportation zu fliehen. Burzew kam nach Genf, dann nach London. Die Engländer sind ja im großen und ganzen ruhige Leute; doch dauerte es nicht allzulange, da hatten sie Wladimir Lwowitsch Burzew zu anderthalb Jahren hard labour verurteilt.

„Narodno Woletz“ nannte Burzew die Zeitschrift, die er in London herausgab.

Narodno Woletz: Freiwilliger des Volkes!

Ja, das war er in Wirklichkeit. Er wußte, daß ihn die mit Haß, Sibirien und Strick verfolgen würden, denen er Bomben werfen ließ. Er wußte auch, daß ein Volk unendlich dankbar sein kann.

Aber er dachte nicht daran, wie unendlich undankbar ein Volk werden kann, selbst seinen Freiwilligen. Wir werden davon hören.

In jener Zeitschrift, die er „Narodno Woletz“ nannte, hatte Burzew Aufsätze erscheinen lassen, in denen er die Jugend Rußlands aufforderte, es den ruhmreichen Mördern Alexanders II. gleichzutun! Die Mörder Alexanders waren ihm Heilige, denen nachzueifern Pflicht der Jugend sei. So erzählt Paléologue, daß er im Jahre 1904, als er noch in Paris am Quai d'Orsay sich mit russischen Angelegenheiten beschäftigte, in den Akten eine Photographie von Burzew zu Gesicht bekam, die auf der Rückseite eine Widmung, von dem Dargestellten selbst geschrieben, trug: „Vergeßt nie die großen Namen der Schelabow, Sophie Perowskaja, Chalturins und Grinewitzkys! Ihre Namen, das ist unsere Fahne! Sie sind gestorben, fest überzeugt, daß wir in ihren ruhmreichen Spuren wandeln werden.“ Man wird sich an diese Namen als die der Mörder des Zaren Alexander II. erinnern.

Kurz und gut, die Engländer hatten nicht allzuviel Sinn für die Königsmörderei und ließen ihren russischen Gast seine andert-halb Jahre hart abarbeiten. Man wird es verstehen können, daß Burzew nach dieser Zeit von London wegzog. Genf wurde sein Wohnort.

„Nieder mit dem Zaren!“

Diese Kampfschrift war seine Antwort auf die Behandlung, die man ihm in England hatte angedeihen lassen. Old merry England hätte ihn für diese Schrift sicherlich das Dreifache seiner ersten Strafzeit abarbeiten lassen.

Aber bis Genf reichte Englands Arm nicht.

In Genf ging er auch daran, eine neue Zeitschrift herauszugeben. Er nannte sie „Byloje“ („Die Vergangenheit“). Sie suchte ihre Leser für die Geschichte des russischen Freiheitskampfes zu interessieren und war gedacht als eine historische Niederlegung all der Gedanken und der durch diese Gedanken entstandenen Kämpfe, die die furchtbare schrankenlose Gewalt des Zarentums brechen sollten. Fürwahr, selbst für einen so zähen Kämpfer wie Burzew war es keine leichte Aufgabe, diese Zeitschrift herauszugeben.

Dem Geächteten konnte jedoch der Kampf auf dem Papier auf die Dauer nicht genügen. Tschernow, Gerschunow, Sawinkow, Azew und Dora Brylliant, jene, die am 17. Februar 1905 am Moskauer

Kreml Wache hielt, damit ihr Genosse Kaliajaw, der später so stolz in den Tod ging, die Bombe schleudern konnte, die den Großfürsten Sergius zerriß, sammelten sich um ihn.

Die „Kampforganisation“ wurde gegründet.

Sie hatte die Aufgabe, „alle streitbaren Kämpfer des Sozialismus zu sammeln und zu leiten“. Sipjagin, der russische Innenminister, war das erste Opfer. Er wurde am 15. April 1902 ermordet. Den Gouverneur von Charkow, General Fürst Obolensky, trafen die Beauftragten der Kampforganisation nur schlecht; mit einer leichten Verletzung kam er davon. Aus dem Attentat gegen den Prokurator des Heiligen Synod, Pobjedonoszew, jenem fanatischen Theoretiker des Absolutismus, wurde nichts; der Plan wurde kurz vor seiner Ausführung verraten. Aber die Zahl der Opfer wuchs schnell. Man kennt die berühmten Namen derer, die ihr Leben auf dem Schloßplatz, im Theater, auf der Straße, in der Wohnung lassen mußten. Zu diesen Namen kamen jedoch noch sehr schnell viele andere hinzu, die man bald wieder in den Geschehnissen des Alltags vergaß.

Endlich raffte sich die russische Regierung auf und beschwerte sich bei der Bundesregierung in Bern, daß sie diesen Verschwörern und Attentätern allzu großzügig das Gastrecht gewährte.

Die Regierung der Schweiz kam dem Wunsche Petersburgs nach.

Burzew und seinen Freunden wurde der Schweizer Boden verboten.

Auf dem Boulevard Arago in Paris richtete er sich eine bescheidene Wohnung ein und arbeitete angeblich an historischen Studien.

Im stillen holten er und seine Freunde die Einrichtungen der Kampforganisation, die Schriften, die Urkunden und die Sprengmittel, aus denen man Bomben macht, heimlich und unbemerkt von Genf nach Paris.

Am 20. April 1904 ersuchte die russische Regierung durch ihren Botschafter Nelidow aber auch die Franzosen, der gefährlichen Gesellschaft den Aufenthalt in Frankreich zu verbieten. Die Note, die Nelidow überreichte, schloß mit den Worten: „Burzew besitzt eine sehr bemerkenswerte Fähigkeit, die verderblichen Triebe der revolutionären Jugend anzufeuern und sie in kurzer Zeit zu Fanatikern auszubilden, die zu den ärgsten Ausschreitungen entschlossen sind.“ Man könnte nicht behaupten, daß die Verfasser dieser Note unrecht hätten.

Burzew sollte wieder wandern; am 26. April 1904 bekam er den Ausweisungsbefehl für Frankreich. Aber dieser Befehl hatte keine andere Wirkung, als daß am 28. Juli auf dem Ismailowskij-Prospekt, einer der belebtesten Straßen Petersburgs, der Innenminister Plehwe, der dem ermordeten Innenminister Sipjagin gefolgt war, in die Luft flog.

Nelidow machte in Paris erneut Vorstellungen.

Delcassé war voller Wut, daß ihm diese Russen mit ihrer Bombenwerferei das Konzept seiner so klugen europäischen Politik zu verderben drohten.

Es nützte ihm aber alles nichts.

Burzew und die Seinen blieben in Paris.

Jaurès' Macht war nicht gering. Es herrschte das Ministerium Combes, dessen Haltung bekannt ist.

★

Die russischen Bombenschläge waren in jenen Jahren die sichtbaren Zeichen erwachender Tatkraft der unteren Bevölkerungsschichten Europas, ihre Wirkung verspürte man weit über die russischen Grenzen hinaus. Sozialismus wurde etlichen, denen die Not der Völker in der Seele brannte, eine Herzenssache; vielen wurde es eine Modesache, manchen eine Versorgungsangelegenheit.

Es war nicht zu verwundern, daß die Saat, die Burzew und die Seinen in Rußland gesät hatten, in den Jahren des großen Krieges aufgehen mußte. Hatte nicht fast jeder große Krieg in Rußland Erschütterungen schwerer Art hervorgerufen? Man denke an die Nihilisten, die nach dem Balkankrieg in den siebziger und achtziger Jahren anfangen, Bomben zu werfen, an die schweren revolutionären Bewegungen im Anschluß an den Russisch-Japanischen Krieg. Konnte man wirklich in Rußland glauben, daß jener furchtbare Krieg, den Delcassé, Eduard VII., Iswolski und die Leute um Sasonow vorbereiteten, ohne jede Erschütterung des geknechteten Landes ablaufen würde?

Gewiß, an jenem 2. August 1914, als die Duma einberufen war, damit, wie er selbst sagte, der Zar sich in vollem Einverständnis mit seinem Volke befand, da war kaum etwas zu spüren von jenem Geist der Unterirdischen, der dann später mit so furchtbarer Gewalt seine Fesseln zerbrach. Der Dumapäsident Rodsjanko, jener

Rodsjanko, der dann im März 1917 stürmisch den Thronverzicht des Zaren forderte, als ihm General Rußki, bei dem der Kaiser in Pskow eingetroffen war, mitteilte, daß der Kaiser bereit wäre, die Verantwortlichkeit der Minister vor der Duma zuzugestehen, dieser selbe Präsident der Duma hielt damals eine glühende, von großem Schwung und gewaltiger Begeisterung getragene Rede, deren Feuer alle Anwesenden mit sich riß in grenzenloser Liebe zum Vaterland und dem Zaren.

Dann hatte in jener Sitzung vom 2. August 1914 der alte Goremykin gesprochen, derselbe Goremykin, der wenige Wochen später sagte: „Ich bin so alt . . .! Man hätte mich schon längst ins Grab legen müssen! Ich habe es erst kürzlich Seiner Majestät gesagt, aber der Kaiser wollte nicht auf mich hören. . . In meinem Alter sucht man die Weltordnung nicht mehr zu ändern, als unbedingt nötig ist. . .“ Müde und matt hatte Goremykin davon gesprochen, daß Rußland den Krieg nicht gewollt habe, daß es sich an jede Möglichkeit, ja, jeden Zufall geklammert habe, die Sündflut von Blut einzudämmen, welche die Welt zu überschwemmen drohe. Rußland könne aber vor der Herausforderung, die ihm die germanischen Mächte entgegenschleudern, nicht zurückweichen; auch wenn Rußland nachgeben würde, würde seine Demütigung an dem Lauf der Geschehnisse nichts mehr ändern . . .

Fühlte der fast uralte, weise Goremykin die Dinge, die da kommen müßten?

Nach Goremykin hatte Sasonow gesprochen:

„Wenn für die Geschichte der Tag des unparteiischen Richtspruchs herannahen wird“, hatte er bleich und erregt gesagt, „bin ich überzeugt, daß sie uns rechtfertigen wird! Nicht die russische Politik ist es, die den Frieden Europas gefährdete! Deutschland hätte mit einem Wort, mit einem einzigen Wort Österreich auf der kriegerischen Laufbahn zurückhalten können!“ Dann hatte er von Frankreich gesprochen. Die Abgeordneten hatten sich von ihren Plätzen erhoben, spontan, jubelnd, und hatten Frankreich und seinem Botschafter eine begeisterte Huldigung dargebracht. Paléologue erzählt in seinem Tagebuch, daß er während dieser Huldigung der Duma allerdings recht gut beobachtet hätte, daß die Begeisterung in den Bänken der Linken durchaus nicht so groß gewesen wäre wie in den übrigen Bänken. Das war nicht zu verwundern;

war doch der Groll gegen Frankreich sehr groß in diesen Reihen. Hatte doch Frankreich immer wieder Geld für den Zaren und seine Leute gehabt. Wo war all das viele Geld geblieben, das von Paris nach Petersburg geschafft worden war? Hatte der Zar und seine Helfer nicht immer mehr, immer stärker ihre Stellungen gegen das Volk ausgebaut? Hatte nicht Maxim Gorki schon im Jahre 1906 geschrieben:

„Also, das ist's, was Du getan hast, Du, Frankreich, Mutter der Freiheit! Deine käufliche Hand hat einem ganzen Volke den Weg zur Unabhängigkeit versperrt! Und doch: Nein! Der Tag unserer Befreiung wird dadurch nicht verzögert werden. Aber durch Deine Schuld wird die Befreiung uns viel mehr Blut kosten. Möge dieses Blut in Deine erschlafenen, verlogenen Wangen zurückströmen! Ich aber, ich schleudere Dir, meiner einst Vergötterten, den Speichel der Galle ins Antlitz! . . .“

Dann war man in jener Sitzung zur Abstimmung über die Kriegskredite gekommen. Die Sozialisten enthielten sich der Stimme. Die Verantwortung für die zaristische Politik wollten sie nicht übernehmen. Doch mit flammenden Worten hatte auch der Sprecher der Linken, der schon einundeinhalb Jahr später fünf Abgeordnete durch Deportation nach Sibirien genommen wurden, denen aufrührerische Propaganda in der Armee vorgeworfen wurde, die Erklärung seiner Partei geschlossen:

„Arbeiter und Bauern! Vereint alle Eure Kräfte, um unsere Heimat zu verteidigen! Wir werden sie vom Feinde befreien! . . .“ Donnernder Beifall hatte den Sitzungssaal durchbraust über diese Erklärung der Linken.

Ähnliches ist damals auch in Berlin, in Paris, in London beobachtet worden. Wie sich überhaupt in diesen ersten Tagen des Krieges die Ereignisse in den vier Hauptstädten Europas, in London, in Paris, in St. Petersburg und in Berlin, nicht nur in der Struktur der Parteien und ihrem Verhältnis zueinander, in der Begeisterung der Massen und der Reden der Regierenden ähneln! War es nicht, als arbeite eine unsichtbare Regie in all diesen Städten nach genau gleichen Rezepten? Sonderbar ist diese Übereinstimmung der allgemeinen Begeisterung der Völker in jenen Tagen.

Gegen Ende des Monats September 1914 traf der französische Professor Robert Hauthiot, der Sozialist war, aus dem Pamir in

St. Petersburg ein. Er hatte in einer unwirtlichen Gegend, in der Gegend von Chorog in einer Höhe von 4000 m, auf dem „Dach der Welt“, durch seine Proviantkolonne von dem Kriegsausbruch erfahren. Er hatte sich dann sofort aufgemacht, reiste durch Rußland, um an die französische Front zu gelangen. Im Jahre 1916 ist dieser tapfere Mann an den Folgen einer schweren an der Front erhaltenen Verwundung gestorben. Er war ein außerordentlich bedeutender Gelehrter; seine Forschungen über die indo-europäischen Sprachzusammenhänge wurden viel beachtet.

Bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg sprach er mit Paléologue über den Krieg und die Deutschen. Deutschland und die Deutschen kannte er; er hatte sich des öfteren längere Zeit in Deutschland aufgehalten. Er sagte:

„Ich habe viel mit deutschen Sozialisten verkehrt; ich bin ein guter Kenner ihrer Lehren und mehr noch ihres Geistes. Seien Sie überzeugt, Exzellenz, daß sie mit allen ihren Kräften am Kriegswerk teilnehmen und sich mit äußerster Energie wie die hartköpfigsten Junker schlagen werden. Im übrigen bin ich auch Sozialist und Antimilitarist; und Sie sehen, daß es mich nicht davon abhält, zur Verteidigung meines Landes heimzueilen. . .“

*

Einer, den es auch nach dem Ausbruch des Krieges aus der Verbannung in die Heimat trieb, war der Freiwillige des Volkes Wladimir Lwowitsch Burzew. Hatte doch der Zar zu seinem Volke gesagt: „In dieser gefährlichen Stunde der Heimsuchung müssen alle inneren Zwistigkeiten vergessen, die Einigkeit des Zaren und seines Volkes noch fester geknüpft werden!“

Diesen Worten hatte der Geächtete blind vertraut.

In einem offenen Brief an seine Anhänger motivierte er in glühenden Worten seinen Weg in die bedrohte Heimat. Dieser Brief fand in Frankreich und in England viel Beachtung.

Kaum aber, daß Burzew die russische Grenze überschritten hat, wird er auch schon von der Polizei verhaftet und in den Kerker geworfen. Nach mehreren Monaten der Untersuchungshaft wird ihm der Prozeß gemacht und er wird auf Grund seiner früheren Schriften zu lebenslänglicher Deportation verurteilt! Man schafft ihn nach Turukansk am Jenessej, dort, wo Schnee und Eis beheimatet sind.

Hatte er, der Vielgeschmähte, der Vielverfolgte, kein Recht, seinem Volk, das er doch so heiß liebte, in diesen schweren Wochen zu helfen?

Wie hatte doch der Zar gesagt:

„. . . alle inneren Zwistigkeiten müssen vergessen werden. . .“

Ja, jenes russische Sprichwort hatte doch wohl recht, das da lautet: Der Zar sagt ja, aber sein kleines Hündchen bellt nein.

Im offiziellen Paris war man außerordentlich unzufrieden über die Behandlung, die Burzew in Rußland gefunden hatte. Man fürchtete um die Kriegslust seiner Pariser Freunde, der französischen Sozialisten. Es war keine angenehme Aufgabe, die Viviani in jenen Tagen dem französischen Botschafter Paléologue aufbürdete, die Begnadigung Burzews zu erreichen.

Sasonow hob beide Arme gen Himmel, als ihm Paléologue, wie er erzählt, auch nur die Möglichkeit eines Schrittes für Burzew eröffnet:

„Die Begnadigung Burzews. . .! Was fällt Ihnen ein. . .? Wie vorsichtig Sie sich auch ausdrücken mögen, so liefern Sie doch allen rasenden Mitgliedern der äußersten Rechten ein furchtbares Argument gegen die Allianz. . .“

Paléologue war fürwahr in großer Verlegenheit. Er wies auf die französischen Minister hin, die der sozialistischen Partei angehören, auf Guesde, Sembat, auf Albert Thomas.

„Es ist doch keine gerichtliche, es ist in erster Linie eine diplomatische Angelegenheit. Sie betrifft die diplomatischen Beziehungen der beiden verbündeten Länder! Keineswegs sucht sich meine Regierung in Ihre innere Politik einzumischen. Aber. . .“ Er würde sich wohl getrauen, fügte Paléologue schließlich hinzu, sich geradewegs an den Zaren in dieser Sache zu wenden.

„Ich werde sehen,“ sagt Sasonow, „ich werde es mir überlegen. . . Wenn Sie nur wüßten, was für Niederträchtigkeiten gegen den Kaiser und die Kaiserin Burzew zu veröffentlichen sich erlaubt hat, dann würden Sie es verstehen, wie gewagt Ihr Ansinnen ist. . .“

Zwei Tage später empfing Sasonow den französischen Außenminister mit frohem Gesicht:

„Ich habe eine gute Nachricht für Sie. . . Raten Sie. . .!“

„Was denn. . .? Burzews Begnadigung?“

„Ja. Gestern abend hat der Kaiser die Begnadigung ausgesprochen. ‚Kennt Herr Paléologue all die Schändlichkeiten, die Burzew über die Kaiserin und über mich geschrieben hat?‘ hatte der Kaiser gefragt. Aber der Außenminister hatte nicht locker gelassen. Schließlich hatte der Kaiser eingewilligt. ‚Es ist gut. Sagen Sie dem Botschafter Frankreichs, daß ich ihm die Begnadigung dieses Elenden gewähre...‘“

Man holte den Ruhelosen aus Sibirien zurück. Unter polizeilicher Aufsicht mußte er zunächst in Twer wohnen. Dann durfte er nach Petersburg kommen.

Diejenigen, die sich als die wahren Vertreter des russischen Volkes bezeichneten, warfen ihn, den Freiwilligen des Volkes, der um seines Volkes willen ein ganzes Leben voller Unruhe, Verfolgungen und Mühseligkeiten auf sich genommen hatte, im Oktober 1917 wiederum ins Gefängnis. Das war ein Zustand, der ihm gewiß nicht fremd war.

Im April 1918 wurde er freigelassen; es blieb ihm aber keine andere Wahl, als vor seinem eigenen Volk, das er so sehr liebte, zu fliehen. Wiederum nahm Paris den Ruhelosen auf.

In seinem Schicksal spiegeln sich all die Mühen und Kämpfe derer, die, oftmals getrieben von den besten Absichten, glauben, mit Brand, Mord und Haß den Unterirdischen den Weg zum Licht bahnen zu müssen.

Das Gesicht der alten Mutter Europa wurde durch all diese Kämpfe nur noch sorgendurchfurchter und kummervoller.

Die Arbeit der europäischen Diplomaten, die noch guten Willens waren, kommendes Unheil zu bannen, wurde durch die Kämpfe der Unterirdischen gegen die bestehende Ordnung gewiß nicht erleichtert.

Der Widerstand Englands gegen das Wachsen der deutschen Flotte hat seinen Höhepunkt erreicht. Zwischen Petersburg und Paris gibt es nichts mehr zu tun. Sasonow berichtet an den Zaren, daß „nach den Worten Raymond Poincarés, obwohl zwischen Frankreich und England nicht der geringste geschriebene Vertrag bestehe, die General- und die Admiralstäbe beider Länder in intimer Verbindung miteinander stehen und einander ununterbrochen völlig aufrichtig alle Nachrichten mitteilen“.

Vom März bis zum Juni 1914 gehen die Verhandlungen zwischen Rußland und England über eine Marinekonvention, deren Ziel die einheitliche Operation der Flotten beider Länder ist.

In Sarajewo werden der Erzherzog-Thronfolger von Österreich-Ungarn und seine Gattin ermordet.

Der Präsident der französischen Republik, Raymond Poincaré, und der französische Außenminister Viviani besuchen noch einmal den Zaren und die russische Regierung.

Jedermann in Europa spricht davon, daß jetzt der große Krieg kommen werde.

Das Fest der Rosen und der Disteln.

Es ist am Montag, am 20. Juli 1914....

Auf dem Admiralitätsschiff der russischen Ostseeflotte, das auf der Fahrt von St. Petersburg nach Peterhof ist, stehen vier Herren, in die Mäntel gehüllt, an der Reeling und sprechen von Dingen, die jetzt alle Welt bewegen.

Der Himmel ist bedeckt; grau und naß liegen die flachen Ufer des Finnischen Meerbusens. Der kaiserlich russische Minister des Auswärtigen, Herr Sasonow, unterhält sich mit seinem Botschafter Iswolski, der von Paris herübergekommen ist, mit dem Botschafter der französischen Republik, Herrn Maurice Paléologue und dessen Militärattaché, dem General von Laguiche. Das war Maurice Paléologue, der nach Georges Louis und nach Delcassés kurzer Gastrolle Frankreichs Botschafter in Rußland wurde und von dem Pierre Louis einmal sagte, daß er, der Sohn eines Rumänen und einer Belgierin, die Manieren eines levantinischen Dieners habe: den gekrümmten Rücken, die tief unten ausgestreckte Hand.... Man erzählte sich auch von Paléologue, daß er zuvor nach Wien geschickt werden sollte. In Wien habe man ihn aber abgelehnt, man wollte keinen Rumänen. Manche der französischen Diplomaten nannten diesen Paléologue ja einen Narren. Sicher ist, daß er in Petersburg eitel auftrat und die Dinge stets zu seiner Person in Beziehung setzte. Das ist ohne Zweifel für einen Diplomaten ein sehr schwerer Fehler.

Plötzlich geht ein Wind auf. Er kommt von draußen und treibt einen Regenschauer vor sich her. Dann bricht die Sonne durch perlgraue Wolken. Ein gutes, ein prächtiges Vorzeichen für den Tag.

Um halb zwölf Uhr stoppt das Admiralitätsschiff im kleinen Hafen von Peterhof. Die „Alexandria“, das Lieblingsschiff des Zaren, liegt am Landungssteg unter Dampf.

Am Steg erscheint Zar Nikolaus II. in großer Admiralsuniform. Das Wetter ist jetzt ganz prächtig geworden. Eine kurze Weile;

dann ist man im Frühstücksraum der kaiserlichen Jacht. Neben dem Kaiser, zu seiner Rechten, sitzt Paléologue, Sasonow, der russische Außenminister, zur Linken des Kaisers. Ihm gegenüber, wie fast stets bei dergleichen Anlässen, der allmächtige, feingeistige Graf Frederiks.

Wovon man spricht? Nun, das liegt auf der Hand.

Es kann kaum noch eine halbe Stunde dauern, dann wird die „France“, eines der großen französischen Schlachtschiffe, mit einem Geschwader hinter sich, eintreffen. An Bord trägt sie Raymond Poincaré, der französischen Republik Präsident...

„Wir werden Ernstes zu besprechen haben,“ wendet sich der Zar zu Paléologue. „Ich bin sicher, daß wir in allen Dingen übereinstimmen werden.... Aber eine Frage macht mir Sorgen: unser Abkommen mit England. Wir müssen es dahinbringen, unserer Allianz beizutreten. Das wäre ein so wichtiges Friedenspfand!“

Vorsichtig, tastend antwortet Paléologue, wie er in seinen Erinnerungen erzählt: „Ja, Majestät, die Tripleallianz kann gar nicht stark genug sein, wenn sie wirklich den Frieden wahren will...“

Das Gespräch stockt eine kurze Zeit. Der Zar sieht zu seinem Hausminister, dem Grafen Frederik, hinüber, als wolle er in dessen feingeschnittenem Gesicht etwas lesen. Dann, als erwache er plötzlich aus seinem Gedanken, der ihn beschäftigte, wendet er sich wieder an den Botschafter ganz unvermittelt:

„Man sagte mir, daß Sie persönlich über Deutschlands Absichten beunruhigt seien...?“

„Beunruhigt? Ja, Majestät, ich bin unruhig, obwohl ich augenblicklich keinen besonderen Grund habe, um einen sofortigen Kriegsausbruch vorauszusagen. Aber Kaiser Wilhelm und seine Regierung haben in Deutschland das Anwachsen einer Stimmung geduldet, die es ihnen unmöglich machen wird, zurückzutreten oder zu verhandeln, wenn in Marokko, im Orient oder wo auch immer ein Streitfall entsteht. Sie brauchen einen Erfolg, koste es, was es wolle. Um es zu erreichen, werden sie sich in ein Abenteuer stürzen....“

Graf Frederiks, der viele Beziehungen zu Deutschland hat und die leitenden Männer in Berlin recht genau kennt, schaut zu Paléologue auf.

Es ist, als übertrügen sich seine Gedanken auf seinen kaiserlichen Herrn. Der blickt vor sich. Dann sagt er sehr betont:

„Ich kann nicht glauben, daß Kaiser Wilhelm den Krieg will. . .!“

„Oh, Majestät, wenn Sie ihn so gut kennen würden wie ich! Wenn Sie wüßten, wieviel Gaukelspiel hinter seinem Gehaben steckt!“ unterbricht der Botschafter beinahe den Zaren. So erzählt er es in seinen Aufzeichnungen.

Wieder blickt Graf Frederik zu dem Sprecher hinüber. Er, der alte kluge Hofmann, weiß, was in Berlin gesprochen wird. Er weiß aber auch ebensogut, was man in London, vor allem, was man in Paris spricht. Er weiß auch, was Leute, auf deren Stimme er etwas gibt, über Maurice Paléologue sagen. Das ist nicht immer das Beste. Wie sagte doch im Januar 1915 Pichon, ein Mann, der gut Bescheid wußte auf den Korridoren der europäischen Politik, der Minister des Äußeren in den Kabinetten Clemenceau und Briand gewesen war? Er sagte: „Paléologue hat die Russen geradezu in den Krieg hineingetrieben.“

Der Zar unterbricht die peinliche Stille.

„Ich tue dem Kaiser Wilhelm vielleicht tatsächlich zuviel Ehre an, wenn ich ihn für fähig halte, ernstlich zu wollen oder die Folgen seiner Handlungen auf sich zu nehmen. Aber wenn der Krieg wirklich drohte, würde oder könnte er ihn verhindern?“

„Nein, Majestät, aufrichtig gesagt, das glaube ich nicht. . .“ muß jetzt der Botschafter gestehen.

Wieder ist einer jener stillen Augenblicke eingetreten, durch die die Unterhaltungen des Zaren Nikolaus charakteristisch waren, jenes Zaren, dessen Geistigkeit fast immer in Deutschland unterschätzt wurde. Ein großer Fehler war es bestimmt, ihn bevorzugen zu wollen. Man hat viele Urteile über den Zaren gefällt. Niemand, der mit ihm umging, hat ihn als unintelligent bezeichnet. Ja, eine der klügsten Frauen jener Zeit, in deren Hände viele Fäden zusammenliefen und die oftmals einen klaren Blick für die Menschen und die Dinge offenbarte, die Gräfin Kleinmichel, nennt ihn sogar außerordentlich intelligent. Schon vorsichtiger muß man ihrem übrigen Urteil gegenüberstehen, er sei unzuverlässig und nicht offen gewesen.

Ein Jeder am Frühstückstisch des Kaiserschiffes hängt seinen Gedanken nach. Fast alle diese Gedanken gehen nach Wien. War

man in den Zentren der europäischen Politik doch genau über die Menge von Zündstoffen unterrichtet, die an der Grenze der Donaumonarchie und Serbiens angesammelt worden war. Nichts kann den schlechten Zustand zwischen den beiden Staaten, der nicht von heute und auch nicht von gestern war, mehr beleuchten, als der Inhalt eines Gesprächs, das der deutsche Botschafter General von Schweinitz im Jahre 1872 in Wien mit dem Grafen Andrassy hatte. Man sprach damals über die serbische Propaganda auf beiden Ufern der Donau. Unter Umständen wollte Andrassy rücksichtslos die Monitore einsetzen. „Ich sagte, erzählt Schweinitz, ‚die Monitore würden hoffentlich nur nach dem linken Ufer hinschießen‘; dies gab der Graf nicht zu; er wiederholte, daß die serbische Propaganda nicht geduldet werden könne und daß Einbrüche in diesseitiges Gebiet zurückgewiesen werden müßten. Ich fragte: ‚Wollen Sie auch nachhauen?‘ Er antwortete: ‚Unbedingt!‘ Ich sagte, ‚daß diese Eventualität hoffentlich nicht eintreten würde, daß ich unser Gespräch als ein akademisches betrachte, daß ich aber Rußland, Hof und Volk, gut genug kenne, um bestimmt zu wissen, daß der friedliebende Zar nicht imstande sei, den Frieden zu erhalten, wenn die serbische Grenze in slawenfeindlichem Sinne überschritten würde.‘ Graf Andrassy will es darauf ankommen lassen. ‚Wir hindern die Russen auch nicht, wenn sie in Asien über ihre Grenze hinausgehen, um ihr Gebiet gegen fremde Einflüsse zu sichern. Wir sind aus Deutschland hinausgeworfen, und das ist gut, wir haben Italien verloren und sind dadurch stärker geworden; wir wollen nichts annectieren, aber wir wollen Ruhe haben, unsere Lebensinteressen verteidigen, welche mit Rücksicht auf unsere slawische Bevölkerung bedroht sind!‘ Mit einem Wort: Graf Andrassy will nötigenfalls gegen eine serbische Aktion intervenieren.“ So erzählt General von Schweinitz schon im Jahre 1872.

Wie 1872 so 1914. . .

Schließlich unterbricht der Zar die Stille am Tisch, in der die Gedanken mit den Zigarettenrauchringen steigen.

„Um so wichtiger ist es, daß wir im Fall einer Krise auf die Engländer rechnen können. Wenn Deutschland nicht vollständig den Verstand verloren hat, wird es nie wagen, das vereinte Rußland Frankreich und England anzugreifen. . .“

Das Frühstück geht zu Ende. Der Kaffee wird aufgetragen. Der Erste Offizier tritt ein und meldet das französische Geschwader.

Sofort erhebt sich der Zar. Er fordert Paléologue auf, ihn auf die Kommandobrücke zu begleiten.

Ein grandioses Schauspiel bietet sich dem Beschauer. Zitternde flimmernde Luft. Das Wasser ist blau wie der Türkis. Überall liegt Sonnenschein...

In gewaltiger Arbeit nähert sich das riesige französische Panzerschiff, die „France“. Ja, das ist wirklich Frankreich, das Rußland entgegenkommt...

Am 16. Juli hatten die „France“ und der „Jean Bart“ Dünkirchen mit dem Präsidenten und dessen Gefolge verlassen. Man war durch den Kanal gefahren, durch die Nordsee, durch die blaue Ostsee, beseelt von den friedlichsten Gedanken. Wenigstens glaubt Raymond Poincaré im vierten Band seiner Erinnerungen in diesem Sinne seinen Reisebegleiter, Herrn Viviani, zitieren zu müssen: „... in jenem Losgelöstsein, des für den, der im öffentlichen Leben steht, der Lohn seiner Arbeit ist, so plauderten wir, der Präsident der Republik und ich. Erhobenen Hauptes und ruhigen Herzens strebten wir unserem Ziele zu, dem Frieden, der engeren Gestaltung unseres Bündnisses, der Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zu anderen Völkern in jenem Zustand, bei dem sich die allgemeine Sympathie zu einem Ringe schließt...“

Es ist nicht allzu schwer, zu erraten, warum Raymond Poincaré hier die angeblichen Gedanken Vivianis, Gedanken der Menschheitsbeglückung und des Friedens, zitiert. Er übersieht nur, daß jener „Ring der allgemeinen Sympathie“, von dem er spricht, sehr bald seine Erdrosselungsarbeit an den von dieser „Sympathie“ nicht betroffenen Mächten begann.

Es ist schwer, es sich an dieser Stelle versagen zu müssen, auf die Poincarésche Darstellung jener Tage, wie sie sich im vierten Band seiner Erinnerungen, in „L'Union sacrée“, finden, näher einzugehen. Aber so viel sei gesagt, daß es selbst einem so geschickten Advokaten, wie es Herr Raymond Poincaré aus Bar-le-Duc ist, auf die Dauer nicht gelingen wird, die Welt zu täuschen.

Abergläubische Leute könnten im übrigen schon aus zwei kleinen Geschehnissen, die sich auf dieser Reise zutragen, ersehen, daß unsichtbare Hände warnend am Werke waren. Poincaré er-

zählt selbst darüber: „Ich bin durch Piffe erwacht, die alle zwei Minuten ertönen. Ich trete an ein Bullauge heran. Wir sind von dichtem Nebel umgeben. Trotzdem fahren wir mit einer Geschwindigkeit von anscheinend fünfzehn Knoten, was in dieser Dunkelheit vielleicht unvorsichtig ist. Plötzlich, gegen fünfeinhalb Uhr morgens, fühlen wir einen heftigen Stoß, und die beiden Sirenen, die man erst kürzlich auf der ‚France‘ anbrachte, lassen zwei durchdringende Töne hören, einen tiefen und einen hohen; das bedeutet ‚stoppen‘. Südlich von Holyand ist die ‚France‘ auf einen russischen Schlepper ‚Wintyge‘ gelaufen, der einen Bagger schleppt. Wir haben keine Havarie erlitten, aber der Schlepper ist leicht beschädigt. Während wir ohne Fahrt liegen, werden wir vom ‚Jean Bart‘ und den Torpedobooten überholt, ohne daß wir sie vorüberfahren sehen, und als wir wieder weiterfahren, sind wir plötzlich inmitten der kleinen Flotte und zwei Schritt vom ‚Jean Bart‘ entfernt, mit dem wir fast zusammenstoßen. Die Katastrophe wird nur durch ein mit aller Kraft ausgeführtes Steuermanöver vermieden. Aber daß ein französisches Panzerschiff in den russischen Gewässern mit einem Schleppschiff, das der befreundeten Nation angehört, zusammengestoßen ist, läßt sich doch nicht ungeschehen machen. Ich bin nicht sehr stolz auf dieses Mißgeschick.“

Aber das ist jetzt vergessen. Das gewaltige Panzerschiff schaltet die Maschinenkraft aus.

Im gleichen Augenblick erfüllt die Reede ein Riesenlärm; Kanonenschüsse der Geschwader und der Landbatterien, Hurrarufe der Mannschaften, das Bosche Tsaria kranie, die russische Hymne, klingt auf mit seiner mächtigen zu Herzen gehenden Musik, die doch im Grund so ganz deutsch ist. Dazwischen schrillt die Marseillaise. Zu Tausenden sind die Zuschauer auf unzähligen Dampfern aus Petersburg herausgekommen. Donnernd dröhnen ihre Beifallsrufe zu den Schiffen herüber.

Endlich steigt der Präsident der Republik das Fallreep der „Alexandria“ empor, herzlich begrüßt vom russischen Kaiser.

Die „Alexandria“ dreht sofort nach Peterhof.

Nachdem das Gefolge vorgestellt ist, sitzen die beiden Staatsoberhäupter allein auf Heck. Sie sind schon mitten im Gespräch, nein, in der Besprechung ihrer Angelegenheiten. Ja, das sieht man:

sie reden über ernste Dinge. Sie fragen sich gegenseitig, sie debattieren. Bald leitet Poincaré das Zwiegespräch. Jetzt spricht nur er allein und der Kaiser stimmt nur noch zu. Aber sein ganzer Gesichtsausdruck läßt erkennen, daß er völlig einverstanden sei mit dem, was Poincaré sagte, daß ihn das Gefühl des Vertrauens und der Sympathie beherrscht.

Peterhof. „Eine etwas abgeschmackte Nachahmung von Versailles“, sagt Raymond Poincaré. Der Lieblingssitz Katharina II. Springende Brunnen, schattige Laubgänge, die Terrasse, das Schäumen des fallenden Wassers, Statuen, barocke Geländer, weite Ausblicke durch dunkle Wege auf grüne lichterfüllte Flächen.

*

Galatafel im Kaiserin-Elisabeth-Saal. Diamanten, Saphire, Berylle, Topase, Perlen, Rubine, Smaragde; die Schätze der Welt strömen zusammen. Uniformen sind überladen mit Gold. Die Kunstwerke der Schneider wetteifern mit dem pfirsichhaften Hauch, der sich um Hals und Schultern der Frauen legt.

Und überall Rosen, Rosen: Glorie de Dijon, Maréchal Nil, Madame Testout, La France; die Kinder der warmen französischen Sonne grüßen die Gäste.

Gar nicht sonderlich gut nimmt sich in diesem märchenhaften Rahmen „in seiner trübseligen Strenge“, wie sein Träger selbst sagt, der einfache schwarze Frackanzug des französischen Präsidenten aus. Aber das himmelblaue Band des St.-Andreas-Ordens ist wohl geeignet, sein Bild den Russen angenehmer zu machen. Zudem, alles sieht auf den Kaiser. Und die große Hochachtung, mit der er seinen Gast behandelt, überträgt sich auf alle.

Poincaré sitzt zur Rechten der Kaiserin. Es ist eine sehr hohe Ehre für den Gast, daß sie erschienen ist. Sie sieht heute gut aus, die Zarin Alexandra Fedorowna. Aus einem weißen Brokatkleid steigt der diamantengeschmückte Hals auf. Ihr Gesicht ist umleuchtet von Brillanten. Wenig haben zweiundvierzig Jahre und sechs Geburten ihr anhaben können. Aber es dauert nicht lange. Es wird auch heute wieder mit ihr wie jedesmal. Ihr Lächeln verzerrt sich zu einer Maske; man sieht, wie sie sich beherrscht. Doch die weißen und roten Flecke in ihrem Gesicht, das stoßweise Atmen verraten, daß die hysterische Angst wieder über die arme Frau gekommen ist. Die Menschen am Hofe kennen das schon.

Nur einmal vergehen diese Flecke, glätten sich die Züge der Kaiserin, leuchten ihre Augen. Das ist, als der Zar sich erhebt, um im Trinkspruch noch einmal den Präsidenten der französischen Republik zu begrüßen. Andacht herrscht, während der Kaiser spricht.

Dann erhebt sich der Präsident. Köpfe werden gereckt. Überall ist Totenstille. Nicht ein Wort will man verlieren von dem, was Poincaré sagt. Gewiß, es sind nur Redensarten der Staatskanzleien, die er vorbringt. Und doch, wie sagt er sie! Nie war seine Rede klarer, schärfer, beißender. Einen Ausdruck besonderer Macht, eine bedeutungsschwere Kraft erhalten diese Worte, so, wie er sie spricht, wie er die einzelnen Dinge betont, unterstreicht.

Mit unglaublicher Schärfe hat Paléologue dieses Bild in seinen Erinnerungen gezeichnet.

Der Präsident hat geendet. Seine Worte haben eine gewaltige Wirkung. „War das der Präsident der Republik, der da sprach, so herrisch, so zwingend? So unabweisbar, so despotisch?“ Die überzeugten Russen sehen sich tief in die Augen. Ja, wenn der Zar ...

Nach dem Diner ist Cercle. Ein jeder ist bemüht, sich dem Präsidenten zu nähern. Auch die deutsche Gruppe, an ihrer Spitze Graf Pourtalès, derselbe, der sich so leicht erregte und den sie am Berliner Hof immer Purzel nannten, begrüßt den Präsidenten der französischen Republik.

Der nächste Tag soll eigentlich ein Ruhetag sein. Poincaré besichtigt St. Petersburg.

Bevor er am Vormittag Peterhof verließ, hatte er mit dem Zaren eine eingehende Besprechung. Es wurden alle Fragen erörtert. Sie sprachen über die Spannung in den griechisch-türkischen Beziehungen, dann über Intrigen der bulgarischen Regierung auf dem Balkan, ein altes, ein leidiges Kapitel. Die Ankunft des Prinzen Wied in Albanien und das Inkrafttreten der englisch-russischen Abmachungen in Persien wurden erörtert. Die Ölkonzessionen, die England in Persien bekommen hatte, spukten immer noch nach. Herr Sasonow war von jeher in diesem Handel bemüht gewesen, die russischen Konsuln in Persien von jeder Tätigkeit, die administrativen Funktionen ähneln könnten, fernzuhalten. Rußland hatte

versprochen, die Konsuln, die dieser Weisung nicht nachkämen, zu desavouieren. Vielleicht hatte aber Kaiser Wilhelm Recht, wenn er meinte, daß die russischen Konsuln höchstwahrscheinlich auf diese Weisungen ihrer Regierung pfeifen würden. Man hatte sich im englischen Unterhaus mit der Sache befaßt, auch die französischen Zeitungen waren immer wieder auf diese Angelegenheit zurückgekommen. Oh, man hatte schon allerlei zu besprechen. Dann waren da auch noch die skandinavischen Regierungen, deren politische Richtung so gar nicht mehr wie ehemals sich lenken lassen wollte. Endlich, es half nichts, man mußte davon sprechen: Österreich und Serbien. Sarajewo. Der gräßliche Mord ...

Angesichts der österreichischen Haltung, über die Zar und Präsident sich einig sind, daß sie von Tag zu Tag hochfahrender geworden wäre, macht Poincaré mit großem Nachdruck geltend, daß das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens in der weitgehenden Aussprache aller Großmächte bestehe, um zu vermeiden, einzelne Staaten in Gegensatz zu bringen.

„Dieses Vorgehen hat uns schon im Jahre 1913 glänzende Dienste geleistet; wenden wir es wieder an ...“, sagt er.

„Ich kann Ihnen nur ganz und gar zustimmen“, ist des Zaren Antwort.

★

Es ist interessant, an dieser Stelle zu lesen, was der britische Botschafter in Petersburg Buchanan damals nach London berichtete, um so interessanter, da Poincaré ja in seiner Schilderung dieser Tage sagt, daß während seines ganzen Aufenthaltes in Petersburg niemand auch nur an die Möglichkeit eines Krieges gedacht habe, also weder er noch der Zar. Um so interessanter ist dieser Bericht Buchanans, als er vom Englischen Blaubuch, es handelt sich um das Telegramm Nr. 6 vom 24. Juli, verschwiegen wurde. Buchanan telegraphierte damals nach London: „Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und französischer Botschafter sagten mir vertraulich, Ergebnis des Besuches des Präsidenten der französischen Republik sei gewesen, die folgenden Punkte festzulegen: Erstens: Vollkommene Gemeinsamkeit der Ansichten über die verschiedenen Fragen, denen die Mächte gegenüberstehen, was die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und Gleichgewichts der Kräfte in Europa, und besonders im Osten, anlangt.

Zweitens: Entschluß, in Wien Schritte zu unternehmen, um ein Verlangen nach Aufklärung oder irgendwelche Aufforderungen zu verhindern, die einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Serbiens gleichkämen, das diesen berechtigterweise als einen Angriff auf seine Souveränität und Unabhängigkeit ansehen könnte. Drittens: Feierliche Bestätigung der durch das Bündnis den beiden Ländern auferlegten Verpflichtungen.“

War diese feierliche Bestätigung der auferlegten Verpflichtungen dem Präsidenten später aus dem Gedächtnis geschwunden?

Als man diese Abmachungen in Petersburg traf, hatte Österreich sein Ultimatum an Serbien noch nicht einmal überreicht.

Das ist außerordentlich beachtenswert.

Das Programm der Besuchstage läuft weiter.

Graf Iwan Tolstoi bietet als Bürgermeister von St. Petersburg dem Präsidenten der Republik Brot und Salz dar.

Die Gardekosaken in ihren prächtigen scharlachroten Uniformen begleiten den Wagen. Es geht zur Peter-Paul-Festung, der Bastille Rußlands. Dort legt der Präsident am Grabe Alexanders III., des Vaters der Allianz, einen silbernen Degen nieder. Fürwahr, prächtig sehen die Gardekosaken in ihren roten Uniformen aus.

Als vor wenigen Tagen Paléologue und Sasonow die Einzelheiten des großen Festes besprachen und als sie über die Gardekosaken redeten, da hatte Sasonow, wie Paléologue erzählt, lachend gemeint: „Man hat die Gardekosaken zum Geleit des Präsidenten bestimmt. Sie werden sehen, wie prächtig sie sich im Gesamtbilde ausnehmen. Das sind herrliche, furchtbare Kerle. Und dann: sie sind rot gekleidet. Ich glaube, daß Ihrem Ministerpräsidenten, Herrn Viviani, diese Farbe nicht gerade verhaßt ist ...“ „Nein“, hatte Paléologue darauf geantwortet, „sie ist ihm nicht verhaßt; aber sein Künstlerauge genießt sie nur, wenn sie sich dem Blau und dem Weiß zugesellt...“

Um vier bildet sich der Zug der Wagen und Kosaken aufs neue, den Präsidenten in das Winterpalais zu bringen. Ein diplomatischer Cercle wird abgehalten werden. Auf der ganzen Strecke begrüßt den Präsidenten ein begeisterter Empfang. Das hat die Polizei verfügt. An jeder Straßenecke stößt ein Trupp armer Teufel unter der Aufsicht eines Agenten begeisterte Hurrarufe aus. Paléologue, der die russischen Gepflogenheiten genau kennt, erzählt das.

Ahnungslos, wie häufig, dafür aber nicht ohne das ihm zur lieben Gewohnheit gewordene Selbstbewußtsein erzählt Raymond Poincaré: „Unter lebhaften Zurufen der Anwohner, Arbeiter und Bürger fahren wir die Newa aufwärts. Wir kommen am Landungsplatz an und steigen inmitten freundlich gesinnter lärmender Neugieriger aus. . . Die zahlreichen Zuschauer bringen begeisterte Hochrufe auf Frankreich aus.“ Und nicht ohne eine leise Schadenfreude kann man weiter bei Poincaré lesen, man denke dabei an Paléologues Offenherzigkeit, wenn er schreibt: „Das Empfinden im Volk scheint mir allerdings weniger allgemein und weniger tief zu sein als in London, aber es ist doch stärker als ich gedacht hatte.“

Die Petersburger Polizei hätte also doch noch etwas tiefer in den Beutel greifen müssen.

Im Winterpalais ist ganz großer Rahmen. Wieder ist eine ungeheure Pracht entfaltet. Einzeln werden die Botschafter zum Präsidenten der französischen Republik geführt. So will es die Vorschrift. Neben Poincaré steht Viviani. Paléologue stellt vor.

Der deutsche Botschafter, Graf Pourtalès, ist der erste, der hereingeführt wird. Er ist Doyen des diplomatischen Korps. Poincaré empfängt ihn mit ganz besonderer Freundlichkeit. Botschafter und Präsident sprechen über den französischen Ursprung des Namens Pourtalès, über die Verwandtschaft der Gräfin mit der Familie Castellane, über eine Autofahrt, die das Botschafterpaar demnächst in die Provence zu unternehmen gedenkt. Die Fahrt wird es auch nach Castellane führen. So plaudert man.

Sir George Buchanan, Großbritanniens Botschafter, ist der nächste. Der Zar sei entschlossen, in den persischen Dingen das weiteste Entgegenkommen zu zeigen, sagte ihm der Präsident. Möge die englische Regierung doch endlich verstehen, wie wichtig es sei, die Triple-Entente in eine Triple-Allianz zu verwandeln. Mit Sorgen sprechen sie dann über Wien. Buchanan ist sehr pessimistisch. Nun kommen die Botschafter Italiens und Spaniens. Einige nichtssagende Worte werden gewechselt. Endlich Graf Szapary, der Botschafter Österreich-Ungarns! Er ist das wandelnde Beispiel eines korrekten Hofmannes. Ganz und gar ungarischer Edelmann bester Qualität. Seine Haltung ist tadellos. Ganz unerwartet ist er gestern von einer Reise zurückgekommen. Fast zwei Monate war er abwesend.

Der Präsident spricht Beileidsbezeugungen zum Ableben des Erzherzogs Franz Ferdinand aus. Dann kommt die Frage, die nicht zu umgehen ist.

„Haben Sie Nachrichten aus Serbien?“

„Die gerichtliche Untersuchung ist im Gange,“ ist die kalte Antwort.

Der Präsident will sich nicht abweisen lassen: „Die Ergebnisse dieser Untersuchung erfüllen mich mit tiefer Besorgnis, Exzellenz, denn ich erinnere mich an zwei frühere Untersuchungen, die Ihre Beziehungen zu Serbien nicht gerade verbessert haben . . . Erinnern Sie sich, Exzellenz, der Affäre Friedjung und der Affäre Prochaska?“

Noch kühler, noch abweisender wird Graf Szapary:

„Wir können es nicht dulden, Herr Präsident, daß eine fremde Regierung auf ihrem Grund und Boden Vorbereitungen zu einem Anschlag auf unsere Souveränität zuläßt . . .“

Noch einmal nimmt der Präsident das Wort:

„Mit etwas gutem Willen ist diese serbische Angelegenheit leicht zu ordnen. Aber sie könnte auch ebenso leicht ausarten. Serbien hat sehr warme Anhänger im russischen Volk. Und Rußland hat einen Bundesgenossen, Frankreich. Was für Verwicklungen können sich da ergeben . . .!“

Das einzige, was Graf Szapary hierauf antworten kann, ist, daß er sich stumm verbeugt und geht.

Als die drei, Poincaré, Viviani und Paléologue, wieder allein sind, sagt Poincaré:

„Mir hat diese Unterredung keinen günstigen Eindruck hinterlassen. Der Botschafter hatte offensichtlich den Befehl bekommen, sich auszuschweigen. Österreich bereitet uns irgendeinen Streich vor. Sasonow muß sehr fest bleiben, und wir werden ihn darin unterstützen . . .“

Enttäuscht sind die Gesandten der kleineren Staaten, die in einem angrenzenden Raum dem Rang nach geordnet stehen. Poincaré hat es eilig. Er drückt nur jedem im Vorübergehen die Hand. Doch vor dem serbischen Gesandten Spalaikowitsch bleibt er stehen, ihn durch ein paar Worte der Teilnahme ermunternd.

Galatafel in der französischen Botschaft. Man hat der Botschaft aus kaiserlichem Besitz eine wundervolle Gobelinfolge ausgeliehen. Es ist ganz interessant, diese Gobeline zu betrachten. „Der Triumph Mark-Antons“ und „der Triumph Mardochais von Natoire“ sind zu sehen ...

Orchideen und Rosen füllen die Räume. Doch die Rosen sind vorherrschend. Sie beherrschen alles ringsum. Die Zeit der Rosen ist gekommen, der Sommer, die hohe Zeit ...

Fast ist es, als gingen die Menschen unter in diesem Wogen der roten Rosen ...

*

Es ist am nächsten Tag. Um zwölf Uhr ist ein Frühstück beim Zaren. Man sitzt an kleinen Tischen. Um einhalb vier Uhr fahren die Gäste mit dem kaiserlichen Zug in das Truppenlager von Krasnoje Selo.

Der Zar, die Zarin, der Präsident, alle Minister, die Großfürsten und die Großfürstinnen, der Generalstab sind zugegen. Endlos, fast nicht zu übersehen, so scheint die Menge der Truppen, die, unbewaffnet, vor dem Hügel Aufstellung nehmen, auf dem die kaiserlichen Herrschaften mit ihrem Gast sich befinden.

Die Sonne will untergehen. Der Himmel ist in Purpur und Gold getaucht. Der Kaiser winkt. Eine gewaltige Artilleriesalve löst sich. Dann spielen alle Regimentskapellen den Abendchoral. Alle Häupter sind entblößt. Ein Unteroffizier tritt vor und spricht mit lauter Stimme das Vaterunser. Alle Anwesenden beten es mit, beten für das heilige Rußland, beten für den Zaren.

Es ist eine große Stille über all die Tausende gekommen. Das Schicksal schlägt seine Schwingen um sie ...

Im Dorf haben Zauberhände ein Blumenmeer geschaffen. Rosen, überall Rosen.

Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, Befehlshaber der kaiserlichen Garde und des St. Petersburger Militärbezirks, voraussichtlich Generalissimus der russischen Truppen im kommenden Krieg, und seine Gemahlin, Großfürstin Anastasia Nikolajewna, haben das Zarenpaar und den Präsidenten zur Tafel geladen. Ein fast überirdischer Duft entströmt den riesigen Blumenbeeten, die das Zelt des Großfürsten umgeben.

Einer der Ersten, die begrüßt werden, ist Paléologue. Die Großfürstin Anastasia und ihre Schwester, die Großfürstin Militza, bereiten ihm, wie er später selbst erzählte, einen begeisterten Empfang. Die beiden Montenegrinerinnen sprechen fast zugleich auf ihn ein.

„Wissen Sie, daß wir historische, ja heilige Tage durchleben? ... Morgen, während der Truppenschau, werden die Militärkapellen nur die „Marche Lorraine“ und „Sambre et Meuse“ spielen. Ich habe heute von meinem Vater ein Telegramm in der vereinbarten Fassung erhalten. Er meldet mir, daß der Krieg noch vor Schluß dieses Monats ausbrechen wird. ... Ach, was für ein Held ist mein Vater! ... Er ist der Iliade würdig.“ So schwirren sie um Paléologue herum.

Sie wissen, daß Paléologue gern damit kokettiert, daß er des Abends vor dem Einschlafen in der Ilias liest.

Der Strom ihrer Beredsamkeit geht weiter über ihn her:

„Sehen Sie sich diese Bonbonniere an, die mich nie verläßt, Exzellenz. Sie enthält lothringische Erde, ja, lothringische Erde, die ich jenseits der Grenzen aufgelesen habe, als ich vor zwei Jahren mit meinem Mann in Frankreich war! Und jetzt, sehen Sie sich die Ehrentafel an. Sie ist mit Disteln geschmückt! Ich wollte keine anderen Blumen. Nun, das sind Disteln aus Lothringen! Ich habe einige Zweige davon auf dem annektierten Gebiet gepflückt, ich habe sie nach Hause gebracht und die Samen in meinem Garten pflanzen lassen ... Militza, sprich du noch mit ihm, sprich du mit dem Botschafter; sage ihm alles, was dieser Tag für uns bedeutet, während ich den Kaiser empfangen ...“

Bei der Tafel sitzt Paléologue zur Rechten der Großfürstin Anastasia. Wieder spricht sie auf ihn ein. Sie lobt Frankreich, verherrlicht es. Dann prophezeit sie:

„Der Krieg wird ausbrechen ... Von Österreich wird nichts mehr übrigbleiben. ... Sie werden sich Elsaß und Lothringen zurücknehmen. ... Unsere Armeen werden sich in Berlin vereinigen. ... Deutschland wird vernichtet werden. ...“ Und dann plötzlich:

„Ich muß mich zurückhalten ... der Kaiser schaut mich an ...“

Der Zar hat sie schon eine Zeitlang beobachtet. Mit wachsendem Unmut hat er der Schwätzerin gelauscht. Jetzt wird sein

Blick so finster, so ernst, daß die Umgebung es merkt, daß selbst die Großfürstin Alexandria es merken muß.

Die „Marche Lorraine“ und „Sambre et Meuse“ dröhnen dumpf über die russische Erde. Truppenschau in Krasnoje Selo! Sechzigtausend Mann nehmen daran teil. Der Kaiser ist zu Pferde; er führt seine Truppen dem Präsidenten der Republik vor. Ein glänzendes militärisches Schauspiel zieht vorüber. Poincaré und Paléologue sehen sich tief in die Augen. Sie verstehen sich.

*

Nun ist es Abend geworden. Gastgeber und Gäste sind ermüdet von all dem Geschauten, von all dem Gesprochenen. Es ist Abschiedstafel an Bord der „France“. Das Schiff ist in Blumen getaucht. Wunderschön wirkt die rosenbeladene Tafel. Über die Köpfe der Gäste hinweg strecken vier 304-Millimeter-Geschütze ihre gewaltigen Mäuler. Es wird nur leise gesprochen. Abschiedsstimmung liegt auf allen. Am Horizont steigt der Mond auf.

Nur der Zar und der Präsident hören nicht einen Augenblick auf miteinander zu sprechen. Es ist, als hätten sie sich noch viel, sehr viel zu sagen. Als hätten all die Tage des Festes nicht ausgereicht zum Sich-miteinander-Aussprechen.

Die Großfürstin Anastasia hebt mehrmals das Sektglas und trinkt dem Botschafter der Republik zu. Sie kann es nicht unterlassen, dabei mit der Hand auf die vier drohenden todbringenden Geschütze zu weisen. ...

Endlich ist man bei den Trinksprüchen angelangt. Der Präsident spricht. Wie Keulenschläge ist das, wie Peitschenhiebe. Er schließt: „... Beide Länder haben dasselbe Friedensideal in Kraft, Ehre, Würde. ...!“

Ein donnernder Beifallssturm löst sich. Der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, seine Gemahlin, die Großfürstin Anastasia, der Großfürst Nikolaus Michailowitsch werfen dem französischen Botschafter flammende Blicke zu. ...

Nun ist die Stunde der Trennung da. Der Kaiser bittet den Präsidenten, noch ein paar Minuten zu verweilen. Er muß noch mit ihm sprechen:

„Wie wäre es, wenn wir auf die Kommandobrücke gingen, Herr Präsident? Dort sind wir ganz ungestört. ...“

Wie sehr Poincaré damals auf der Kommandobrücke noch auf den russischen Kaiser einwirkte, beweisen dessen Worte zu dem früheren französischen Minister Cruppi, ein Jahr später:

„Ich habe stets in meinem Geiste die so feste Sprache gegenwärtig, die der Präsident der Republik am 22. Juli 1914 im Augenblick, da er Rußland verließ, mir gegenüber geführt hat.“

Es tut nichts zur Sache, daß der Zar nach einem Jahr sich um einen Tag irrte. Poincaré verließ Rußland nicht am 22., sondern am 23. Juli 1914.

Die Kaiserin ist vollständig erschöpft. Müde, wie abwesend, spricht sie mit dem französischen Botschafter, wie jener erzählt. Aber ihre Stimme ist, als käme sie von weit her:

„Ich freue mich sehr, heute abend hierhergekommen zu sein. ... Ich befürchte ein Gewitter. ... Die Ausschmückung des Schiffes ist herrlich. ... Der Präsident wird sehr schönes Wetter haben zu seiner Überfahrt. ...“ Das sagt sie alles so tonlos wie eine Gestorbene.

Plötzlich legt sie die Hände an die Seiten des Kopfes. Mit schmerzlichem, flehendem Ausdruck weist sie auf die Geschwaderkapelle hin, die in ihrer nächsten Nähe ein „Allegro furioso“ mit großer Blechmusik und vielen Trommeln begonnen hat.

„Könnten Sie nicht ...?“ fragt die Kaiserin den Botschafter. Der winkt dem Kapellmeister zu. Die Musik hört auf, Lärm zu machen.

Endlich, endlich kommen Kaiser und Präsident von der Kommandobrücke herab.

Es ist jetzt elf Uhr. Die Wache tritt in das Gewehr. Kommandorufe. Die Schaluppe der „Alexandria“ legt an die „France“ an. Die Marseillaise ertönt, die russische Hymne.

Zar und Präsident verabschieden sich. Es ist viel Herzlichkeit zwischen ihnen.

Die kaiserlichen Herrschaften und das Gefolge begeben sich von Bord. Zur „Alexandria“ fahren nur das Zarenpaar, die Angehörigen des Kaiserlichen Hauses und der französische Botschafter, den der Kaiser noch aufgefordert hat, bei ihm zu bleiben.

Es ist eine wundervolle Nacht. Mondlicht liegt auf dem Wasser. Die „France“ und ihre Begleitschiffe verschwinden schnell im Westen, eine silberweiße Spur hinter sich lassend.

„Diese Nacht ist prächtig“, sagt der Kaiser. „Wie wär's, wenn wir eine kleine Seefahrt unternehmen würden?“

Es geht zur finnischen Küste.

Zar Nikolaus und Paléologue sitzen auf Heck und besprechen die Ergebnisse dieser festdurchrauschten Tage.

Lange geht das Gespräch der Beiden. Um sie herum warten die Großfürsten auf den Augenblick, sich endlich dem Gewaltigen nähern zu dürfen. Er ruft sie nacheinander zu sich, jedem ein paar Worte gönnend. Fast behandelt er sie jetzt mit Zärtlichkeit, als wolle er sie dafür entschädigen, daß er sie immer von sich fernhält. Er hat es sich zum Grundsatz gemacht, niemals mit ihnen über Politik zu sprechen. Das ist gut so.

Die beiden Montenegrinerinnen, die Großfürstin Anastasia und Militza, wissen es so einzurichten, noch einmal mit Paléologue allein zu sein.

„Oh, dieser Trinkspruch des Präsidenten! Das war das Richtige! Darauf haben wir schon solange gewartet!

Der Frieden in Kraft, Ehre, Würde! Merken Sie sich diese Worte, Exzellenz, sie bezeichnen einen großen Tag in der Weltgeschichte! ...“

Um dreiviertel eins legt die „Alexandria“ im Hafen von Peterhof an. Nachdem Paléologue sich vom Kaiser verabschiedet hat, bringt ihn die Geleitjacht „Strela“ nach Petersburg, wo man um halb drei Uhr ankommt.

Während Paléologue unter dem strahlenden Sternhimmel die Nawa hinauffährt, denkt er, wie er selbst erzählt, an die glühenden Worte der montenegrinischen Wahrsagerinnen...

Der Wetterwinkel Europas, der Balkan, hat wieder alle Blicke auf sich gezogen.

Die schwarzen Wolken, in denen Blitz und Vernichtung drohen, ballen sich hier mit furchtbarem Drohen, ohne daß dadurch auch nur an einer Stelle für Berlin und Wien sich ein freier Ausblick ergäbe.

Schon seit Jahren haben die Vorgänge auf dem Balkan das übrige Spiel auf der Bühne Europas übertönt. Die Balkankriege hatten keine Säuberung der vergifteten Luft gebracht.

So wird der Balkan das Schicksal Europas.

Der Paria Europas.

Man mag ja über Zar Ferdinand sagen, was man will. Gewiß ist aber so viel, daß er einer der Männer war, die zwanzig, dreißig, vierzig Jahre hindurch genau wissen, was sie wollen.

Man sehe zurück!

Da war die unglückselige Geschichte mit dem Prinzen Alexander von Battenberg. Man kennt seine Heiratspläne, man weiß, wie sehr er sich bemühte, wie sehr andere sich bemühten, ihn mit einer Berliner Prinzessin zu verheiraten. Gewiß, auch Alexander hatte nicht viel Freude an der bulgarischen Geschichte. Man weiß ja, wie er sich ständig zwischen zwei Stühle setzen mußte, solange Bulgarien Zankapfel zwischen Rußland und Österreich war. Es würde zu weit führen, wollte man die ganze Sache hier erzählen, wie Rußland immer wieder versuchte, Bulgarien zu einer russischen Provinz zu machen, wie dem Battenberger russische Generale geschickt wurden, ihn zu kontrollieren, wie man ihn auf die möglichste und unmöglichste Weise in das Fahrwasser von Petersburg bekommen wollte. Das alles ist ja bekannt.

Man weiß auch, daß im September 1885 in Philippopol ein Staatsstreich glückte und nun die Provinz Ostrumelien sich als mit dem Fürstentum vereinigt betrachtete. Den Berliner Vertrag verletzend, ließ Alexander diese Vergrößerung geschehen und nahm nun den Titel eines Fürsten von Nord- und Südbulgarien an.

Die Antwort des russischen Zaren traf sehr schnell ein. Die russischen Offiziere wurden aus Bulgarien abberufen und Fürst Alexanders Name strich man aus den russischen Offizierslisten. Fast hätte der Sultan der Türkei sich von Rußland dazu verleiten lassen, mit Waffengewalt einzuschreiten, wenn nicht Großbritannien sehr deutlich hätte wissen lassen, daß ein Vorgehen gegen Bulgarien, will sagen gegen den Battenberger, ihm nicht genehm wäre.

Der englische Botschafter in Petersburg der Jahre 1910 bis 1918 Buchanan hat wohl recht, wenn er sagt, daß Österreich jetzt Ge-

legenheit gehabt hätte, Rußland vollends in Sofia zu verdrängen, wenn es eine etwas kühnere Haltung eingenommen hätte und kurzerhand die Vereinigung als eine vollendete Tatsache anerkannt hätte.

Es kam die dreitägige Schlacht von Slivnitza, in der, eine heldenmütige Tat, unter der Führung Alexanders die Serben in wildeste Flucht geschlagen wurden. Die Einnahme der serbischen Hauptstadt war nur noch eine Frage der Zeit, als, o Wandel der Zeiten und Dinge, Österreich-Ungarn energisch dem Vormarsch Einhalt gebot, und Serbien und seine Hauptstadt rettete!

Die Mächte traten in Konstantinopel zu einer Konferenz zusammen. Die Würde eines Generalgouverneurs von Ostrumelien wurde mit der Person des jeweiligen Fürsten von Bulgarien verbunden. Rußland war von Österreich geschlagen.

Doch die russische Diplomatie wußte sich zu helfen. Ihr standen ganz andere Mittel zur Verfügung, um den Fürsten Alexander, in den man sich in Petersburg zunächst getäuscht hatte, mürbe zu machen.

Militärrevolte in Sofia!

Rußland arbeitete. . .

In wenigen Tagen war der Fürst nichts weiter als ein Gefangener seiner meuternden Offiziere, die ihn des Landes verwiesen und seine Abdankung erzwangen.

Die Gegenrevolution rief ihn zurück. Er landete in Rustschuk — und tat das Ungeschickteste, was er tun konnte. Er legte unverständigerweise erneut sein Schicksal in die Hand Rußlands. Ein Telegramm an den Zaren schloß: „Rußland gab mir meine Krone. Ich bin bereit, sie in die Hände meines Herrschers zurückzulegen.“

Das war das Ende des Battenbergers.

Rußlands Antwort war ablehnend. Dem Fürsten blieb nichts übrig, als endgültig auf Thron und Land zu verzichten. Ein Regentschaftsrat von drei Männern wurde eingesetzt. An dessen Spitze stand Stambuloff, jener Stambuloff, um den schon die Sage weht.

Auch der Regentschaftsrat wurde von Rußland nicht anerkannt. Es schickte seine ebenso bekannte wie unglückliche Militärmission unter dem General Kaulbars nach Sofia. Kaulbars trat in großen Reiterstiefeln an. Der listige Stambuloff war ihm jedoch gewachsen. Der Kandidat Rußlands, der Prinz von Mingrelien, kam

jetzt weniger denn zuvor in Frage. Prinz Waldemar von Dänemark dankte verbindlichst für die bulgarische Krone.

Trotz Rußland und trotz Kaulbars suchte man weiter nach einem geeigneten Fürsten — und fand ihn.

In Wien traf man mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg zusammen, mit diesem Mann, der als Leutnant in der österreichisch-ungarischen Armee den Vermerk in seine Akten bekommen hatte: „zur Beförderung zum Oberleutnant minder geeignet.“

Der österreichische Kanzler, Graf Kalnoky, nannte den Prinzen in seinen Manieren allerdings eine „vieille cocotte“. Und Kaiser Franz Joseph war absolut gegen Ferdinand.

Für ihn war im Grunde niemand. Vielleicht kam es aber dadurch, daß er tatsächlich im Juli 1887 zum Fürsten gewählt wurde. Ihm half in der ersten Zeit seiner Regierung nur die Uneinigkeit der Mächte. Aber auch später blieb das so.

Wenn es auch außerordentlich reizvoll ist, die Geschichte Bulgariens unter der Herrschaft Ferdinands von Koburg zu verfolgen, so ist doch die Persönlichkeit Ferdinands das weitaus interessantere; viel interessanter ist es aber noch, zu sehen, wie er es meisterlich verstand, mit all den Widerwärtigkeiten fertig zu werden, die ihn und sein Land immer wieder überschwemmen. Nur ein Mann mit einem so starken Egoismus, wie ihn der Koburger besaß, konnte sich auf einer derart sturmumbrandeten Insel halten.

Mehr als einmal verhing sich der Horizont mit so düsteren Wolken, daß selbst ein Tatenmensch wie Ferdinand verzagen mußte. „Ich sehe sehr schwarz in die Zukunft. Ich habe keinen Freund, weder an Rußland noch an Österreich-Ungarn, von meinen Nachbarn gar nicht zu reden. Auch zu meiner eigenen Regierung kann ich kein Vertrauen haben . . .“, sagte der Geplagte noch im Jahre 1903 zu Baron von Giesl.

Es wird erzählt, daß der Prinz Boris, der seinem Vater nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 als König folgte, in seiner Jugend ein außerordentlich scheuer und bescheidener Knabe gewesen sei, von allen geliebt und verhätschelt. Auch der Fürst soll ihm in großer Liebe zugetan gewesen sein. Und doch sagt man, daß er ihn im stillen gehaßt habe, in der Furcht, daß man ihn eines Tages beiseite drängen und den Prinzen Boris zum König ausrufen könnte.

„Wenn man sich einbildet, man könnte im Falle meiner erzwungenen Abdankung den Prinzen Boris zu meinem Nachfolger machen, so irrt man sich sehr. Ich würde, wenn ich das Fürstentum verlassen müßte, dafür sorgen, daß mich mein Sohn ins Exil begleitet . . .“, soll er einmal gesagt haben.

Mit dieser inneren Feindschaft gegen seinen Nachfolger würde Ferdinand von Bulgarien allerdings nicht allein dastehen. Man erinnere sich des Sultans der Türkei, der den Thronfolger zwang, ihn stets auf seinen Ausfahrten zu begleiten, einmal, weil er wußte, daß bei der großen Beliebtheit des Thronfolgers ein Attentat nicht allzu leicht möglich wäre, weil er aber auch außerdem damit rechnete, daß, sollte doch ein Attentat stattfinden, dann wenigstens auch der Thronfolger das Leben und damit den Thron verlieren würde.

Gegen Ferdinand stand auch Stambuloff.

Es ist schwer zu sagen, wie sich das Verhältnis zwischen Ferdinand und Stambuloff in Wirklichkeit gestaltet hätte. Sicher ist wohl, daß Stambuloffs Eigenheiten und sein großer Machtwille dem Fürsten das Leben oft schwer machten. Sollten jedoch die Feinde Ferdinands Recht haben, daß die grauenhafte Ermordung Stambuloffs nicht ganz ohne Einwirkung Ferdinands geschah, so wäre das eine so große Ungeheuerlichkeit, die, ohne Beweis zu behaupten, auch nicht durch den größten Haß entschuldigt werden dürfte.

Seltsam ist auch das Verhalten des Fürsten gegen England beim Tode der Königin Viktoria. Zu dem Begräbnis der Königin meldete er sich an, verlangte jedoch seinem Range entsprechend als Herrscher aller Bulgaren und nicht als jüngerer Prinz aus dem Hause Koburg behandelt zu werden. Als ihm bedeutet wurde, daß die Vorbereitungen und Anordnungen für das Begräbnis bereits vollzogen seien und daß keine Änderungen mehr vorgenommen werden könnten, verzichtete er auf die Teilnahme an dem Begräbnis, entsandte nur eine bulgarische Deputation und feierte an dem Tage der Beisetzung den Geburtstag des Prinzen Boris mit einer Truppenschau und einem Galafrühstück, zu dem er sich den Vertreter Rußlands einlud!

Man stößt in der Geschichte Ferdinands von Bulgarien des öfteren auf eine ausgesprochene Feindschaft des Fürsten gegen

England; man geht auch nicht fehl, wenn man aus dieser persönlichen Feindschaft auf die politische Stellungnahme Ferdinands schließt. Zweifellos hat er im großen Krieg damit gerechnet, daß bei einem Sieg der Mittelmächte vielerlei Unbill, die man ihm zugefügt hatte, gerächt würde.

Viel bespöttelt wurde ja das jahrelange Streben des Fürsten, sein abhängiges Fürstentum in ein unabhängiges Königreich zu verwandeln. Welcher Tag wäre besser hierzu geeignet gewesen als der Tag der zwanzigsten Wiederkehr der Thronbesteigung.

Gewiß, nicht aus eigenem Willen wollte sich der Fürst Ferdinand die Königskrone auf das Haupt setzen. Nein, das dankbare Volk sollte sie ihm antragen. Er, der allzeit weise und gütige Fürst, der nur den Wünschen seines Volkes lebte, hätte sie in der Tat angenommen.

Mit einer Energie, die niemand erwartet hatte, erhob jedoch der alte Kaiser Franz Joseph Einspruch gegen diese Rangerhöhung und ernannte zugleich den Fürsten zum Inhaber eines österreichischen Regiments.

Was sollte der Vielgewandte tun? Sollte er das österreichische Regiment ablehnen und sich zum König ausrufen lassen?

Ein solch großes Risiko konnte er nicht auf sich nehmen.

Er tat das Klügste. Er schwieg.

Nur das äußerte er doch zu einem seiner Vertrauten, daß er das nächste Mal Sorge tragen würde, daß niemand auch nur eine Stunde vorher auch nur die leiseste Ahnung von seinen Absichten haben sollte, wenn sich wieder eine günstige Gelegenheit bieten würde, Bulgariens Unabhängigkeit zu proklamieren.

Man weiß, daß er Wort gehalten hat.

★

Seit fünfzehn, seit zwanzig Jahren wußte man, daß auf dem Balkan dereinst der große Brand ausbrechen würde, der aus Europa einen Schutthaufen machen sollte.

Dieses Wissen war bei den Eingeweihten allgemein; und es ist beklagenswert, daß man es nicht verstand, die Gefahr auf dem Balkan zu brechen. Wenn man die Frage nach den Schuldigen an dem großen Kriege in diesen Zusammenhängen stellt, so wirkt auch die ungenaueste Antwort erschütternd.

Am 3. März 1909, ein halbes Jahr nach der bedeutungsvollen Zusammenkunft zwischen Iswolski und Aehrenthal in Buchlau, berichtete der serbische Gesandte in Petersburg, daß ihm Gutschkow, jenes bekannte Mitglied der Duma, das in den schwersten Tagen Rußlands noch eine bedeutsame Rolle spielen sollte, gesagt habe:

„Ist unsere Rüstung einmal vollkommen ausgeführt, dann werden wir uns mit Österreich-Ungarn auseinandersetzen. Beginnt jetzt keinen Krieg, denn es wäre Selbstmord. Verschweigt Euere Absichten und bereitet Euch vor. Es werden die Tage Eurerer Freuden kommen.“

Und eine Woche später übermittelte der Gesandte folgende Äußerung Iswolskis nach Belgrad:

„Serbien wird so lange zu einem kärglichen Leben verurteilt sein, bis der Moment des Verfalls Österreich-Ungarns eingetreten sein wird. Die Annexion hat diesen Moment näher gerückt, und wenn er eintritt, wird Rußland die serbische Frage aufrollen und lösen. Iswolski sieht ein, daß der Kampf mit dem Germanentum unausweichbar ist, doch ist die Politik Rußlands eine rein slawophile.“

Fast unglaublich erscheinen die politischen Leistungen des Fürsten Ferdinand, wenn man all die Stürme, Riffe und Orkane bedenkt, durch die hindurch dieser Mann, der sich selbst „den Verachtetsten, den Ausgestoßenen Europas“ genannt hat, in all dieser Zeit das bulgarische Staatsschiff gelenkt hat.

Man denke an die Bestrebungen der Balkanvölker, immer wieder gegen die Türkei einen festen Bund zu bilden, und man denke daran, daß das gewaltige Rußland eifriger Förderer dieses Gedankens war.

Man denke an den Haß und die Liebe zwischen Bulgarien und Rußland, man denke daran, daß Rußland sowohl wie Österreich-Ungarn oftmals gern Bulgarien verzehrt hätten, und man denke an all die Schwierigkeiten, die sich aus dem Dasein Serbiens und aus den Sonderbestrebungen Rumäniens für Bulgarien ergaben.

Oft mußte der Fürst außer Landes gehen, wenn die Wogen innerpolitischer Erregung gar zu hoch gingen. Man glaubt es dem Fürsten Ferdinand gern, wenn er sagt, daß er oftmals nicht wußte, wo ihm der Kopf stand.

★

Es würde zu weit führen, wollte man an dieser Stelle auch nur andeutungsweise auf die diplomatischen Zusammenhänge des ersten Balkankrieges eingehen, dieses Krieges, der zweifellos der wirkliche Ursprung des großen europäischen Krieges war.

Der König von Bulgarien und der Fürst von Montenegro machten im Juni 1912 freundschaftliche Besuche in Wien. Es war damals, als Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus in Baltisch-Port zusammentrafen, die so oft schon zerbrochene deutsch-russische Freundschaft wieder einmal aufs neue zu kitteten.

Ganz besonders herzlich wurde Ferdinand von Bulgarien in Wien aufgenommen. Er ließ sich alle Freundlichkeiten gefallen. Und doch war dieser Besuch umrahmt von den Abschlüssen der ersten und zweiten Militärkonvention zwischen Bulgarien und Serbien, die sich doch ganz zweifellos gegen Österreich-Ungarn richteten.

Im August 1912 war Raymond Poincaré in Petersburg. Damals bekam er Einblick in die bulgarisch-serbischen Abmachungen. Selbst Poincaré, dem doch sonst jede Möglichkeit, die Mittelmächte herabzudrücken, gelegen kam, schrieb über diese Abmachungen nach Paris:

„Der Vertrag enthält also im Keime nicht nur einen Krieg gegen die Türkei, sondern einen Krieg gegen Österreich. Er errichtet außerdem eine Hegemonie Rußlands über die beiden slawischen Königreiche, da Rußland zum Schiedsrichter in allen Fragen bestimmt ist.“

Und selbst Raymond Poincaré stutzte:

„Ich bemerkte Sasonow, diese Vereinbarung entspreche in keiner Weise den mir darüber gegebenen Aufklärungen; sie sei geradezu ein ‚Kriegsvertrag‘ und enthülle nicht nur Hintergedanken bei den Serben und Bulgaren, sondern man müsse auch befürchten, daß Rußland ihre Hoffnungen zu ermutigen scheine, und daß die mögliche Teilung einen Anreiz für ihre Begehrlichkeit bilde.“

Man weiß heute, welchen Einfluß der englische Unterstaatssekretär Sir A. Nicolson auf die Entwicklung zum Kriege gehabt hat. Aber auch er scheute vor diesem serbisch-bulgarischen Vertrag.

Fest steht auch, das Poincaré damals in Petersburg sehr deutlich zu verstehen gab, daß die öffentliche Meinung Frankreichs der

französischen Regierung niemals gestatten würde, für irgendeine Balkansache die Waffen zu erheben. Es sei denn, Deutschland sei an dieser Sache beteiligt! Ja, dann wäre es etwas anderes.

Ebenso fest steht aber auch wohl, daß man die Vertragsschließenden, insbesondere den bulgarischen König, der überall, zum Teil glänzende, Verbindungen unterhielt, nicht im unklaren über die Meinung der Großmächte hielt.

Daß Bulgarien, Serbien und Montenegro am 30. September 1912, Griechenland am 1. Oktober mobil machten, ist bekannt.

An das sechste russische Armeekorps in Warschau, zweifellos auch an andere Armeekorps, erging unter dem 30. September 1912 der Mobilmachungsbefehl dahingehend, daß die Verkündigung der Mobilmachung auch die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland sei!

Die Balkanstaaten hatten mobilgemacht, Rußland stand zum Kampf auf...

Das russische Heer wurde wesentlich verstärkt; fast an der gesamten deutschen Grenze setzten Probemobilmachungen ein, die man nicht, wie ehemals, zuvor in Berlin mitteilte.

Daß der Krieg nicht schon damals entbrannte, lag wohl nur daran, daß in Rußland doch der große einheitliche Wille noch fehlte; zudem fürchtete man wohl auch, daß die befreundeten Balkanvölker noch nicht stark genug wären, einen möglicherweise langen Krieg auszuhalten.

Man erinnert sich daran, daß die Großmächte den ersten Balkankrieg verboten. In Erinnerung ist auch noch die Antwort des Königs der Schwarzen Berge, der bedauerte, diesem Verbot leider nicht nachkommen zu können, da er gerade am Tage zuvor den Krieg erklärt habe.

Da konnten die Großmächte allerdings wenig machen.

★

Vielleicht waren es die Erfolge der Balkanstaaten, vielleicht auch der Fortgang einer unvermeidlichen Entwicklung: noch im gleichen Herbst nahm Frankreich eine Stimmungsänderung vor. Am 7. November berichtete der russische Botschafter in Paris über den Eindruck, den er am Quai d'Orsay gewonnen habe:

„Während bisher Frankreich uns erklärt hatte, daß lokale, gewissermaßen ausschließlich den Balkan betreffende Ereignisse

seinerseits nur diplomatische Maßnahmen und keinesfalls eine aktive Intervention veranlassen könnten, scheint es jetzt anzuerkennen, daß ein Gebietserwerb Österreichs das allgemeine europäische Gleichgewicht und damit die eigenen Interessen Frankreichs gefährden würde.“

Ist es nicht wie in den Tagen vor dem Ausbruch des großen Krieges?

Schon nach wenigen Tagen teilt der französische Botschafter in Petersburg Sasonow mit, daß die Stellungnahme Frankreichs von der Haltung Rußlands abhängt, falls Österreich gegen Serbien vorgehen werde.

Glaubt man sich nicht auch vollends in die letzten Tage vor dem großen Weltkrieg versetzt zu sehen, wenn man die Erklärung Poincarés vom 17. November 1912 liest, die er an Iswolski abgab:

„In einer Frage, in der Rußland der Hauptinteressent ist, kommt es Rußland zu, die Initiative zu ergreifen. Die Rolle Frankreichs besteht darin, ihm den wirksamsten Beistand zu leisten. Schließlich kommt das alles darauf hinaus zu sagen, daß, wenn Rußland den Krieg macht, ihn auch Frankreich machen wird.“

Man unterließ es auch nicht, Italien zu informieren:

„Wenn der österreichisch-serbische Konflikt zum allgemeinen Kriege führen sollte, kann Rußland völlig auf den bewaffneten Beistand Frankreichs zählen.“

*

Der Ring um Berlin begann sich zu schließen.

Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß in diesen Tagen auch der berühmte Briefwechsel zwischen Grey und Cambon stattfand, der die bekannten Besprechungen zwischen den französischen und englischen Generalstäben und Admiralstäben, die fast ohne Unterbrechung seit dem Jahre 1906 stattgefunden hatten, abschloß.

Man erinnere sich daran, daß am 7. August 1918 Lloyd George im englischen Parlament diese Abmachungen als eine Ehrenverpflichtung bezeichnete.

In diesem Zusammenhang ist es auch nicht uninteressant, aus dem Tagebuche des englischen Generalstabschefs Sir Henry Wilson zu erfahren, daß er in den Jahren vor dem großen Kriege als Chef der englischen Kriegsakademie das spätere Kampfgebiet in Nordfrankreich siebenzehnmal mit dem Fahrrad durchfahren habe.

In Berlin wußte man, wohin das Spiel trieb. In der Wilhelmstraße liegt ein Aktenstück, aus dem hervorgeht, daß der französische Ministerpräsident damals außerordentlich offen zu seinen Ministerkollegen gesprochen hat. Es heißt in diesem Bericht, daß es nach Poincarés Ansicht unbedingt notwendig sei, in dem Augenblick, wo ein kriegerischer Konflikt unvermeidlich werde, mit einem überraschenden Vorstoß über die französischen Grenzen den französischen Waffen einen Vorsprung und den für das französische Temperament so wichtigen ersten moralischen Erfolg zu sichern! Zu diesem Zweck müsse man sich des Zeitgewinns halber kühn über konstitutionelle Bedenken hinwegsetzen und das Parlament, ohne es über eine Kriegserklärung zu befragen, vor ein fait accompli stellen!

Berlin blieb nicht ruhig. Es arbeitete mit aller Gewalt daran, sich und Europa den Frieden zu sichern.

Auf der Hofjagd in Springe bei Hannover am 22. November 1912 sprach der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand auf den Deutschen Kaiser ein. Er wollte seinen Gastgeber davon überzeugen, daß es endlich an der Zeit sei, gegen Serbien vorzugehen.

Der Kaiser bestritt das nicht. Er wies jedoch auf Rußland hin. Jeder Schritt müsse unterlassen werden, der einen Bruch mit Rußland zur Folge haben könnte. Der Erzherzog-Thronfolger mußte sich bescheiden.

Der Kaiser wollte keinen Krieg.

Hatte er nicht schon am 7., 9. und am 11. November an das Auswärtige Amt geschrieben:

„Aus der Haltung der österreichischen Presse scheint mir hervorzugehen, daß Österreich sich ernstlich dem Versuch Serbiens widersetzen will, sich an der adriatischen Küste festzusetzen. Serbien will auch ans Meer wie seine Nachbarn und wie schließlich alle sich erweiternden Binnenlandstaaten. Ich sehe absolut gar keine Gefahr für Österreichs Existenz oder gar Prestige in einem serbischen Hafen an der Adria.“

Habe mit Reichskanzler eingehend gesprochen und bestimmt erklärt, daß wegen Albanien und Durazzo ich unter keinen Umständen gegen Paris und Moskau marschieren werde.“

Auf jener Hofjagd in Springe sprach der Erzherzog-Thronfolger auch mit dem deutschen Generalstabschef, General von Moltke,

über all diese Fragen. Moltke gab ihm sehr deutlich folgende Antwort:

„Wenn Österreich den Krieg vermeiden will, so muß es erstens den Kabinetten klar mitteilen, welche Forderungen es an Serbien stellt, und wenn die sehr minimalen Wünsche Österreichs bekanntgegeben würden, so wird Österreich sicher die Sympathien der Mächte gewinnen.“

In Berlin war damals Baron Beyens belgischer Gesandter, ein Mann, der nicht gerade als so deutschfreundlich bezeichnet werden kann wie sein bekannter Vorgänger, der Baron Greindl. Man weiß aber, daß Beyens oft bemüht war, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Er meldet am letzten Novembertag an seine Regierung:

„Es besteht kein Zweifel, daß der Kaiser, der Kanzler und der Staatssekretär des Äußeren leidenschaftliche Anhänger des Friedens sind.“

Und mit Recht weist man in diesem Zusammenhang darauf hin, daß am 27. November der französische Gesandte in Belgrad nach Paris berichtete, daß man offiziös erfahren habe, daß die deutsche Regierung sich bemühe, ein Kompromiß zwischen der intransigenten Haltung Serbiens und Österreichs ausfindig zu machen.

Aber da ist noch ein anderes Wort, das geeignet ist, wie kein anderes, Deutschlands Anstrengungen in jenen Tagen, den Frieden zu retten, zu beweisen.

Es war am 6. Juli 1922. Da sagte ein Mann in der französischen Kammer, als man über all diese Dinge sprach:

„Es steht außer Zweifel, daß während des ganzen Jahres 1912 Deutschland aufrichtige Anstrengungen gemacht hat, um sich mit uns im allgemeinen Interesse Europas und zur Erhaltung des Friedens zu vereinigen.“

Das war Poincaré.

Und nur ein Mann wie Raymond Poincaré konnte es fertig bekommen, seine Zuhörer hinwegzutäuschen über die Wahrheit mit dem Nachsatz: „... es war noch nicht bereit.“

Hatte er nicht zwei Sekunden zuvor davon gesprochen, daß Deutschland aufrichtige Anstrengungen gemacht hatte, im allgemeinen Interesse Europas den Frieden zu erhalten?

*

Der erste Balkankrieg war zu Ende.

Sein Ergebnis?

In Paris verkündete es der royalistische Graf de Mun in öffentlicher Rede: die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen stehe bevor!

Es gab also wirklich Leute in Paris, die unter diesem Gesichtspunkt die Vorgänge auf dem Balkan betrachteten. Und ihre Zahl war nicht gering.

Ja, mit wahren Erschrecken muß man sehen, wie die offizielle Politik Frankreichs in Petersburg damals nur ganz und gar von dem Wunsche, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, beseelt ist.

In der Tat, die Mittelmächte waren durch die Niederlage der Türkei im ersten Balkankrieg weit, weit zurückgedrängt worden. Mit Frohlocken stellte man in Paris fest, daß das türkische Artilleriematerial, das doch deutschen Ursprungs sei, den feindlichen Geschützen, die zum großen Teil Schneider geliefert hatte, nicht standgehalten hatte.

Die Niederlage von 1909, die Aehrenthal Rußland zugefügt hatte, war ausgewetzt. Niemand unter den maßgebenden Leuten in Petersburg hatte diese Niederlage je vergessen. Auch nicht der russische Botschafter in London, der so kluge Graf Benckendorff. Er schrieb am 24. November 1912:

„Wenn ich mich nicht irre, so will mir scheinen, daß die öffentliche Meinung in Rußland sich vor allem von dem Gedanken einer Revanche für 1909 leiten läßt; ich selbst hege dieses Gefühl zu sehr, als daß es mir erlaubt wäre, ein derartiges Gefühl in Rußland abfällig zu beurteilen. Aber es scheint mir auch, daß wir diese Revanche schon in weitgehendem Maße erreicht haben.“

Man wußte sich nicht anders zu helfen, die Ruhe in Europa wieder einigermaßen herzustellen, als daß man gleich zwei Konferenzen auf einmal nach London einberief. Die Kriegsteilnehmer traten zusammen, und die Großmächte traten zusammen. Beide runde Tische hatten ungefähr das gleiche Bild: Uneinigkeit, Arroganz, Neid, Haß, versteckte Wünsche . . .

Die Balkanheere standen unterdes unter Waffenruhe.

Da besann man sich in Petersburg.

Zar Nikolaus trieb plötzlich offensichtlich Friedenspolitik. Der russische Kriegsminister erklärte, eine Auslandsreise machen

zu wollen, und der russische Generalstab gab seiner Meinung Ausdruck, daß die österreichischen Truppenansammlungen an der russischen Grenze nur Verteidigungsmaßnahmen seien, die aber durchaus unnötig wären. Ein Angriff der Donaumonarchie auf Serbien sei höchst unwahrscheinlich. Aber geschehe er, so werde selbst dann Rußland nicht zum Schwert greifen!

Nun, mehr konnte das offizielle Rußland damals für den Frieden nicht tun. Wenigstens schien das so.

In Paris war man ratlos; Poincaré und alle Minister waren höchst erstaunt.

Man war vom kriegerischen Charakter der österreichischen Vorbereitungen durchaus überzeugt und befürchtete eine Überumpelung Rußlands, die ein militärisches Vorgehen Deutschlands gegen Frankreich erleichtern würde....

Das war die Meinung Iswolskis.

Am 18. Dezember 1912 meldet er an Sasonow:

„Während noch vor kurzem die französische Regierung und Presse geneigt waren, uns der Aufhetzung Serbiens zu beschuldigen, und die dominierende Note lautete: ‚Frankreich will nicht für einen serbischen Hafen Krieg führen‘, betrachtet man jetzt mit Erstaunen und unverhüllter Besorgnis unsere Gleichgültigkeit gegenüber der Tatsache der österreichischen ‚Mobilmachung‘.“

Dieser Meldung fügte er einen Satz bei, daß die Mobilmachung der französischen Armeen an der deutschen Grenze geprüft seien und daß das Kriegsmaterial bereit läge...

Iswolski und Sasonow waren zu sehr aufeinander eingearbeitet, daß nicht diese Pariser Berichte Iswolskis ihre Wirkung in Petersburg getan hätten. Die Äußerungen des russischen Generalstabes, die wir soeben lasen, wurden schnell abgeschwächt, ja, Rußland drohte plötzlich mit Heeresverstärkung, wenn Österreich nicht unverzüglich seine Truppen verringere. Man sprach in Petersburg sogar offiziell von österreichischen Mobilmachungsmaßnahmen.

Diese Sprache war zweifellos russischer als die Friedenssprache des Zaren vor wenigen Wochen.

Um die wahre Linie der russischen Politik jener Zeit zu zeigen, seien hier zwei Äußerungen der offiziellen russischen Politik aus diesen für die weitere Entwicklung in Europa so wichtigen Tagen wiedergegeben.

Es steht fest, daß am 13. November 1912 in Bukarest eine Besprechung zwischen dem französischen, dem russischen und dem serbischen Gesandten stattfand. Man sprach wieder einmal über die Möglichkeit, Serbien einen Ausgang zur Adria zu verschaffen. Die beiden Großen rieten dem Kleinen zur Geduld. Es sei besser, „daß Serbien, das mindestens zweimal so groß würde, als es bisher war, sich kräftige und sammle, um möglichst vorbereitet die gewichtigen Ereignisse abzuwarten, die unter den Großmächten eintreten müßten!“

Die beiden fremden Gesandten sprachen das gewiß nicht so in einer Augenblicksstimmung. Ihre Ausführungen waren bedingt durch die große Linie der Politik Petersburg-Paris. Denn am 27. Dezember sagte Sasonow zu dem serbischen Gesandten in Petersburg, „er habe nach den großen Erfolgen Serbiens Vertrauen zur Kraft Serbiens und glaube, daß es Österreich erschüttern werde; deshalb solle Serbien sich jetzt mit dem begnügen, was es bekommen werde, und dies nur als eine Etappe betrachten, denn die Zukunft gehöre Serbien.“

★

In den Tagen, die in der Mitte des Januar 1913 lagen, war Paris in ganz großer Spannung. Frankreichs neuer Präsident sollte gewählt werden.

Alle Welt wußte, was das bedeutete.

Niemand wußte das aber so gut wie Iswolski. Seine Tage waren von quälender Unruhe erfüllt, noch mehr aber seine Nächte.

Würde Raymond Poincaré siegen?

Seine Niederlage wäre, wie Iswolski sagte, für Rußland eine Katastrophe und der Beginn einer neuen Ära von Combismus.

Poincarés Niederlage war der Frieden Europas.

Sein Sieg war der Krieg. Das wurde schon damals unumwunden in Paris gesagt. Man lese es bei Gustave Dupin nach.

Am 17. Januar 1913 wurde Poincaré zum Präsidenten der französischen Republik gewählt, am 18. Februar zog er ins Elysée ein, am 19. Februar beschloß er, Georges Louis, Frankreichs Botschafter in Petersburg, von dem ja alle Welt weiß, daß er jede Kraft daran setzte, Europa vor dem furchtbaren Brand zu bewahren, abzu-berufen. Schon im nächsten Monat wurde Georges Louis durch Delcassé abgelöst.

Das schlug „wie eine Bombe ein“. Wenigstens gebrauchte der belgische Gesandte in Paris diesen Ausdruck.

Aber Iswolski konnte nun wieder ruhiger schlafen.

Der neue Präsident gab ihm die Versicherung, daß die Behandlung der auswärtigen Fragen auch in Zukunft direkt von ihm beeinflußt werden könne, und daß es für die französische Regierung von der größten Wichtigkeit sei, die öffentliche Meinung im voraus auf die Beteiligung an dem Krieg vorzubereiten, der wegen der Balkanfrage entstehen könne. So kann man es im „Livre noir“ nachlesen.

O ja, Iswolski hatte nun wieder Ruhe.

Er konnte sich darauf verlassen, daß Männer wie Caillaux, Cruppi, Monnis in den nächsten sieben Jahren nicht an der Spitze der französischen Regierung oder der politischen Leitung erscheinen würden. Das neue Kabinett Frankreichs machte Iswolski keinerlei Sorge, auch nicht der Außenminister Jonnart. Das war ein Kabinett nach dem Herzen Iswolskis. Er war fest überzeugt, daß dieses Kabinett ganz gewiß seine Bündnispflichten gegen Rußland erfüllen würde, ja, daß es auch „mit vollem Bewußtsein und aller notwendigen Kaltblütigkeit zugebe, daß das schließliche Ergebnis der gegenwärtigen Verwicklungen vielleicht die Notwendigkeit der Teilnahme Frankreichs an einem allgemeinen Kriege sei!“

★

Stand die Welt auf dem Kopf?

Waren es bisher nicht immer die Russen gewesen, die alles daran setzten wollten, die Meerengen zu erringen?

Über Nacht träumte jetzt ganz Bulgarien davon, in Konstantinopel einzuziehen, in Konstantinopel, das man bereits überall, wo man bulgarisch sprach, Zarigrad nannte.

In Petersburg wurde man wieder nervös.

„Ich werde nur zwei Tage in Konstantinopel bleiben, um den heißen Wunsch meines Heeres und meines Volkes wenigstens etwas befriedigen zu können...“, sagte Zar Ferdinand von Bulgarien.

In Petersburg glaubte man ihm das nicht. Sasonow ließ den bulgarischen Gesandten wissen, er brauche ihn in dieser Sache gar nicht zu besuchen, da die bulgarische Regierung ja hinterher doch tue, was ihr gerade passe.

Inzwischen bemühte man sich auf den Londoner Konferenzen immer noch, gelangweilt und vergeblich, eine Lösung zu finden. Die Quadratur des Zirkels zu finden, wäre nicht schwerer gewesen. Es gab Kräfte auf der Konferenz, denen an einer Einigung überhaupt nichts lag.

Über die Haltung Frankreichs in London berichtet der russische Vertreter Benckendorff am 25. Februar. Dieser Bericht ist so interessant, daß er wenigstens zum Teil hier wiedergegeben sei. Es heißt da:

„Während man sich darüber einig war, daß die Unterstützung Englands rein diplomatischer Art sein würde, jedoch ohne Präjudiz für die schließlichen Folgen, war von Frankreich keinerlei Vorbehalt dieser Art gemacht worden. Das war so wenig der Fall, man darf sich darüber nicht täuschen, daß so groß auch die kluge, obwohl niemals rätselhafte Mäßigung Cambons in den Sitzungen war, er sich in Wirklichkeit mehr nach mir als nach seinen eigenen Eingebungen gerichtet hat; im Gegenteil, wenn ich alle seine Unterredungen mit mir, die gewechselten Worte überdenke und dazu die Haltung Poincarés in Betracht ziehe, so kommt mir der Gedanke, der einer Überzeugung ähnlich ist, daß von allen Mächten Frankreich allein den Krieg, um nicht zu sagen wünscht, doch ohne großes Bedauern sehen würde! Jedenfalls hat mir nichts angezeigt, daß es aktiv zur Arbeit im Sinne eines Kompromisses beiträgt. Nun, das Kompromiß ist der Friede, jenseits des Kompromisses liegt der Krieg...“

Es gibt viel Äußerungen des klugen und scharf beobachtenden russischen Botschafters aus den letzten zwei Jahren vor dem Kriege. Aber wenig ist so wertvoll wie diese seine Betrachtungen über die Haltung Frankreichs auf der Londoner Konferenz. Er sagte weiter:

„Die Lage, so wie ich sie beobachten konnte, scheint mir zu sein, daß alle Mächte in der Tat für den Frieden arbeiten. Aber von allen ist es Frankreich, das den Krieg mit dem größten Gleichmut hinnehmen würde.“

Frankreich führte damals die dreijährige Dienstzeit ein.

In Petersburg verhandelte Delcassé mit Sasonow über den Bau strategisch wichtiger Eisenbahnlinien an die deutsche Grenze heran. Noch im Oktober 1914, damals, als die französische Re-

gierung unter Führung Poincarés sich nach Bordeaux geflüchtet hatte, berief sich Delcassé, der wieder das französische Außenministerium leitete, auf diese Besprechungen in Petersburg.

In London kam man kaum noch vorwärts.

Da griff Ferdinand von Bulgarien ein. Am 28. Januar kündigte er den Waffenstillstand mit der Türkei. Am nächsten Tage sprach in Berlin der deutsche Reichskanzler von Bethmann Hollweg mit dem französischen Botschafter Jules Cambon über die Dinge. Man kann nicht sagen, daß der deutsche Reichskanzler, den man so gern einen Philosophen nennt, voll besonderer Hoffnung in die Zukunft blickte. Dies waren seine Worte:

„Wenn der Krieg in Europa ausbräche, würde es ein entsetzliches Unglück für die ganze Welt sein mit Ausnahme von Japan und den Vereinigten Staaten, und die Nachwelt würde uns alle als Narren ansehen, wenn es uns nicht gelänge, ihn zu vermeiden.“

Berlin wollte auf jeden Fall den Krieg verhindern. London unter der Führung von Sir Edward Grey stand ihm in diesem Bestreben zur Seite.

In Wien gab es zweifellos Kreise, denen eine kriegerische Lösung nicht ganz unerwünscht gewesen wäre, wenn sich auch der österreichische Thronfolger jetzt sehr deutlich gegen einen Krieg mit Serbien aussprach. Hatte er nicht recht, das Österreich im besten Falle nur unzuverlässige Untertanen und einen Haufen Pflaumenbäume gewinnen würde?

Schließlich raffte sich Wien auf und schickte den Prinzen Gottfried zu Hohenlohe nach Petersburg, damit er den Draht zwischen den beiden Hauptstädten wieder einigermaßen zusammenknüpfe.

„Ich möchte glauben, daß Ihr die allmähliche Rückgängigmachung der getroffenen Maßnahmen unbedenklich ins Auge fassen könntet, natürlich unter der Voraussetzung, daß Rußland dasselbe tut. Das würde aber nach meinen Nachrichten zweifellos auch eintreten. Vielleicht hat die Mission von Hohenlohe in dieser Hinsicht schon die Wege geebnet. Ich würde es sehr begrüßen. Österreich-Ungarn würde dadurch der Welt beweisen, daß es nicht nervös ist, und dadurch die Sympathie aller auf seine Seite ziehen,“ schrieb Kaiser Wilhelm am 20. Februar 1913 an den Erzherzog Franz Ferdinand, der damals mehr denn je sein

europäisches Programm propagierte: Dreikaiserbündnis mit Anschluß Englands.

Der deutsche Botschafter in Wien, von Tschirschky, hatte gewiß keinen leichten Stand. Er berichtete nach Berlin:

„Ich benütze jede Gelegenheit, die sich mir bietet, und ich sehe fast täglich maßgebende Leute, um ihnen die Vorteile einer friedlichen Politik vor Augen zu führen. Ich variiere dabei das Thema, daß die Idee der famosen ‚Abrechnung‘ mit Serbien lediglich ein Ausdruck unbestimmter Gefühle sei, daß man aber auf solche Gefühle eine gesunde Politik nicht gründen könne.“

Es gab wirklich Leute in Wien, die es dem deutschen Botschafter nicht leicht machten. Auch der österreichische Generalstabschef, Freiherr von Conrad, hätte wohl ganz gern eine „Abrechnung mit Serbien“ gesehen. Konnte er sich nicht errechnen, was dann notgedrungen eintreten mußte? Kannte er die Vorgänge in Petersburg, in Paris nicht? Fast kommt man zu der Meinung, daß er von all dem wenig wußte. Er klagt über das „retardierende Moment, das von Berlin ausgeht“, ja, er schreibt im März 1913: „Nicht nur der Kaiser, auch der Brief von General von Moltke erweckt das Gefühl, daß man der abwartende, der defensive Teil bleiben will.“

Und er apostrophiert sogar den Thronfolger sehr deutlich: „Seine Kaiserliche Hoheit möge sich nicht so sehr vom Deutschen Kaiser beeinflussen lassen...“

★

Am 16. April 1913 wurde auf dem Balkan plötzlich ein Waffenstillstand geschlossen.

Man war kriegsmüde. Adrianopel und Janina waren den Verbündeten in die Hände gefallen. Aber die Bulgaren waren nicht in Konstantinopel eingezogen.

Und nun folgt jene denkwürdige Episode, in der Nikita, jener obskure Fürst der Schwarzen Berge, Europa und seinen Großmächten zum Trotz, auf eigene Faust den Krieg fortsetzte.

Die Belagerung Skutaris begann.

Ganz Europa war empört. Hatte die Botschafterkonferenz diese Stadt nicht Albanien zugesprochen?

War Nikita irrsinnig geworden?

Mit nichten.

In Berlin war man konsterniert. In London sprach Sir Edward Grey von einer verbrecherischen Torheit und forderte eine internationale Flottendemonstration, dem wahnsinnigen Gemetzel ein Ende zu machen. Sasonow war empört über diesen „Fürsten der Hammeldiebe, der Europa in Brand stecken wollte, um seine Eier an diesem Feuer zu kochen“.

Aber meinte Sasonow es wirklich so? Fanden nicht schon in jenen Tagen in Petersburg öffentliche Kundgebungen für Nikita und seinen Schwiegersohn, den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, statt?

Frankreich verhielt sich passiv. Es sah, was in Petersburg vor sich ging.

Nun gut, drohte man in London, dann werde auch England keine Schiffe schicken, aber auch die Botschafterkonferenz nicht mehr besuchen. Das half.

Und was wurde daraus?

Fünf europäische Großmächte demonstrierten vor den Dringmündungen mit ihren Kriegsschiffen gegen Nikita.

Der ließ sich aber nicht weiter stören, und am 22. April mußte Skutari die weiße Flagge hissen.

Rußlands öffentliche Meinung hatte gesiegt. Österreich war gedemütigt. Seine Truppenmacht stand schlagfertig im Südosten des Reiches. Es waren ihm aber durch die internationale Flottendemonstration geschickt die Hände gebunden worden.

Ungeheurer Jubel herrschte in Petersburg, und in Paris freute man sich herzlich.

Auf der Botschafterkonferenz wurde man aber jetzt doch etwas munterer. Man forderte offiziell von Nikita die Übergabe von Skutari an die Flottenkommandanten.

Niemand lachte mehr als Nikita.

Er glaubte, daß er sich auf Rußland verlassen könne. „Niemand würde er Skutari herausgeben.“ Das war seine Antwort.

Jetzt machte Österreich Ernst. Berlin trat an seine Seite. Wider Erwarten mußte Nikita plötzlich erkennen, daß seine heimlichen Helfer ihn diesmal noch in Stich ließen. Ihre Vorbereitungen zum großen Krieg waren noch nicht beendet.

Am 4. Mai mußte er Skutari an die „gesamten Mächte“ übergeben.

Warum waren Petersburg und Paris ihrem Freund nicht im letzten Augenblick beigeflogen?

Hat Boghitschewitsch recht, wenn er einer kompetenten Persönlichkeit die Worte in den Mund legt, daß die Vermeidung des Krieges um Skutari unter anderem auch „auf den Wunsch zurückzuführen war, den Balkanverbündeten Gelegenheit zur Erholung, Sammlung und Vorbereitung für Eventualitäten zu gewähren, die in einer nicht fernen Zukunft eintreten könnten“?

Jedenfalls mußte Boghitschewitsch, einer der befähigsten serbischen Diplomaten jener Zeit, recht viel von den Dingen, die damals hinter den Kulissen geschahen.

Mit Zarigrad war es nichts.

Nein, die Bulgaren erhielten die Meerengen nicht; auch das Marmarameer blieb ihnen verschlossen. Der Friede kam, ohne daß der großbulgarische Traum sich erfüllt hätte.

★

Nun war auch der zweite Balkankrieg zu Ende.

Der Dritte kam.

Wohl war die Türkei zerschlagen. Aber weder Serbien noch Rumänien waren zufrieden. Sie fühlten sich durch Bulgarien benachteiligt.

Schon im Frühjahr hatte Zar Ferdinand die große Gefahr erkannt, die ihm und seinem Lande von diesen Gegnern drohte. Er rief den Zaren in Petersburg als Schiedsrichter an.

Rußland wollte auf jeden Fall einen neuen Zusammenstoß vermeiden, der jetzt nur die slawischen Völker des Balkans schwächen konnte. Auf Serbien wurde ein starker Druck ausgeübt. Es solle jetzt vernünftig sein. Wieder vertröstet Sasonow die Serben auf die Zukunft. Einst wird alles besser werden. Es solle jetzt seine Kräfte schonen. Am 6. Mai schreibt Sasonow an den Gesandten Hartwig:

„Serbien hat das erste Stadium seines historischen Weges durchlaufen. Zur Erreichung seines Zieles muß es noch einen furchtbaren Kampf aushalten, bei dem seine ganze Existenz in Frage gestellt ist.“

Dann heißt es weiter:

„Serbiens verheißenes Land liegt im Gebiet des heutigen Österreich-Ungarns und nicht dort, wohin es jetzt strebt, und wo auf seinem Wege die Bulgaren stehen. Unter diesen Umständen ist

es ein Lebensinteresse Serbiens, einerseits die Bundesgenossenschaft mit Bulgarien zu erhalten und andererseits sich in zäher und geduldiger Arbeit in den erforderlichen Grad der Bereitschaft für den in der Zukunft unausweichlichen Kampf zu versetzen. Die Zeit arbeitet für Serbien und zum Verderben seiner Feinde, die schon deutliche Zeichen der Zersetzung aufweisen.“

Und kaum acht Tage später, da läuft durch den Draht von Petersburg nach Belgrad die Meldung des serbischen Gesandten:

„Wiederum sagte mir Sasonow, daß wir für künftige Zeiten arbeiten müssen, da wir viel Land von Österreich-Ungarn bekommen werden. Ich entgegnete ihm, daß wir Monastir (Bitolia) gerne den Bulgaren geben werden, wenn wir Bosnien und andere Länder Österreichs bekommen.“

Man war aber doch wieder sehr unruhig in Petersburg geworden. Die russischen Militärsachverständigen hielten einen bulgarischen Sieg im kommenden Kampf für durchaus möglich. Das wäre aber eine Katastrophe für den Panslawismus, sagte Hartwig.

Der Zar ergriff wieder die Initiative. Er lud die beteiligten Ministerpräsidenten zu sich. Kaum einem von ihnen paßte diese Einladung. Man suchte sich wie im biblischen Gleichnis mit vielerlei Ausreden zu entschuldigen.

Der kluge Ferdinand berief den ausgesprochenen Russenfreund Danew an die Spitze seines Ministeriums. Auch das half nichts. Rußlands Zar bestand auf seiner Einladung.

Schließlich war Danew zur Reise bereit. Auch Paschitsch.

Da setzte jedoch hinter Danews Rücken in Sofia wieder irgend ein stiller Mitspieler mit einem leisen, aber verwirrenden Tremolo ein. Die Reise mußte verschoben werden.

Wer war der heimliche Spieler? Ferdinand?

★

In diese Situation, in der sich kaum einer noch zurecht fand, fuhr plötzlich wie der Blitz eine Fanfarennachricht: Bulgarien griff an!

Mit großem Elan. Aber mit halber Kraft. Und wurde sehr schnell geschlagen.

Die Türken besetzten Adrianopel. Zwölf Tage nach dem Angriff überschritten die Rumänen schon die bulgarische Grenze. Marschrichtung war Sofia.

Rußland dachte nicht daran, seinem bulgarischen „Freund“ zu helfen. Trotz des Vertrages aus dem Jahre 1909.

War das Ende Bulgariens gekommen? War das das Ende des unheimlich zähen, nimmermüden Herrschers, der es immer wieder verstanden hatte, aus brausenden Wogen sein Land und seinen Thron zu retten?

Ganz Europa blickte nach Sofia. Mit Schadenfreude, mit Haß, aber auch mit aufrichtigem Mitleid um all die Arbeit und Mühe um ein Land und um ein Volk, die da vernichtet werden sollten.

Zar Ferdinand tat das Klügste, was er tun konnte: er bat Österreich und Rußland um Vermittlung und erklärte, die Feindseligkeiten einstellen zu wollen.

Schon am 30. Juli hatte er den Waffenstillstand.

Es kamen die Friedensverhandlungen.

Und nur der neuen Freundschaft zwischen Österreich und Rußland, die hier plötzlich auftauchte, und dem Zusammengehen von Paris und Berlin war es zu verdanken, daß endlich Ruhe wurde.

Letzten Endes ließ aber auch diesmal Rußland wieder Bulgarien im Stich.

Bulgarien mußte den größten Teil seiner Eroberungen herausgeben. Am Ägäischen Meer blieb ihm nur ein schmaler Streifen; selbst Kawalla wurde ihm nicht als Hafen gewährt.

Das war der Schluß der Balkankriege....

Das Vorspiel war beendet.

Die große Tragödie Europas konnte beginnen ...

★

Wenn Graf Witte in seinen Erinnerungen behauptet, daß Ährenthal in den Annektionstagen im Dezember 1909 den Fürsten Ferdinand von Bulgarien zum Zaren gemacht habe, so ist diese Behauptung doch sehr schwer zu beweisen. Hatte doch Ferdinand nicht selbst jahrelang zuvor angekündigt, daß er den Zeitpunkt seiner Erhebung zum Zaren allein und selbständig bestimmen werde?

Es gibt in dem gewiß nicht leichten Leben Ferdinands zweifellos eine Menge Dinge, die auch er heute sicherlich vergessen möchte.

Niemals aber wird er es den Russen vergessen, daß sie ihn im Jahre 1913 im letzten Augenblick wieder im Stich ließen.

Großfürst Andrej Wladimirowitsch erzählt in seinem Tagebuch, daß Ferdinand von Bulgarien zu des Großfürsten Mutter, der Her-

zogin Maria Pawlowna zu Mecklenburg, damals in einem Gespräch, als er sich so bitter über Rußland beklagte, äußerte: „Meine Rache wird furchtbar sein“....

Und der Großfürst fügt hinzu: „Alles ist persönliche Politik Ferdinands, eine Politik der Rache des kleinen Abenteurers.“

*

Der Paria Europas, so hat sich dieser seltsame Mann einmal voller Bitterkeit genannt.

Er hat nicht ganz unrecht mit dieser Bezeichnung gehabt. Jeder glaubte, an ihm sich ärgern zu können. Kaum, daß er Freunde in der Politik gehabt hätte. Niemand hat es so schwer gehabt wie er, seinen Thron und sein Land durch alle Stürme hindurchzubringen.

Und man glaubt es ihm, daß er schließlich glücklich war, mit einem großen Teil seiner Feinde und seiner Freunde, die ihn immer dann im Stich ließen, wenn er sie am notwendigsten brauchte, einmal abrechnen zu können!

Treffend schreibt Paléologue in seinen Erinnerungen am 29. Juni 1915 über ihn:

„Die Katzenmusik der balkanischen Verhandlungen geht weiter. Unmöglich, die nebenbuhlerischen und sich durchkreuzenden Ansprüche Serbiens, Rumäniens, Griechenlands und Bulgariens zur Übereinstimmung zu bringen! Um das Problem noch unlöslicher zu gestalten, beraubt uns der allgemeine Rückzug der russischen Armeen in Nisch, in Bukarest, in Athen, in Sofia, besonders in Sofia, jedes Vertrauens, jedes Ansehens.

Ich sehe, als stünden sie vor mir, den rachsüchtigen Jubel, das freudige und höhnische Grinsen, mit dem Zar Ferdinand jeden Morgen auf der Landkarte das Zurückweichen der Russen feststellt.

Wie oft machte er einst in meiner Gegenwart seinem Haß gegen Rußland Luft! Seit dem zweiten Balkankrieg hat sich dieser Haß in krankhaften Verfolgungswahnsinn verwandelt, denn seine Schlußkatastrophe im Jahre 1913 schreibt er hauptsächlich der russischen Politik zu...“

So weit Paléologue.

*

Man weiß, daß Nisch, das Niassa der Alten, zu jenen Städten gehört, die europäische Geschichte gesehen haben, fast soviel wie Paris und die Städte am Rhein.

Konstantin der Große wurde in Niassa geboren. Es hat sich bis heute etwas hierauf zugute getan. Aber die Behauptung, daß man gerade deswegen diese Stadt zum Ort der Zusammenkunft zwischen dem Zaren Ferdinand von Bulgarien und dem Deutschen Kaiser, die am 18. Januar 1916 stattfand, gewählt hat, diese Behauptung, die Paléologue in seinen Betrachtungen aufstellt, ist zweifellos unerwiesen.

Es ist aber so, daß Kaiser Wilhelm am Krönungstage des schweren Jahres 1916 Gast des bulgarischen Zaren in Nisch war.

Der bulgarische Zar empfing Deutschlands Kaiser, von dem erzählt wird, daß er seinen Gastgeber stets nur ganz offiziell „Königliche Hoheit“ anredete, jenen Gastgeber, dem der Papst einmal mit einer Handbewegung die Tür gewiesen hatte.

Es ist gewiß nicht schön, wenn man von zuviel Leuten abstammt. Ferdinand von Bulgarien wurde in ganz Europa als Deutscher angesehen. Er stammt jedoch, ein Enkel Ludwig Philipps, in direkter Linie vom heiligen Ludwig ab, von Heinrich IV. von Frankreich und von Ludwig XIV.

Solch eine Abstammung mag sich ja ganz nett machen bei einem Nachmittagstee, dann, wenn man gerade zufällig auf die Familiengeschichte zu sprechen kommt.

Beschwerlich aber kann sie werden, wenn der Deutsche Kaiser ausgerechnet am 18. Januar bei dem also mit Abstammung Gesegneten zur Galatafel erscheint. Dem vielgewandten Ferdinand von Bulgarien machte das jedoch keine Schwierigkeiten.

Wer wußte besser Bescheid in der europäischen Geschichte als er, der Vielgeschmähte, der Vielgewandte, er, den einst König Eduard als ‚l'homme le plus fin en Europe‘ bezeichnete, als er ihm damals in Marienbad Lord Haldane vorstellte.

Man kann nicht sagen, daß die offizielle Begrüßungsansprache, die der Zar Ferdinand an jenem 18. Januar 1916 bei der Tafel hielt, Ungeschicklichkeiten hatte. O nein! Klippen zu umgehen hatte der vielbeschimpfte Fürst in der langen Zeit seiner gewiß nicht leichten Regierungszeit zur Genüge geübt.

„Majestät!“, so begrüßte er Kaiser Wilhelm bei der Tafel, „Der heutige Tag ist von hoher geschichtlicher Bedeutung. Vor zweihundertfünfzehn Jahren hat sich Ihr greiser Ahnherr Friedrich I. die preußische Königskrone mit machtvoller Hand

aufs Haupt gesetzt. Am 18. Januar 1871 wurde unter dem Großvater Euerer Majestät das neue Deutsche Kaiserreich geschaffen. Wilhelm der Große hat in Versailles kaiserlich-deutschen Ruhm aufs neue zur Geltung gebracht. Heute, am 18. Januar 1916, durchziehet sein ruhmreicher Enkel, dessen feste Entschlossenheit alle Hindernisse überwunden hat, den nordwestlichen Teil der einst von den Serben bewohnten Balkanhalbinsel und kommt mit Siegerschritten in das Castrum romanorum von Niassa!“

Also begann dieser Trinkspruch, der, wie selten wohl ein Trinkspruch, auf die Gedankengänge dessen eingestellt war, der ihn hören sollte.

Und fulminant schloß der Spruch auf den kaiserlichen Gast:
„Ava Imperator! Imperator, Caesar et Rex, victor et gloriose!
Ex Niassa antiqua, omnes orientis populi te salutant, redemptorem,
ferentem oppressis prosperitatem atque salutem. Vivas!“

Vier Wochen später zog Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch an der Spitze der russischen Truppen in Erzerum, dem so oft umkämpften, ein. Armenien war damit vollständig in russischen Händen, eine Lage, die leicht für die Mittelmächte verhängnisvoll werden konnte.

★

Im Herbst des Jahres 1927 hat Ferdinand von Bulgarien die Erlaubnis erhalten, wieder nach Sofia gehen zu dürfen.

Es ist sicher, daß nicht einer seiner Zeitgenossen die Zeit von 1887 bis 1927, die vierzig schweren Jahre, so überdauert hätte, wie dieser Vielgeschmähte und Vielverachtete, dem auch seine grimmigsten Feinde eines nicht werden absprechen können: eine große Liebe zu Bulgarien!

Das verwirrende Bild dieses Balkankönigs gleicht dem phosphoreszierenden Bild der Balkangeschehnisse der letzten vierzig Jahre.

Dieser gewiß nicht alltägliche Mann läßt sich aus der Geschichte des Balkans und aus der Geschichte Europas nicht mehr hinwegdenken.

Stark und zäh sind die Wurzeln, mit denen er sich in der unheilswangeren Erde des Balkans hielt, und die ihn selbst die schweren Stürme der Kriegszeit und der Nachkriegsjahre überdauern ließen.

Die grausige Tragödie geht über Europas Bühne. Ein unheimliches Schicksal lastet über Petersburg. Alle Gewalten des russischen Himmels und der russischen Hölle sind im Kampf.

Es geht um das Riesenreich der Moskowiter.

Wohl hat die Marneschlacht den deutschen Vormarsch im Westen zum Stehen gebracht. Aber mit bangen Sorgen sehen Paris und London auf den Verbündeten.

Unterirdische Kräfte, Wunderglaube und Chaos ringen in Rußland, dem die deutschen Heere furchtbare Wunden schlagen.

Der Weg im Nebel.

Schon in den Abendstunden des heißen Augusttages hatte man lauten Lärm von der oberen Stadt her in den stilleren Straßen des unteren Tobolsk gehört. Die Nachbarn sprachen davon, Grigory Rasputin wäre wieder da, jener Sohn eines Muschik aus Prokowskoje, den einzelne kleine Leute in der Stadt ja noch kannten. Hatte er seinen Vater, den armseligen Muschik, nicht mit der Peitsche geschlagen, hatte er nicht Branntwein wie Wasser getrunken, hatte er sich nicht wochenlang wie ein wildes Tier in den Wäldern umhergetrieben, hatte er nicht Frauen und Mädchen überfallen und geschändet, war es nicht zuletzt so schlimm geworden, daß die Männer die Frauen nicht mehr vom Dorf zur Stadt ließen aus Furcht vor diesem Mann, daß die Väter ihre Töchter begleiten mußten, wenn diese zum Arzt in die Stadt gingen oder zum Priester?

War es zuletzt nicht so weit gekommen, daß sich die Männer bewaffneten und auszogen, den Wüstling, wie er schließlich ringsum in der ganzen Gegend genannt wurde, zu erschlagen?

Zweimal war das geschehen. Wenigstens erzählten es die Leute so. Das erstemal waren sie allesamt schwer betrunken heimgekommen, im Triumph den Wüstling auf ihren Schultern in das Dorf tragend, ihn, den zu erschlagen sie ausgezogen waren. Die Weiber hatten nachher über die Männer gespottet, und manch einer hatte daheim liebliche Worte zu hören bekommen. Um so schlimmer hatte Grigory Rasputin es dann getrieben. Wieder verging er sich an den Frauen und Mädchen. Von mancher sagten sie sogar im Dorf, daß sie es heimlich mit dem Wüsten hielte; manche war darunter, die zu Hause ihren Mann und ihre Kinder hatte. Da hatten sich die Männer noch einmal aufgemacht.

Aber man kann nicht sagen, daß sie mit einem anderen Erfolg heimgekehrt wären, als daß sie wieder allesamt schwer betrunken waren.

Einmal war es, daß Grigory Rasputin mit einigen Frauen eines Dorfes in der Nähe von Tobolsk im Walde verschwunden war,

Unzucht mit ihnen zu treiben. Als dann die beleidigten Männer der Weiber ihn erschlagen wollten, hob er drohend den Arm gen Himmel und rief mit furchtbarer Stimme: „Es soll drei Monate lang nicht regnen!“ Niemand getraute sich ihn anzufassen.

Es dauerte in der Tat drei Monate.

Dann erst fielen die ersten Regentropfen auf den verdorbenen Acker.

Es mag sein, daß der Wüstling von dieser Zeit her seinen Namen bekam. Der Name soll ein Ausdruck bäuerlicher Mundart, vom Wort „rasputnik“ abgeleitet sein und soviel wie Wüstling, Schürzenjäger, Lüstling bedeuten. Andere behaupten, schon seit einer ganzen Reihe von Generationen habe die Familie den Namen Rasputin geführt, was letzten Endes kein gutes Licht auf die Familie werfe. Schon der Vater des Grigory, der Jefim geheißten hatte, hatte den Namen Rasputin gehabt; auch dessen Vater, der Jakob Andrewitsch Rasputin, der tapfer im Feldzug um Sebastopol den Soldatentod starb. Dessen Vater, Andrej Rasputin, soll ein seltsamer Mann gewesen sein. Man erzählte von ihm in Prokowskoje, daß er von hünenhaftem Körper gewesen sei. Seine Pferde soll er über alles geliebt haben, ebenso hing er auch an seinem Acker. Zuweilen überfiel ihn jedoch der Wandertrieb. Dann drängte es ihn, wie so viele sibirische Bauern, eine Pilgerfahrt zu unternehmen. Sein größter Wunsch war, nach Jerusalem wallfahren und am Grabe Christi beten zu können. Bei diesem frommen Wunsch mußte es aber bleiben; seine häuslichen Geschäfte und die Geschäfte des Dorfes, die er noch dazu führte, hielten ihn zurück. Man erzählt, daß er sich schließlich damit begnügen mußte, alljährlich den ehrwürdigen Vater Fedor Kusmitsch zu besuchen, Vater Fedor Kusmitsch, der im Volke gleich einem Heiligen verehrt wurde! Die Leute sprachen viel von ihm. Sie sagten, der heilige Vater Fedor Kusmitsch sei derselbe, der zuvor als Kaiser Alexander I. Rußland regiert habe. Der amtliche Bericht, Alexander I. sei im Jahre 1825 in Taganrog in Südrußland beim Baden vom Schlag getroffen worden, wurde im Volk nicht geglaubt. Wer denkt hierbei nicht an den Schwimmer-tod, der einstmals den greisen Kaiser Friedrich Barbarossa im Saleph betroffen haben sollte? Auch damals glaubte das Volk dieser Nachricht nicht. Man weiß, daß die Volkssage diesen deutschen Kaiser, der niemals gestorben sein soll, in den Kyffhäuser hineingedacht hat. So war es auch mit Alexander I. Als die

Bolschewisten im Jahre 1922 die Kaisersärge in der Peter-Pauls-Festung öffneten, da ergab sich, daß der Sarg Alexanders I. leer war. Zum mindesten hatte man also bei seinem Leichenbegängnis einen leeren Sarg beigesetzt. Doch es mag dahingestellt sein, ob der ehrwürdige heilige Vater Fedor Kusmitsch der Kaiser Alexander I. gewesen ist oder nicht ... Andrej Rasputin war jedenfalls viel bei ihm. Sonderliche leinblaue Augen soll Andrej Rasputin gehabt haben, wie Sterne, die oft so hell leuchteten, daß man nicht hineinsehen konnte, dazu einen langen dunklen Bart, der ihm einen unheimlichen Ausdruck gab.

Aber niemals hatte man von ihm solche Geschichten gehört wie später von Grigory Rasputin.

Erzählten sich doch die Leute seltsame Dinge, die sich schon zugetragen hatten, als Gregor Jefimowitsch noch ein Kind war. War da im Dorf ein Pferd gestohlen worden! Zudem einem ganz kleinen Bauern, einem Einspanner, dem damit die Existenz zerstört war. Was sollte der Ärmste tun? Er, der nur von Lohnfahren leben konnte? Er mußte verhungern. Dieser Diebstahl war fast schlimmer als ein Mord.

Bekümmert saßen die Bauern und der Bestohlene Abend für Abend bei dem Vater Grigorys, bei dem Bauern Jefim Andrewitsch, um den großen Lehmofen herum, an dessen einen Seite im Zwielflicht der Unschlittkerze das fieberkranke Kind Grigory lag. Immer wieder sprach man nur von diesem schändlichen Diebstahl.

Da richtete sich das kranke Kind plötzlich auf, ging auf den größten und reichsten Bauern des Dorfes zu, sprang dem in den Nacken und rief kreischend: „Du, Pjotr Alexandrowitsch! Du! Du! Du hast das Pferd gestohlen, Du!“

Alles war starr.

Dann große Verlegenheit. Die Eltern entschuldigten sich schnell bei dem reichen Mann: „Das Kind ist krank, es hat Fieber...“ Man beruhigt sich schließlich wieder.

Nachher, da es Nacht geworden war, da schlichen sich etliche auf dem Bauch an das Gehöft des Pjotr Alexandrowitsch heran.

Der stand im Nachtnebel auf seinem Hof, hinten, an einem kleinen Schuppen und sah sich scheu um, ob niemand da sei.

Dann zog er das gestohlene Pferd aus dem Schuppen, es vom Hof zu bringen, fort, weg von hier, in die Stadt zum Händler.

Der Bestohlene bekam sein Pferd wieder und der Pjotr Alexandrowitsch eine furchtbare Tracht Prügel, also, daß er nahezu vier Wochen auf der Bank seines Ofens zu liegen hatte.

★

Eines Tages, es war im Winter, und der Schnee lag fußhoch, war aus Tobolsk ein angehender Priester in das Dorf gekommen. Der blieb zwei Tage. Am dritten Tage fragte er bei des Wüstlings Vater, ob man ihn nach dem Kloster von Werehoturje mit dem Schlitten fahren wolle. Ja, man wollte es tun. Niemand hätte einem Priester oder einem Seminaristen ein solches Gesuch abgeschlagen. Der Alte wollte sich auf den nächsten Morgen fertig halten.

„Nein,“ sagte der Priester, „dein Sohn Grigory soll mich fahren.“

Am nächsten Morgen fuhren die beiden in den Schnee hinaus.

In der auf diesen Tag folgenden Nacht, als der nächste Tag schon graute, klopfte es an die Tür des Bauernhauses, in dem der Wüstling wohnte. Mühselig tappte Jefim Rasputin heraus. Da fand er seinen Schlitten und die beiden abgetriebenen Gäule mit nassem Haar, zitternd und frierend vor Kälte. Grigory war nicht da. Auch sonst war niemand da, der das Gespann hätte gebracht haben können. Der Alte strich im Halbdunkel um den Schlitten herum; doch fand er niemand. Er wartete, er rief. Niemand meldete sich. Er schüttelte den Kopf, ging in das Haus, holte sich seinen alten verlausten Schafpelz, zog sich den über und brachte die Pferde in den durchlöcherten, wackligen Stall. Hustend und stöhnend schob er darauf den Schlitten über den Schnee von der Fahrstraße herunter. Da ließ er ihn stehen.

Seit diesem Morgen war Grigory verschwunden.

Zuweilen sprach man wohl noch von ihm; manche der Frauen und der Mädchen dachten an den Wüstling mit heimlichem Grauen und stillem Behagen.

★

So vergingen die Jahre.

Eines Tages hieß es dann plötzlich von Tobolsk her, Grigory Rasputin sei wiedergekommen.

Er sei ein Frommer geworden. Manche sagten sogar, er sei nun ein Heiliger, ein Staretz! Die Männer lachten darüber, und die Frauen und Mädchen, die von ihm ein Kind auf der Gasse zu laufen

hatten, segneten sich im stillen ob der unverhofften Gnade des Herrn.

Sagte Grigory Jefimowitsch doch dasselbe viel, viel später, als seine Sünden in Petersburg kein Ende nehmen wollten, als die Polizeiberichte gegen Entgelt von Hand zu Hand gingen, wie er die Großfürstinnen dadurch vom Teufel heilte, daß er seine groben ungeschlachten Bauernhände unter ihre Deckbetten steckte und so den schwarzen Teufel aus den weißen Leibern der Frauen trieb? Damals, als seine Freundinnen, die Wyrubowa, die Nonne Alkulina, der er den Teufel ausgetrieben hatte, die Lochtina, die unglückliche Frau des Staatsrates, die der unglückselige Illiodor zum Wahnsinn gebracht hatte, die Karawina, die Golowina und ihre Tochter, die Tenischewa, geduldig im Eßzimmer bei Rasputin saßen und warteten, bis der Heilige mit seinem neuen Opfer, das er in sein Kabinett mitgenommen hatte, es durch Sünde zur Reinheit zu bringen, schweiß- und schmutzbedeckt erschien. Sagte dann der Staretz nicht auch von all diesen Frauen: „Ich wußte wohl, daß ich gegen die Gesetze verstieß, aber ich wußte auch, daß meine Taten aus dem Willen des Herrn hervorgegangen sind. Denn in mir ist der Herr erschienen, hat das Fleisch auf sich genommen und im Fleischlichen gesündigt, um dadurch die Sünde zu vertilgen. Ich habe die Frauen, die mir ihre Keuschheit geopfert haben, erniedrigt, auf daß sie nicht stolz seien und wegen ihrer Tugend eitel würden! Was könnte den Hochmut tiefer beugen als die Erniedrigung durch die Sünde?“

So dachten auch all diese vornehmen Frauen in Petersburg und in Peterhof. Warum sollten nicht auch die Mädchen und die Frauen von Prokowskoje so denken?

Einmal sagte eine junge Frau, von der man wußte, daß sie zu dem Kreis der Jüngerinnen gehörte, als man sie fragte, was denn ihr Mann dazu sage, daß sie dem Staretz gehöre: „Mein Mann hält das für die größte Ehre! Wenn Rasputin eine Frau begehrt, dann betrachten wir dies als eine Segnung und als eine Auszeichnung, sowohl wir Frauen als auch unsere Männer.“ So erzählt Fülöp-Miller.

Rasputin zog durch die Dörfer Sibiriens und des großen Rußlands; hier und da heilte er Kranke. Man sagte auch, daß er in Jekaterinenburg den alten Wrokoff, den Schuster, vom Tode zum Leben gebracht habe. Das war aber müßiges Geschwätz der Leute. Ein-

mal erzählte man sich, daß Rasputin in einem Dorf bei Perm sieben Tage und sieben Nächte mit den Bauern Branntwein gesoffen hätte; zuletzt wären die Weiber dazu gekommen. Da sei der Trubel erst recht losgegangen. Schließlich hätten sie die Weiber nackend ausgezogen und mit ihnen getanzt. Als der Bischof von Tobolsk, nicht jener Warnawa, den später Rasputin, obwohl er nur ein ungebildeter Bauer war, und der aus demselben Dorf wie Rasputin stammte, zum Bischof von Tobolsk gemacht hatte, sondern dessen gelehrter Vorgänger, öffentlich über diese Sache sprach, da wurde allgemein der große Mut des Bischofs bewundert.

Dann hatte man wieder lange Zeit nichts von Rasputin gehört.

Schließlich war Grigory Jefimowitsch einer jener seltsamen Kellerlochmenschen geworden, die in den Wäldern hausten oder in den heimlichen Kellerlöchern der Bauern, einer jener seltsamen Unheimlichen, die den Glauben der Chlisty hatten, durch die Sünde zur Erlösung kommen zu können.

Dann erzählten die Leute, daß Grigory Rasputin in Jerusalem gewesen sei und am Heiligen Grabe gebetet habe. Nun sagten es aber alle, daß er ganz bestimmt ein Heiliger sei, ein Staretz.

Da er auch in diesen Jahren einige Zeit in einem Kloster sich aufgehalten hatte, wo er das Lesen und das Schreiben erlernte, man ihm auch ein wenig Theologie beigebracht hatte, so stand er jetzt weit über den Menschen, zu denen er doch eigentlich gehörte. Dazu kam, daß des Krankenheilens kein Ende war. Aber auch des Branntweintrinkens nicht. Er mußte gewiß ein ganz großer Heiliger sein.

Eine seltsame Lehre predigte der Wüstling. Reue, sagte er, sei das einzige, was Rettung bringen könne. Reue sei aber nur dann möglich, wenn ihr die Sünde voraufgegangen wäre. Also sei die Sünde unerlässlich, und je tiefer und größer die Sünde wäre, also tiefer und größer könne die Reue sein. Das lehrte ja auch die große Sekte der Chlisty, der Geißelbrüder.

Nur durch die Sünde kann der Mensch zu Gott kommen.

Sie schlossen sich allenthalben zusammen, diese einfältigen Menschen, die alles glaubten, wenn es nur seltsam war.

Nun waren sie schon den langen heißen Augusttag durch die Oberstadt gezogen.

„Sie sind verrückt“, sagte Hypolit Pick, der kleine blonde Jude, der am großen Stern wohnte, da, wo die Straßen, die vom Land in

die Stadt kommen, sich treffen, Hypolit Pick, der mit Schuhwichse, mit Branntwein und mit jungen Mädchen handelte, und der zuvor viele Jahre im Polnischen gehaust hatte. Von da war er vor einigen zwanzig Jahren nach Tobolsk gekommen; die Leute sagten, im Polnischen hätten sie ihn sonst gehängt.

„Red' nicht, Hypolit,“ sprach Levi, der Kantor der stets in Angst lebenden Judengemeinde, „red' nicht ... er ist ein großer Mann geworden, der Grigory Rasputin. Rußland ist groß, Grigory Rasputin ist groß. Das Land kann größer werden, der Mann kann größer werden, Hypolit, red' nicht.“

Es wurde Nacht. Aber durch die Gassen von Tobolsk ging ein heißer Wind.

Das laute Singen und Beten war näher gekommen. Nur daß sich jetzt in das monotone vokalreiche Singen und in das murmelnde Beten zuweilen ein gellender Aufschrei mischte.

Da, wo die große Brücke über den Fluß geht, hielt der Zug jetzt. Das konnten die beiden deutlich an dem hellen Singen und an dem murmelnden Beten hören. Es war schon fast ganz dunkel.

An der Brücke flammten Fackeln auf, helle, rotleuchtende Fackeln, deren Feuer der heiße Nachtwind bewegte.

Nach einer Weile wurde das Singen und Beten wieder ganz stark. Auch hörte man wieder das Schreien. Der unheimliche Zug kam jetzt in die untere Stadt. Die Schatten der Geißelnden, deren Singen nun ein fast ununterbrochenes Heulen geworden war, geisterten gespensterisch in lächerlicher, verrückter Verzerrung an den Hauswänden entlang.

Jetzt näherte sich der Zug den beiden Juden. Die Geißeln wurden geschwungen, die Augen stierten, die Fackeln qualmten, das monotone Singen und Heulen wurde zum Brausen wie Unwetter, durch das, grellen Blitzen gleich, wollüstige Schreie derer drangen, die von den mit scharfen Nägeln durchflochtenen Lederriemen getroffen wurden.

An der Spitze des grauenhaften Zuges schritt der Wüstling. Er trug eine Kutte, wie sie die russischen Mönche tragen. Gleich einem furchtbaren Gespenst glitt sein Schatten schräg über den weiten Platz, bis er an der gegenüberliegenden Hauswand wieder in die Höhe stieg. Seine rechte Hand schwang die Ledergeißel. Sein Mund sang das schaurige Lied.

Durch die Menge, die sich in respektvoller Entfernung von dem Heiligen hielt, drängten jetzt zwei Männer, die zwischen sich ein dickes Weib, das kaum gehen konnte, zu ihm schleppten. Ein jeder in der Stadtgegend kannte die blöde Blumenbinderin aus dem alten wackligen Haus da drüben. Sie war seit vielen Jahren irre; betrug sich wie ein kleines Kind. Die Männer, die sie brachten, ließen sie vor dem Heiligen fallen.

Da lag sie.

Der ließ seine Geißel in gewaltigem Hieb über die Ärmste gehen. Die Frau schrie auf wie ein großes wildes Tier.

Da wurde ringsherum alles still. Noch einmal schlug sie der Heilige. Noch einmal schrie die Gequälte.

Totenstille war auf dem weiten Platz. Nur die Fackeln knisterten. Regungslos lag die Irre, unbeweglich stand die Menge; der Heilige war, als wäre alles Leben aus ihm gegangen.

Zuletzt aber hob er langsam die Arme. Das Lächeln, das wissende, satanische Lächeln, kam über sein Gesicht, und seine Augen leuchteten seltsam. So hob er beide Hände über die Kranke und blieb regungslos. Da richtete sich die Kranke auf und ging gesund davon.

Das Leben kehrte in die erstarrten Zuschauer zurück. Gebete wurden gemurmelt. Der Heilige schwang die Geißel über den Kopf. Nun begann er wieder mit lauter, weit tönender Stimme das Lied der Chlisty, das schaurige Lied, zu singen. Taktmäßig, vom Bann befreit, fast jubelnd, fiel die Menge ein. Wieder schwoll das Lied zum gewaltigen Sturm. Wieder zuckten die wilden Schreie durch die Nacht.

Immer rasender, immer gewaltiger, immer furchtbarer wurde das Singen, immer schneller folgten die Schmerzensrufe der Getroffenen, immer sehnsüchtiger, immer wollüstiger, immer inbrünstiger wurde das Schreien, immer unheimlicher das Singen, immer lauter das Murmeln der Gebete.

Einzelne fingen nun an zu tanzen; zuerst langsam, dann immer schneller. Jetzt wirbelte und tanzte alles durcheinander. Ein Hexensabbath brach an. Die Hölle tat sich auf. Durch all diesen Wahnsinn leuchteten und qualmten die Fackeln, schrien die Getroffenen, heulten die Tanzenden.

Immer wilder wurde der Tanz, immer rasender schlugen die Verrückten die Glieder umeinander, immer weniger konnte das Auge

Menschen, Schatten, wilde Tiere, Höllenspuk noch voneinander unterscheiden.

Ein großer, einziger wilder Schrei erhob sich plötzlich, übertönte alles, ging in die Nacht. Das war der Heilige gewesen. Das Tanzen brach jäh ab.

Lautlos, schattenhaft war alles auf die Erde gegliedert. Stürzende Fackeln zischten zerbrechend. Zucken wie von Tieren, Stöhnen ging nun unheimlich durch die formlose Masse. Männer und Weiber hielten sich eng umschlungen. Ringsum Gurgeln, Jauchzen, Klagen, Winseln, Zucken, Stöhnen, Wimmern....

Also dienten die Chisty ihrem Gott.

Nur die Sünde konnte die Reue bringen. Und je größer die Sünde, je tiefer und gewaltiger die Reue!

„Sie sind verrückt ...“ sagte Hypolit Pick; „Rasputin ist verrückt! Sie sind alle verrückt.“

„Schweig,“ sprach der Kantor, „er wird ein ganz großer Mann werden. Er kann dich verderben.... Schweig!“

*

Es sah dunkel aus in Rußland. Im Osten hatten die Japaner grimmig zugeschlagen. Überall glimmte die Revolution auf. Die Kosaken mußten die Leute peitschen. Hanf wurde viel gebraucht, und die Straßenbäume sahen oft seltsam aus.

Die Guten wurden wieder gläubig, die, die nur halbfromm waren, verloren ihren Glauben, die Klugen schwiegen still und die Dummen schwätzten; die ganz Dummen aber fielen noch tiefer in den Aberglauben als bisher. Es war sehr schlimm geworden in Rußland. Und Väterchens Knute war hart, und sein Hanf war sehr lang.

In Tobolsk, in Perm, in Jekaterinenburg, ja in Moskau erzählten die Leute von Rasputin. Die Männer gehorchten ihm und die Frauen entsetzten sich vor diesem Menschen; aber sie gaben ihm willig, was er von ihnen forderte. Doch viele Kranken machte er gesund.

Man weiß nicht mehr, woher es kam. Eines Tages hieß es, der Heilige wäre vom Petersburger Archimandriten Theophan, der auch Rektor der Theologischen Hochschule war, in die Hauptstadt gerufen worden. Es war so.

In Petersburg gewöhnte Rasputin sich das Branntweintrinken ab. Dafür trank er mit den vornehmen Damen Tee und mit den

Generalen des Zaren Sekt. Auch die vornehmen Damen gaben ihm gern, was er von ihnen forderte, wie vordem die Frauen und Mädchen der Bauern. Aber die Kraft seines Gebetes blieb. Und das war gut. Denn die Zeiten waren schwer; die vornehmen Damen hatten ihre Sorgen und die Generale auch. Ihnen allen half Rasputin, einem jeden nach seiner Schwachheit.

Als alle Welt von ihm sprach, hörte es auch der Zar. Zwei Freundinnen Rasputins, die ihn genau kannten, die Großfürstin Anastasia, die Gattin des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, und des Großfürsten Peter Nikolajewitsch Gattin, die Großfürstin Militza, jene beiden Schwestern, deren Vater der berühmte Fürst der Schwarzen Berge war, sorgten dafür, daß er am Hof eingeführt wurde.

Von jener Militza sagte er einmal: „Ich habe eine Bekannte, die auch zuviel liest, so eine ganz besondere; vielleicht kennst du sie, die Militza Nikolajewna, die Großfürstin. Sie hat die ganze Weisheit der Bücher durchgelesen, aber was sie sucht, hat sie nicht gefunden. Wir haben viel miteinander gesprochen, sie hat einen guten Verstand, aber sie kann keine Ruhe finden. Das erste ist die Liebe, dann kommt auch die Ruhe ...“

Das Zarenpaar hatte zuerst noch Bedenken, ihn zu empfangen. Aber der Archimandrit Theophan zerstreute es:

„Grigory Jefimowitsch ist ein Bauer, ein einfältiger. Es wird Ihren Majestäten zum Vorteil gereichen, ihm zu lauschen, weil es die Stimme der russischen Heimat ist, die durch seinen Mund spricht.... Ich weiß alles, was man ihm vorwirft, ich kenne seine Sünden. Sie sind unzählig und auch meistens abscheulich. Aber er besitzt eine solche Kraft der Zerknirschung und einen so kindlichen Glauben an die himmlische Barmherzigkeit, daß ich mich beinahe für sein ewiges Seelenheil einsetzen könnte. Nach jeder Reue ist er so rein wie das Kind, das soeben im Taufwasser gewaschen wurde. Gott begünstigt ihn offenbar durch seine besondere Vorliebe....“

Zuerst mochte ihn der Zar nicht. Aber mit der Zarin war es gleich etwas anderes. Diese sonderbare Frau, die von Geburt eine Deutsche war, sich selbst gern als eine Engländerin bezeichnete und in Wirklichkeit eine ganze Russin geworden war, die in sich den schlimmsten Despotismus hatte, der sie, ihren Gatten und

ihre unschuldigen Kinder in der furchtbaren Nacht vom 16. zum 17. Juni 1918 in Jekaterinenburg tötete, die die Minister entließ und einsetzte, die während des Krieges den Höchstkommmandierenden, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, seines Amtes enthob, ihn in den Kaukasus und den Zar an die Front schickte und dann selbst die Regierung übernahm, diese seltsame Frau faßte sofort ein nicht zu tötendes Vertrauen zu dem, den sie den Wüstling nannten.

Wie kam es, daß sie den Großfürsten Nikolascha nun, da man schon mitten im Kriege war, in den Kaukasus schickte?

Im Grunde hatte es Rasputin getan. Er und der lange Großfürst waren von Anfang an bittere Feinde gewesen. Gleich, nachdem der das Oberkommando übernommen hatte, war von Rasputin ein Telegramm an ihn gekommen, ob er an die Front kommen dürfe, die Truppen zu segnen. Umgehend war auch bei Rasputin des Höchstkommmandierenden Antwort eingetroffen: „Komm, mein Sohn, ich werde dich hängen...“

★

Der Zarewitsch, der Großfürst Thronfolger Alexej, der ein Jahr, bevor Rasputin nach Petersburg gerufen wurde, als fünftes Kind des Zarenpaares geboren wurde, litt, wie jeder weiß, an jener unheimlichen Krankheit, bei den geringsten Verletzungen ungeheuerlich zu bluten, jener furchtbaren Krankheit, die sich immer nur von der Mutter auf das Kind vererben kann. Es gab keine Möglichkeit mehr, den Knaben, den Abgott seiner Eltern und seiner vier Schwestern, zu heilen, die nicht versucht worden war.

Nun hatte jener trunksüchtige, sündenbeladene Sohn eines Muschik aus der Gegend von Tobolsk, den die Frauen liebten und den die Menschen einen Heiligen nannten, an dem Lager des kranken Kindes gebetet. Da wurde das Kind gesund fast zu derselbigen Stunde.

Von dieser Zeit an war der Zarin Glaube an den Wundermönch felsenfest. Niemals, so warnte er die Zarin Alexandra Fedorowna, niemals dürfe es seinen Feinden gelingen, ihn zu entfernen; das würde sich furchtbar an dem Großfürsten Thronfolger rächen. Und in der Tat, als Rasputin es wieder einmal in den Weiberschenken der großen Stadt so schlimm getrieben hatte, daß die Polizei hinter ihm her war, so daß er auf einige Zeit nach Sibirien

fahren mußte, da ging es während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit dem Knaben außerordentlich schlecht. Das änderte sich sofort, als man Rasputin zurückholte. Ein anderes Mal war Rasputin längere Zeit auf Reisen. Da erkrankte der Zarewitsch derart durch einen Unfall, daß man ernstlich sein Ableben befürchten mußte. Man benachrichtigte Rasputin. Kurze Zeit darauf ging ein Telegramm von ihm ein, daß der Zarin versicherte, ihr Sohn werde nicht sterben und bald gesund sein. Und so geschah es!

Das war im Jahre 1912. Später, da der Zarewitsch sich beim Herausspringen aus einem Boot, als der Zar in den polnischen Sümpfen bei Skiernewice auf Auerochsen jagte und die kaiserliche Familie ihn begleitete, geringfügig an der Hütte verletzt hatte, stellten zwei Wochen darauf die Ärzte eine Blutgeschwulst fest, die sich infizierte. Die Ärzte Feodoraw, Rauchfuß und Derewenko waren ratlos. Ein Einschnitt verbot sich von selbst. Der Wüstling kam, kniete am Lager des Knaben nieder und betete so unheimlich, daß der Knabe in ganz kurzer Zeit gesund war!

Bald nach diesem Ereignis weissagte Rasputin der Zarin Alexandra Fedorowna in den Gärten von Zareskoje Sjelo, daß sein Schicksal mit dem Rußlands und dem der Zarenfamilie unlösbar verbunden sei.

Es ist sehr verwunderlich, daß die Ereignisse ihm recht gaben. Doch davon wird man noch hören.

Im gleichen Sommer entstanden die furchtbaren europäischen Verwicklungen. Auf der Kurpromenade in Nauheim trafen sich der Großfürst Andrej Wladimirowitsch, Osmolowski und der Graf Witte. „Es wird diesmal nicht ganz leicht werden, meine Herren“, sagte der Großfürst.

Graf Witte blieb stehen: „Es gibt nur einen Menschen, der imstande wäre, in diesem schwierigen Augenblick die politische Lage Europas zu entwirren.“

Ungläubig fragte Osmolowski, wer denn dieser eine Mensch, der das Wunder zu vollbringen imstande wäre, sein möchte.

Ohne Besinnen gab Witte die Antwort: „Rasputin...!“

Osmolowski war ebenso erstaunt über diese Antwort wie der Großfürst Andrej Wladimirowitsch. Diese Antwort hatte keiner der beiden Herren erwartet. Wie könnte Rasputin, ein einfacher Mann, ein erfahrener Mann sein, er, der nichts gelesen hatte,

ein völlig ungebildeter Mann! Wie sollte er die verwickelte Politik, die Interessen Rußlands und die Wechselbeziehungen der europäischen Länder zueinander kennen?

Graf Witte ließ sich jedoch von seiner Ansicht nicht abbringen: „Sie, meine Herren, wissen nicht, welch großen Verstand dieser bedeutende Mann besitzt. Er kennt Rußland besser als sonst jemand, Rußlands Seele, die Stimmung des Volkes und die historische Bedeutung der Dinge. Er weiß alles, gewissermaßen instinktiv, aber leider ist er jetzt entfernt...“

Die beiden anderen schwiegen. Niemals scherzte Witte mit Worten. Was wollte er damit sagen, er, der, soweit wohl feststand, niemals mit Rasputin in Verbindung gestanden hatte, ihn nicht einmal persönlich kannte. Wie kam dieser zweifellos kluge Mann zu seinem seltsamen Urteil?

*

Jener Bischof Warnawa aus Tobolsk, von dem wir schon sprachen, der Jugendfreund Rasputins, der von dem Gewaltigen zum Bischof gemacht worden war, obwohl er ein ungebildeter russischer Bauer und ein Säufer war, hatte etwas Unglaubliches begangen. Er hatte einen verstorbenen Tobolsker Bischof, Johann, der ihm aus diesem oder jenem Grunde gefallen hatte, zum Heiligen gemacht! Und das, ohne den Heiligen Synod zu fragen.

Der Synod berief den Bischof Warnawa nach Petersburg zur Berichterstattung. Warnawa kam und wurde von dem Metropoliten Wladimir und dem Oberprokuror Samarin vernommen, jenem Samarin, der schon im gleichen Herbst wieder entlassen wurde, wie es Rasputin in seiner Trunkenheit schon im August vorausgesagt hatte, jenem Samarin, der einer der besten Männer Rußlands war. Er war zuvor Adelsmarschall in Moskau gewesen. Nach einigen Tagen sollte Warnawa nun vor dem gesamten Synod bestimmte Erklärungen abgeben; er erschien jedoch nicht zu dieser Sitzung. Man wollte ihn holen lassen, fand ihn aber nicht in seiner Wohnung. Dort erklärte man, daß Warnawa abwesend wäre und daß man seinen Aufenthalt nicht wisse. Der eine behauptete, er sei nach Tobolsk zurückgefahren, ein anderer versicherte, er hielte sich bei Rasputin auf. Man beauftragte die Polizei mit Nachforschungen. Die Polizei fand Warnawa zur allgemeinen

Verwunderung in Zarskoje Sjelo. Er weigerte sich, nach dem Synod zu kommen, und berief sich darauf, daß die Heiligsprechung des Tobolsker Bischofs auf einen Wunsch aus höchsten Kreisen erfolgt sei. Der Synod mußte sich bescheiden.

Die Hofdame Naryschkina vom Hofstaat der Kaiserin Alexandra Fedorowna erlaubte sich noch am gleichen Tage in Zarskoje Sjelo zur Zarin zu sagen, daß man gegen den Heiligen Synod nicht angehen dürfe. Der Kaiser sei das Haupt der Kirche, nicht der Synod, wurde sie zurechtgewiesen.

Das war in jenen Tagen, als Nikolascha nach dem Kaukasus sollte, jetzt, da der Krieg auf der Höhe stand. Man weiß, daß Nikolaschas Freund Rasputin es so bestimmt hatte. Die dumme Geschichte mit den heiligen und unheiligen Bischöfen von Tobolsk hatte auch den General Dshunkowki die Stellung gekostet. Er hatte offen gegen diesen Unfug gesprochen. Er war Gehilfe des Innenministers und Kommandeur der Gendarmerie und so einer der mächtigsten Männer Rußlands gewesen. Jetzt mußte er gehen. In seiner Ehrlichkeit hatte er den Zaren wiederholt Meldungen über das Treiben des Wüstlings gemacht; da bezeichnete ihn die Zarin als „ihren Feind“. Dshunkowski bekam eine Gardebrigade.

„Warum hat er das Peobrashenski- und das Semjonowski-Regiment bekommen? Zuviel Ehre nach seinem schmählichen Benehmen! Das verdirbt die Wirkung der Bestrafung; er hätte Linienregimenter haben sollen! Er hat andauernd schauerhaft gegen unseren Freund gewütet...“

So schrieb die Zarin in diesen Tagen an den Zaren Nikolaus.

Mit dem General Dshunkowski mußte auch ein anderer trefflicher Mann sein Amt verlassen, der Fürst Orlow. Er war jahrelang Chef des Militärkabinetts des Zaren gewesen. Auch seine Schuld war, daß er versucht hatte, den Zaren über Rasputin die Wahrheit wissen zu lassen. Er mußte Nikolascha an die Kaukasusfront begleiten. Bevor der Fürst Orlow in die Verbannung nach Tiflis ging, beschwor er in einem Brief den Grafen Frederiks, dem Kaiser die Augen zu öffnen über die Dinge, die hinter seinem Rücken um Rasputin herum vor sich gingen. In diesem Brief nannte er Rasputin und seine Helfer die Agenten Deutschlands. Er schrieb darin zum Schluß: „Der Kaiser hat nicht mehr einen einzigen Tag zu verlieren, um sich von den geheimnisvollen Mächten,

die ihn umklammern, zu befreien! Sonst wird es binnen kurzem zu Ende sein mit den Romanows und mit Rußland....“

Die alte Zarin-Mutter Maria Fedorowna wohnte damals auf der Jelagin-Insel, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort. Sie war untröstlich über die Versetzungen jener Männer, auf deren Wirken es in diesen furchtbaren Kriegstagen so sehr ankam.

„Das ist Nikis Untergang, das wird man ihm nicht verzeihen“, sagte sie.

Der Zar hatte inzwischen, wie es die Zarin gewünscht hatte, den Oberbefehl über die Armee übernommen. Vor seiner Abreise an die Front hatte er seine Mutter zum Abschied besucht. Sie hatte ihn immer wieder gebeten, alles reiflich zu überlegen und Rußland nicht ins Verderben zu führen.

„Sie hintergehen mich alle; ich muß Rußland retten....“, war Nikis Antwort.

Während dieses Abschiedsbesuches saß die Zarin im Nebenzimmer bei der Großfürstin Xenia, der Schwester des Zaren.

„Will man wirklich Nikolascha absetzen?“ fragte Xenia, „er ist doch so populär....“

Erregt fuhr ihr die Schwägerin in das Wort: „Wieder Nikolascha, alles spricht nur von ihm; ich kann das gar nicht mehr hören. Niki ist viel populärer; lange genug hat Nikolascha die Armee geführt; jetzt ist sein Platz im Kaukasus....“

Noch viele Tage später war die alte Kaiserin untröstlich über diesen Besuch.

„Wohin kommen wir, wohin kommen wir? Das ist nicht Niki, nicht er, er ist lieb, ehrenhaft, gut, das ist alles sie....“ Das hat sie mehr denn einmal gesagt.

War es wirklich sie, die Zarin Alexandra Fedorowna, oder war es jener Kuwaka, wie sie den Palastkommandanten Wojeikow nach dem Mineralwasser, das er vertrieb, nannten, oder war es nicht ein ganz anderer, der alle diese Personen, die so nötig waren in diesem Kriege, entfernte? Niemand kannte sich in diesen Dingen mehr aus. Hatte Poliwanow, der Kriegsminister, recht, wenn er die Kaiserin und den Selterwasserfabrikanten, verantwortlich machte? Oder trug die Schuld nicht ein anderer?

Wie hatte doch Nikolascha damals deeschiert: „Komm, mein Sohn, ich lasse dich hängen....!“

Von all dem war der Zar müde und matt geworden. Er wollte nichts mehr hören, nichts sehen. Einer seiner Minister sagte: „Der Kaiser glaubt an die Fügung des Schicksals; wenn alles mißlingt, dann denkt er sogleich, statt sich aufzulehnen, daß Gott es eben gewollt habe, und er überläßt sich dem Willen des Allmächtigen ohne Widerstand.“

Er müsse Rußland retten, redete er sich jetzt ein. Zuweilen sah er aber dann wieder seine und Rußlands furchtbare Lage ganz klar. Zudem, wer sagte ihm, dem Kaiser, die Wahrheit?

Einer hatte das einmal versucht. Das war der weise Tolstoi gewesen in jenem Brief, den er im Jahre 1902, als er zu sterben vermeinte, an den Zaren geschrieben hatte. In diesem Brief hieß es: „Ich möchte nicht sterben, ohne Ihnen das gesagt zu haben, was ich von Ihrer bisherigen Tätigkeit denke, wie sie meiner Überzeugung nach sein, wieviel Gutes Ihre Regierung Millionen von Menschen und Ihnen bringen könnte, und wieviel Böses sie bringen wird, wenn sie in ihrer jetzigen Richtung fortgesetzt werden wird. Ein Drittel Rußlands befindet sich im Zustand des sogenannten verschärften Schutzes, was ebenso viel bedeutet wie völlige Gesetzlosigkeit. Das Heer der geheimen und öffentlichen Polizisten wächst immer mehr an; die Gefängnisse, die Verbannungsorte und die Zuchthäuser in Sibirien sind nicht nur mit Hunderttausenden gemeiner Verbrecher, sondern auch mit politischen Sträflingen überfüllt, zu denen man jetzt auch die Arbeiter rechnet. Die Zensur verbietet alles mit einer Willkür, wie sie nicht einmal in der schlimmsten Zeit der Vierziger Jahre geherrscht hat. Niemals noch sind die religiösen Verfolgungen so häufig und so grausam gewesen wie jetzt, und dieser Zustand wird immer noch ärger. In den Städten und in den großen Industriezentren sind Truppen zusammengezogen, die mit geladenen Gewehren gegen das Volk aufgeboten werden. An vielen Orten ist es bereits zu brudermörderischem Blutvergießen gekommen, weiteres Blutvergießen wird überall vorbereitet und wird unvermeidlich stattfinden. Als Resultat dieser ganzen grausamen Verwaltung ergibt sich, daß die Bauernschaft, jene hundert Millionen Menschen, auf denen die Macht Rußlands beruht, mit jedem Jahr ärmer wird, und daß die Hungersnot bei uns zu einer regelmäßigen und geradezu normalen Erscheinung geworden ist....“

So schrieb Graf Tolstoi an den Zaren im Jahre 1902. Waren die Dinge schon damals nicht mehr zu ändern?

*

Rußlands und des Zaren Weg verloren sich jetzt immer mehr im Nebel, wenn sich auch manche Leute, besonders aber die Kaiserin, sehr viel davon versprochen, daß der Zar den Oberbefehl über die Armee übernommen hatte. „Deine Ahnen, derer du jetzt würdig bist,“ hatte die Kaiserin zu ihm gesagt, „schauen jetzt auf dich herab und segnen dich....“

Nun, die Ahnen des Zaren ... ?

Man weiß, daß der Dichter Puschkin sich oft damit vergnügte, sich über das germanische Blut der Romanows lustig zu machen. Er zeigte gern an Rotwein und Wasser, die er mischte, wie wenig russisches Blut überhaupt in den Adern der kaiserlichen Familie wäre. Gewiß, es wird richtig sein, daß die Romanows von Peter III. an nur noch ein Viertel russischen Blutes und drei Viertel deutschen Blutes in sich hatten. Zweifellos ist es richtig, daß bei jeder folgenden Sprosse die nationale Abstammung die Hälfte ihres Koeffizienten einbüßt, so daß das Verhältnis des russischen Blutes zu dem anderer Art bei Nikolaus I. nur 1/16, bei Alexander II. 1/32, bei Alexander III. 1/64, bei Nikolaus II. 1/128 und bei dem umgekommenen Zarewitsch nur noch 1/256 betrug. Die Rechnung ist richtig und doch nicht ganz richtig. Es sprechen hier doch noch andere Dinge mit.

Niemand wird dem Zaren Nikolaus eine glühende Liebe zu seinem Land und zu seinem Volk absprechen können. Er hat sein Leben für diese Liebe gegeben, obwohl er zu Anfang des Jahres seines Sturzes noch Gelegenheit gehabt hätte, sich und die Seinen in das Ausland zu retten.

Und doch, wie töricht waren die Leute! Sie zweifelten schon nach einem halben Jahre Kriegsdauer nicht daran, daß der Palast von Zarskoje-Sjelo den Herd allen Verrates darstellt. Ja, man wollte wissen, daß die dunkle Geschichte mit dem Oberstleutnant Mjassojedow, von dem noch erzählt werden wird, und den das Warschauer Kriegsgericht hängen ließ, bis in den kaiserlichen Palast ihre Fäden spann. Das war dummes Zeug. Aber wie die Leute über den Zaren vielenorts

dachten, bewies das Gespräch zweier junger Offiziere aus der Lemberger Gegend. „Von was für einem Nikolaus sprichst du denn eigentlich ...?“

„Aber natürlich vom Großfürsten ... der andere ist doch nur ein Deutscher....“

Dieses Gespräch wollte einer der Offiziere der französischen Botschaft belauscht haben.

Ein halbes Jahr später sprach man in eingeweihten Kreisen ganz offen darüber, daß es richtig wäre, den Zaren zu beseitigen. Noch nie habe Rußland, dessen Boden doch schon soviel Sonderbares und soviel Schreckliches gesehen habe, eine solche Schmach kennengelernt wie die Herrschaft Rasputins. Das einzige Heilmittel wäre das, den Zaren abzusetzen....

Nun, man weiß, auf welche Art Rußland schon früher seine Zaren abgesetzt hatte.

Zuweilen war es, als läge der Gedanke an sein gewaltsames Ende wie Zentnerlast auf Nikolaus II., seine Tatkraft mit unbezwinglicher Macht hemmend. Man kennt jene Geschichte, die Stolypin erzählte. Jener Peter Arkadiewitsch Stolypin, der die große Agrarreform begann, und der während der Feierlichkeiten in Kiew im Herbst 1911 im Beisein des Zaren im Stadttheater von Bagrow, von dem kein Mensch recht wußte, was er eigentlich war, Nihilist, Sozialist oder Polizeispitzel, ermordet wurde. Sein Denkmal in Kiew trug später die Worte am Sockel: „Ihr schüchtert mich nicht ein ...“; jene Worte, die Stolypin nach dem Attentat auf der Apothekerinsel, am Ausfluß der Newa gelegen, gesprochen hatte, bei dem seine Tochter so schrecklich verstümmelt worden war und bei dem mehr als vierzig Menschen das Leben verloren. Aber laßt uns die Geschichte Stolypins hören, die jener einmal vom Zaren Nikolaus erzählte.

Stolypin hatte, es war im Jahre 1909, dem Zaren einige innerpolitische Maßnahmen von nicht unbeträchtlicher Wichtigkeit vorgeschlagen. Während seines Vortrages bemerkte der Ministerpräsident, daß der Kaiser verträumt in die Weite schaut, ohne ihm überhaupt noch zuzuhören. Endlich machte der Kaiser eine jener für die Russen so charakteristischen Bewegungen mit der Hand, die ungefähr sagen will: „Nun ja, dies oder jenes, es ist ja doch alles gleich; was kommt es darauf an?“

Schließlich unterbrach der Kaiser die Stille:

„Mir gelingt ja doch nichts von allem, was ich unternehme, Peter Arkadjewitsch ... ich habe ja doch kein Glück ... und im übrigen, der menschliche Wille ist ja so machtlos, so machtlos ...“

Mit der ihm innewohnenden Energie widersprach der stets kampfbereite Stolypin.

Da fragte ihn der Zar: „Haben Sie das Leben der Heiligen gelesen?“

„Ich habe es teilweise gelesen...“, gesteht Stolypin. „Das Werk zählt mehr denn zwanzig Bände.“

„Nun gut,“ sagt der Kaiser, „wissen Sie auch, wann mein Namenstag ist ...?“

„Wie sollte ich das nicht wissen? Der 6. Mai ist es, Majestät ...“

„Und welcher Heilige wird an diesem Tag gefeiert?“

„Verzeihung, Majestät, das weiß ich im Augenblick nicht.“

„Sehen Sie, Peter Arkadjewitsch, das ist der Patriarch Hiob.“

„Gott sei gelobt,“ ruft Stolypin aus, „die Regierung Eurer Majestät wird glorreich endigen. Denn Hiob wurde, nachdem er fromm die grausamsten Prüfungen ertragen hatte, mit Segnungen und Glücksgütern überhäuft!“

„Nein, nein,“ wehrt der Kaiser ab, „nein, Peter Arkadjewitsch, glauben Sie mir. Ich habe mehr als eine Vorahnung. Es ist meine tiefinnerste Überzeugung: mir sind furchtbare Prüfungen bestimmt... aber ich werde meine Belohnung hienieden nicht mehr erhalten...“

Stolypin will abwehren. Doch der Kaiser läßt sich nicht beirren. Er spricht weiter:

„Wie oft habe ich schon die Worte Hiobs auf mich angewandt, und ich werde das noch oft tun müssen: Denn das ich gefürchtet habe, ist über mich gekommen, und das ich sorgte, hatte mich getroffen ...“

Niemand sagte jetzt, in der schlimmsten Zeit, dem Zaren die Wahrheit.

Vielleicht war da doch einer, der das tat?

Rasputin?

Aber die Wahrheit, die der sprach, die war so wahr, so absolut wahr, daß der Zar sie nicht hören wollte. Das, was Rasputin sprach, wollte auch diesmal die Zarin nicht hören.

„Es ist jammervoll,“ sagte Sasanow einmal, „nach und nach hat sich um das Herrscherpaar ein leerer Raum gebildet; niemand gelangt mehr in ihre Nähe. Mit Ausnahme der offiziellen Beziehungen zwischen dem Kaiser und seinen Ministern dringt nie eine Stimme von außen in dieses Haus.“

An Rasputin, dessen Stimme aber immer vernehmlicher zu dem Herrscherpaar sprach, dachte der Minister des Äußern damals nicht, als er dies sagte. Wie er ja auch in seinen Erinnerungen, die sich durch Leichtfertigkeit auszeichnen, kaum einmal des heimlichen großen Mannes gedenkt, der dem russischen Leben in diesen Jahren so sehr das Gesicht gab.

Die Wahrheit, die Rasputin jetzt immer wieder dem Zaren Nikolaus sagte, die er der Zarin predigte, war diese: „Schließt Frieden mit dem großen, mächtigen Deutschland! Laßt die anderen die Suppe, die sie sich eingebrockt haben, aussessen! Rettet Rußland, rettet das Kaiserliche Haus vor dem Untergang...!“

Das war die große Weisheit, die Rasputin, der Seltsame, zu predigen nicht müde wurde. Der Zar mochte es wohl fühlen, daß der Heilige, der Wüstling, recht hatte. Aber konnte er ihm nachgeben, ohne sich selbst zu verderben? Folgte er dem Rat des Klugen, des Unheimlichen, dann war auch das des Kaiserlichen Hauses Untergang. Hatte er nicht an dem Tage nach der deutschen Kriegserklärung im Winterpalast jenen schweren Schwur getan, der ihn jetzt band, solange man es in Paris und in London wollte? Nach dem Schluß des Gottesdienstes hatte der zelebrierende Priester das Manifest verlesen, in dem der Zar seinem Volke folgendes sagte: „Wir haben nicht nur einem verwandten Land, das ungerechterweise angegriffen wurde, beizustehen, sondern auch die Ehre und Würde Rußlands als Großmacht zu beschützen... In dieser schrecklichen Stunde der Prüfung mögen alle inneren Streitigkeiten vergessen sein! Möge das Band zwischen dem Zaren und seinem Volke enger und stärker werden!“ Dann hatte der Zar sich dem Altar genähert, hatte das Evangelium in die rechte Hand genommen und hatte sich an die anwesenden Offiziere gewandt mit jenen heiligen denkwürdigen Worten, die dereinst Zar Alexander I. in seinem Treuschwur gesprochen hatte, als der erste Napoleon in das Land eingefallen war: „Ich begrüße in Euch meine ganze Armee. Ich schwöre feierlich, so lange

nicht Frieden zu schließen, als ein einziger Feind auf Rußlands Erde steht!“

Dieser schwere Schwur band nun Nikolaus.

Er ging an die Front.

Das war Rußlands Untergang.

Die alte Zarinmutter hatte es klug vorausgesagt.

Aus dieser schlimmen Zeit, in der die Mutlosigkeit von Tag zu Tag stieg, als man auch in den Klubs, in den öffentlichen Ämtern, auf der Straße und in den Geschäften von Tag zu Tag unruhiger wurde, erzählt der Botschafter der französischen Republik, Paléologue, eine Episode.

Er ist bei einem Antiquitätenhändler der Liteiny. Kaum hat der Botschafter ein paar Sachen besehen, da fragt ihn der Händler:

„Ach, Exzellenz, wann wird denn endlich dieser Krieg enden...? Ist es wahr, daß wir bei Lodz über eine Million Mann verloren haben ...?“

„Eine Million Mann? Wer hat Ihnen das gesagt? Ihre Verluste sind bedeutend, aber ich versichere Sie, daß sie weit davon entfernt sind, eine solche Zahl zu erreichen... Haben Sie einen Sohn oder Verwandten im Felde?“

„Nein, Gott sei Dank, aber dieser Krieg ist zu entsetzlich. Und dann, wir werden ja niemals die Deutschen schlagen! Also warum nicht lieber gleich ein Ende machen?“

Der Botschafter tröstete ihn, so gut er kann. Er weist ihn darauf hin, daß Rußland, wenn es nur durchhält, auch den Sieg davontragen würde. Aber mit ungläubigem Ausdruck im Gesicht hört der Händler zu. Als Paléologue schweigt, sagt er:

„Ihr Franzosen, ihr werdet vielleicht siegen. Wir Russen aber nicht! Das Spiel ist verloren... Also, barmherziger Gott, warum läßt man soviel Menschen niedermetzeln, warum macht man nicht gleich ein Ende ...?“

Als der Botschafter in Gedanken über das Gespräch mit dem Antiquitätenhändler in die Botschaft zurückkehrt, trifft er einen russischen Baron, der ehemals in der Politik eine große Rolle gespielt hatte. Er ist niedergeschlagen:

„Es geht sehr schlecht ... geben wir uns gar keinen Täuschungen mehr hin... Großfürst Nikolaus ist gänzlich unfähig! Die Schlacht bei Lodz! Welch ein Wahnsinn, welche Katastrophe! Unsere

Verluste über eine Million Mann...! Wir werden nie wieder den Deutschen gegenüber im Vorteil sein... Wir werden an den Frieden denken müssen...“

Der Botschafter hält ihm entgegen, daß die drei verbündeten Regierungen gezwungen seien, bis zur Niederlage Deutschlands den Krieg durchzuführen. Und dann, ein schmachvoller Friede für Rußland? Das bedeutet die Revolution für Rußland! Er schließt mit dem Hinweis, daß er zur Treue des Zaren unbedingtes Vertrauen hege...

„Der Kaiser ... der Kaiser ...“, sagt der Baron mit leiser Stimme und sieht sich um, ob jemand ihn höre. Dann schweigt er.

Der Botschafter dringt in ihn:

„Was wollen Sie sagen? Sprechen Sie doch zu Ende...“ Nochmals sieht sich der alte Hofmann um. Dann sagt er mit leiser, verschleierter Stimme:

„Ja, der Kaiser! Augenblicklich ist er auf Deutschland wütend... Aber er wird bald verstehen, daß er Rußland dem Zusammenbruch entgegenführt... Man wird es ihm schon zu verstehen geben... Mir ist's, als hörte ich, wie ihm dieser Rasputin, diese Canaille, sagt: ‚Ach was, wirst du noch lange das Blut deines Volkes verströmen lassen? Siehst du denn nicht, daß sich Gott von dir abwendet?‘ Nach einer Weile des Besinnens setzt er hinzu: ‚An diesem Tage, Exzellenz, wird der Frieden in Sicht sein.‘

Kurz und scharf schneidet ihm der Botschafter das Wort ab: „Das ist ein sinnloses Geschwätz! Der Kaiser hat auf das Evangelium und auf die Ikone Unserer Heiligen Frau von Kasan geschworen, den Frieden nicht eher zu unterzeichnen, solange sich noch ein feindlicher Soldat auf russischem Boden befindet! Sie werden mich niemals glauben machen, daß er sich einem solchen Gelübde entziehen wird. Vergessen Sie nicht, daß er an dem Tage, an dem er diesen Schwur ablegte, gewünscht hat, ich möge neben ihm stehen, damit ich Zeuge und Bürge dessen sei, was er vor Gott geschworen hat. In dieser Sache wird er immer unerschütterlich sein. Er würde eher in den Tod gehen, als seinem Worte untreu werden...“

So sprach Paléologue damals, Paléologue, von dem Pichon vier Wochen später in Paris sagte, er habe die Russen geradezu in den Krieg hineingetrieben...

Auch Paléologue ging im Nebel. Auch der Zar. Er hat seinen Schwur gehalten und ging mit den Seinen in den Tod; seinem Land aber brachte diese Treue unendliches Verderben! Niemals hätte dieser Schwur Rußland zu retten vermocht. Es war kein guter Schwur.

Sie gingen alle im Nebel.

★

Ein kaiserlicher Ukas hatte nun den Namen der Hauptstadt an der Newa in Petrograd geändert. Manche Leute lachten darüber. Da war z. B. Maklakow, der in Moskau geboren war und alle Zeichen des echten Russen zeigte. Der sagte niemals Petrograd, stets Petersburg. Als man ihn hierüber befragte, erwiderte er: „Ich nenne die Stadt Petersburg, weil das ihr wahrer Name ist. Es ist eine deutsche Stadt, die kein Recht hat, einen slawischen Namen zu tragen. Ich werde sie Petrograd nennen, wenn sie es einmal verdient...“

Je größer die Mißerfolge an der Front waren, desto mehr rächte sich der Heilige an seinem stärksten Feind, dem Großfürsten Nikolaus. Hatte er ihn nicht in die Krim geschickt? Alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten legte er ihm bei. Daß der Großfürst den Kaiser verdrängen wolle, behauptete Rasputin jetzt oft. Immer deutlicher, immer klarer sprach er über diesen unglücklichen Krieg: „Dieser Krieg beleidigt Gott“ ... rief er aus! „Rußland ist gegen den Willen Gottes in diesen Krieg eingetreten. Wehe denen, die sich heute noch weigern, das zu verstehen! Um Gottes Stimme zu hören, genügt es, ihm demütig zu lauschen. Aber wenn man mächtig ist, so ist man von Hochmut geschwellt, man hält sich für schlau, man verachtet die Einfältigen bis zu dem Tage, an dem der Ratschluß Gottes euch wie ein Keulenschlag auf das Haupt fallen wird ... Christus ist empört über all die Klagen, die von Rußlands Erde zu ihm aufsteigen! Aber den Generälen ist es ganz gleich, die Muschiks niederschließen zu lassen, es hindert sie nicht daran, zu essen, zu trinken, sich zu bereichern... Ach! das Blut der Opfer wird nicht nur über sie kommen: es wird bis auf den Zaren zurückspritzen, weil der Zar der Vater der Muschiks ist... Ich sage es Euch: die Rache Gottes wird furchtbar sein...!“

Dann ließ er die Hofdamen der Kaiserin vor seinen Augen nackt baden, Sie hätten das nötig, sagte er, um sich zu demütigen,

um ihre Seelen zu reinigen. Zuvor hatte er mit der Kaiserin die Bibel gelesen. Er hatte ihr vorgelesen, während sie sich auf seine Schulter lehnte.

„Ja, ich besuche die Kaiserin oft“, sagte Rasputin zu dem Journalisten Chessin, „aber nicht zu Schweinereien, wie so viele glauben.“

In der Tat, es wurde damals viel geredet über das Verhältnis der Zarin zu dem Wüstling. Es ist aber wohl vieles falsch daran gewesen. Auch heute, da die beiden schon eine ganze Reihe von Jahren tot sind, wird ja viel darüber gesprochen. Vielleicht kommt das aber auch davon, daß die Russen die Kaiserin Alexandra Fedorowna nicht leiden mochten. Sie, die so ganz Russin geworden war, die ihr Vaterland ableugnete, die im Kriege alle Energie zusammenraffte, Rußland den Sieg zu erringen, sie wurde doch immer „die Deutsche“ genannt.

Viele sind auch nicht klug geworden über diese Frau. Erschien sie doch zuweilen ganz geistesabwesend, kam es doch vor, daß sie bei Hoffestlichkeiten auch nicht ein Wort sprach. Bei einer solchen Gelegenheit, das war einige Zeit vor der Geburt des Thronfolgers, äußerte sie, als sie dekolletierte Damen sah: „Ich sehe ihre Skelette ...“ Das hat die Prinzessin Schuwalow damals erzählt. Die Zarin war allem Seltsamen, Okkulten zugeneigt. Aber den Russen, für die sie soviel tat, blieb sie doch eine Fremde. Kam es daher, daß man sie zum erstenmal beim Begräbnis des Zaren Alexander gesehen hatte. „Sie hat uns nichts Gutes gebracht“, sagten die Leute...

Und nun ihre große Freundschaft zu dem Wüstling!

Einmal hat man gehofft, des Unheimlichen Macht wirklich zu brechen. Damals, als Rasputin nach Sibirien gehen mußte, da hatten der Ministerpräsident Kokowtzow, Sabler, der damals Oberprokurator des Heiligen Synods war und später der öffentlichen Meinung geopfert wurde, Marakow und etliche andere dem Zaren eine Denkschrift überreicht, in der dem Zaren die Ausschaltung Rasputins aus dem politischen Getriebe empfohlen wurde. Der Kaiser hatte zugestimmt. Sehr freundlich hatte er Kokowtzow empfangen, die Denkschrift gelesen und den Überbringer umarmt. Über Kokowtzows Gesicht hatte er das Kreuzeszeichen gemacht.

Aber geändert hatte sich nichts. Der Großfürst-Thronfolger erkrankte, wie man weiß, und der Heilige mußte zurückkommen, das Kind gesund zu machen.

Ein anderes Mal besprach man die Möglichkeit, Rasputins Einfluß mit Geld zu bannen. „Warum kaufen Sie ihn nicht?“ fragte Paléologue einen der grimmigsten Feinde Grischkas.

„Man kann Rasputin nicht kaufen . . .“, war die Antwort.

„Ist er denn so tugendhaft?“ fragte Paléologue.

„O nein, der Lump hat nicht den geringsten Sinn für Moral. Man hält ihn jeder Schandtats für fähig. Aber er braucht gar kein Geld. Er bekommt viel mehr Geld, als er braucht. Sie kennen seinen Lebenswandel. Was für Ausgaben hat er denn, wenn man von seiner kleinen Wohnung auf der Gorochowaja absieht? Er ist wie ein Muschik gekleidet, seine Frau und seine drei Töchter gehen wie Bettlerinnen gekleidet. Sein Essen kostet ihn nichts, er nimmt alle Mahlzeiten außerhalb des Hauses ein. Und seine Vergnügungen? Nicht nur, daß sie ihn nichts kosten, sie tragen ihm noch etwas ein. Die Weibsbilder, die jungen und die alten, von denen er umgeben ist, schicken ihm unaufhörlich Geschenke. Dann überhäufen ihn der Kaiser und die Kaiserin mit ihren Gaben. Und schließlich können Sie sich denken, wie er die Bittsteller schröpft, die ihn täglich anflehen, sich für sie zu verwenden. Wie Sie sehen, der heilige Mann braucht kein Geld!“

Und tat er nicht Wohltaten über Wohltaten? Kam es nicht immer wieder vor, daß ihm dieser oder jener ein Bündel Banknoten in die Hand drückte, die er, ohne sie anzusehen, in die Hosentasche steckte, um sie eine Viertelstunde später, ebenso unbesehen, einer hilfeschuchenden alten Frau zuzustecken oder einem bekümmerten Familienvater, den die Sorge um das Leben seiner kranken Kinder zu ihm trieb? Hatte er nicht selbst einmal geklagt, daß er durchlöcherter Hände habe, daß das Geld ihm aus den Händen rann? Nein, habgierig war Grigory Jefimowitsch gewiß nicht.

*

Jetzt, da der Zar an der Front war, hatte die Zarin alle Macht in Händen.

Und in allem hörte sie auf ihren Freund Rasputin. Aber seine Mahnungen, diesen Krieg, der Rußland verderben würde, zu beenden, wollte sie nicht hören.

War es wieder der Zwiespalt in der Seele des seltsamen Mannes, der ihn in diesen Tagen, da er um den Frieden kämpfte, zu keinem rechten Entschluß kommen ließ? Vielleicht hatte er auch selbst nicht die Macht dazu, die Dinge völlig zu ändern. Immerhin war sein Einfluß jetzt unübersehbar. Ein paar Worte, von ihm auf einen Fetzen Papier hingeworfen, genügten, einem seiner Freunde einen Ministerposten zu sichern, einen General in die Verbannung zu schicken.

Rasputin regierte.

Die Zarin tat, was er haben wollte. War es nötig, nahm sich die Wyroubowa, jene Tochter des kaiserlichen Kanzleidirektors Tanejew, die von ihrem Manne geschieden war und die die tägliche Betfreundin der Zarin geworden war, der Sache an. Dann bekam der Mönch allemal seinen Willen.

Seltsamerweise fiel in der Mitte des Monats Januar, in der schlimmsten Kriegszeit, Frau Wyroubowa einem Eisenbahnunfall zum Opfer. Das Unglück fand dicht bei Zarskoje Sjelo statt.

Die Verunglückte, die man sofort in das Lazarett der Kaiserin schaffte, war derart zugerichtet, daß die Ärzte sich nicht getrauen konnten, sie zu operieren.

Die Kaiserin befahl, Rasputin zu rufen.

Der kam aus Petersburg. Ein Sonderzug brachte ihn.

Rasputin, von dem erzählt wird, daß er aus einer frohen Zechengesellschaft geholt worden war, trat, erschüttert von Schmerz, an das Lager der Ohnmächtigen, aus deren Körper der Geist zu schwinden schien. Lange betrachtete er sie. Dann berührte er ihre Stirn. Dann betete er.

Und dann rief er plötzlich mit lauter Stimme:

„Annuschka . . . ! Annuschka . . . ! Annuschka . . . !“

Als er das zum drittenmal gerufen hatte, schlug die Halbtote die Augen auf und sah ihn groß an.

„Und jetzt erwache und stehe auf . . . !“ befahl ihr Grigory. Die Kranke riß die Augen weit auf.

„Erhebe dich!“ befahl er nun.

Man sah, wie die Kranke die Arme bewegte und sich Mühe gab, sich aufzurichten.

„Sprich zu mir . . . !“ befahl Rasputin.

Die Wyroubowa begann zu sprechen, erst ganz leise und langsam, dann immer fester und fließender, zuletzt mit großer Sicherheit. Noch am gleichen Tage konnten die Ärzte sie operieren. Sie wurde gerettet.

Fünf Tage später wurde Rasputin auf dem Newskij Prospekt von einer daherrasenden Troika zu Boden geworfen. Man hob ihn mit einer Kopfwunde auf und trug ihn davon.

Die Wyroubowa und nun Rasputin ... so raunte das Volk. Was wollte Gott? Gab er Zeichen, den Krieg zu beenden?

★

Der, der nun Rußland regierte, der kannte die Russen, die Höhen und die Tiefen ihrer Seelen. Der sah mehr als die anderen. Der wußte, was kommen mußte.

Hatte Mereschkowsky recht, als er unter den Eindrücken der Revolution vom Jahre 1905 schrieb:

„Im Hause der Romanows sowie im Hause der Atriden geht ein geheimnisvoller Fluch von Geschlecht zu Geschlecht. Mord folgt auf Ehebruch, Blut folgt auf Schmach. Der fünfte Akt eines Trauerspiels, der in einem Lupanar aufgeführt wird. Peter I. tötet seinen Sohn, Alexander I. tötet seinen Vater. Katharina II. tötet ihren Gatten. Und nach all den berühmten Opfern die kleinen, die unbekannteren, die Mißgeburten der Selbstherrschaft in der Art des Iwan Antonowitsch, die wie Mäuse in dunklen Schlupfwinkeln, in den Kerkern der Schlüsselburg erwürgt wurden. Richtblock, Strick und Gift, das sind die richtigen Sinnbilder der russischen Selbstherrschaft. Die Salbung Gottes hat sich auf der Stirne der Zaren in das Zeichen und in den Fluch Kains verwandelt.“

Die Front war jetzt nicht mehr gut. Das war auch nicht zu verwundern. War es doch nun auf allen Abschnitten so weit gekommen, daß nur noch ein kleiner Teil der Soldaten bewaffnet zum Angriff ging. Die anderen mußten auf die Waffen so lange warten, bis die Waffenträger gefallen waren. Dann kam die Reihe an sie; dann an die, die hinter ihnen warteten. Vergessen waren die großen Siege über die Österreicher, vergessen waren allerdings auch die ungeheuren Wunden, die General von Hindenburg den russischen Heeren geschlagen hatte. Das Land war ja noch so weit; Menschenmangel konnte nicht eintreten. Aber der furchtbare Materialmangel zwang auch den tapfersten Frontführer in

die Knie. Hatte nicht der ehrliche Roediger, jener Kriegsminister, der im März 1909 in der Duma, bei verschlossenen Türen, den Mut gehabt hatte, dem Oktobristenführer Gutschkow beizupflichten, daß tatsächlich unter den Oberbefehlshabern einige seien, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen wären, daß aber Se. Majestät zur rechten Zeit das Erforderliche veranlassen werde, nicht doch recht gehabt? Hatte jener Roediger nicht zu der gleichen Zeit, man wird sich erinnern, es war die Zeit der schwierigen Annexionskrise, im Kronrat bei der Beratung der Antwortnote an Deutschland erklärt, daß die russische Armee nicht einmal zu einer Defensive fähig wäre? Da war sein Maß voll gewesen; da mußte er gehen. Aber er hatte die Wahrheit gesprochen. Das war schon damals, im Jahre 1909, so gewesen. Es hatte sich auch wenig geändert, denn Suchomlinows Reformwerk war erst begonnen worden, als der große Krieg ausbrach.

Hätte Suchomlinow, der Kriegsminister, im Jahre 1914 in jenem denkwürdigen Kronrat vom 25. Juli 1914 den gleichen Mut wie damals Roediger besessen, offen zu bekennen, daß die Armee nicht bereit zum Kriege wäre, wahrscheinlich wäre wohl vieles anders gekommen. Vielleicht wäre er aber auch dann schon damals in die Gewölbe der Peter-Pauls-Festung als ein Gebrandmarkter gewandert, in jene Gruft, in die Rußland seine schwersten Verbrecher brachte und in der später Suchomlinow so sehr gelitten hat. Mit dem Leiden dieses unschuldigen Mannes hat der Zar eine sehr große Schuld auf sich geladen; größer aber ist noch die Schuld der Menschen, für die Suchomlinow litt: Nikolascha, Iswolski, auch Sasanow, vor allem aber jenes Kerenskis, der über den zu Fall gebrachten Suchomlinow der Welt eine Riesenkomödie vorspielen ließ, deren Anstrengungen einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Fürwahr, ein schwerer Weg, der den vielgeschmähten Mann von der Höhe seines Ruhmes durch die düsteren und nassen Gewölbe der Peter-Pauls-Festung in das stille Wandlitzsee bei Berlin führte, wo er die Erinnerungen seines Lebens schrieb, um bald darauf zu sterben.

In Suchomlinows Haus verkehrte ein Mann, über den damals viel geredet wurde. Er hieß Altschiller und sollte aus Kiew stammen. Man sprach dieses und jenes über ihn. Manche behaupteten, daß er ein Spion Österreichs gewesen sei. Dem Marineminister Gri-

gorowitsch war die Sache hinterbracht worden; die ganze Stadt sprach ganz offen von ihr. Man sah überhaupt überall Spione. Deutschland hatte eine sehr starke Frontpropaganda wirken lassen; ihre Folgen waren nicht abzuleugnen. Bald jeder dritte Mann galt als Spion.

Eines Tages kam es jedoch zu einem unerhörten Vorfall. Der Oberstleutnant Mjassojedow, ein Gendarmerieoffizier aus der Umgebung des Kriegsministers Suchomlinow, war als Spion verhaftet worden! Schon im Jahre 1912 hatte man allerlei über ihn gemunkelt. So sollte er mit einem Juden Freiberg eine Dampfergesellschaft gegründet haben, der allerlei dunkle Geschäfte nachgesagt wurden. Dieser Freiberg sollte zu einem seiner berüchtigten Glaubensgenossen namens Katzenellenbogen in Beziehung stehen, der wieder mit einem anderen, namens Lender, dessen Beziehungen zum deutschen Generalstab ganz klar zutage lägen, ständig in Verbindung stand. Man hatte damals aber Mjassojedow nichts beweisen können. Dann hieß es aber wieder, daß man jetzt ganz sichere Beweise habe, daß Mjassojedow mit den Österreichern in Verbindung stehe.

Kurz und gut, eines Tages baumelte der Oberstleutnant Mjassojedow am Galgen. Niemand kann sagen, ob mit Recht oder ob nicht. Jedenfalls konnte man aber nun Suchomlinow, der mit Altschiller und mit Mjassojedow jahrelang verkehrt hatte, als einen Verräter am Vaterlande bezeichnen.

Mjassojedow soll mehrfach, was er aber bis zu seinem Tode bestritten hatte, den Deutschen russische Offensivpläne mitgeteilt haben. Allerdings war es erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Deutschen oftmals über die Pläne der Russen unterrichtet waren. Kaum waren derartige Pläne in ihrer Gesamtheit festgelegt, so konnte man auf der russischen Seite merken, wie die Deutschen anfangen, ihre Fronten entsprechend umzugruppieren.

Das Volk wurde von Tag zu Tag unruhiger. Hatte man es doch noch immer genasführt; darum suchte es auch jetzt nach tausenderlei Unmöglichkeiten, die Schuldigen an dem Unglück zu finden. Und die neue Intelligenz, die von unten nachdrang, hatte die Jahre nach 1905 nicht vergessen.

Dazu kam noch, daß Graf Witte, dem man ja stets eine große Deutschenfreundlichkeit nachgesagt hatte, schon seit dem No-

vember nach dem Kriegsbeginn ganz offen für einen Friedensschluß mit Deutschland eintrat. Rußland könne, so sagte er, nur noch Unendliches verlieren!

Immer wieder wurde der Name Rasputins in diesen Dingen genannt. Man sprach sogar davon, daß die Polizei bestimmte Dinge wüßte, die jeden anderen an den Galgen gebracht hätten, so wie jenen Mjassojedow. Aber alle diese schlimmen Dinge habe Schtscheglowitiw, der Justizminister in der Versenkung verschwinden lassen müssen; so sagten die Leute.

Da erschien in der „Wetscherneje Wremja“ ein großer Artikel „Wider Rasputin“. In diesem Artikel wurde unumwunden erklärt, daß Rasputin Propaganda mache für einen Frieden mit Deutschland. Nun, das taten andere auch, Graf Witte, Sabler, der Oberprokurator. Dann aber sprach die Zeitung weiter: „Rasputin, der immer den Schutz der deutschen Partei genoß...“ Das war sehr deutlich und ließ eine große Gefahr wittern.

Immer mehr Zeitungen schlossen sich diesem Kampf an; die „Birschewyja Wjedomostji“ schrieb gegen Rasputin, „Rjetsch“ brachte Enthüllungen über Vorgänge in der Gesellschaft. Mittelpunkt auch dieser Dinge war der Heilige.

Immer wieder warf man ihm jetzt, versteckt und offen, vor, daß er mit jüdischen Bankiers in Verbindung stände, von ihnen reichliches Geld bekäme, ihnen alles erzähle, was er in Zarskoje Sjelo erführe. Sie leiteten dann das Gehörte über Kopenhagen nach Berlin. Man konnte das alles nicht beweisen; aber man behauptete es, und das Volk hörte so etwas gern. Aber das war ja nicht nur in Rußland so.

Einmal fragte ihn eine Frau: „Warum vertreibst du die Juden nicht?“

„Was?“ fuhr er sie an, „die Juden soll ich vertreiben? Schämst du dich nicht, so etwas zu sagen? Die Juden sind ebenso gute Menschen wie wir! Sicher hat jeder von euch unter seinen Bekannten einen braven Juden, wenn es auch nur ein Zahnarzt ist...“

Zu dieser Zeit war der französische Botschafter, wie er selbst erzählt, bei einer ihm bekannten Dame zum Tee eingeladen. Plötzlich ging unter großem Gepolter die Tür des Empfangszimmers auf. Ein hochgewachsener Mann im langen schwarzen Kaftan,

wie ihn wohlhabende Muschiks an Feiertagen zu tragen pflegen, kommt in großen gewaltigen Schaftstiefeln auf die Dame des Hauses zu, die er geräuschvoll umarmt. Es ist Rasputin.

„Wer ist das?“ fragt er und weist auf Paléologue.

Man sagt es ihm.

Rasputin redet auf den Botschafter ein, schnell, immer schneller, so schnell zuletzt, daß die Dame, die dolmetscht, nicht mehr zu folgen vermag. Der Botschafter hat Zeit, den Sprecher genau zu betrachten. Er sieht sein langes braunes, schlechtgekämmtes Haar, den dichten schwarzen Bart, die hohe Stirn, die breit hervorspringende Nase, den muskulösen Mund, die schlanken, feinen Hände mit den schmutzigen Fingernägeln. Aber der Ausdruck des Gesichts drängt sich in den Augen zusammen, Augen, so blau wie die Leinblume, von seltsamem Glanz. Der Blick ist durchdringend und zärtlich, kindlich und arglistig, gerade und in die Ferne schweifend. Wenn seine Rede lebhafter wird, glaubt man, daß seine Pupillen mit Magnetismus geladen seien.

Mit gewaltiger Gebärde spricht er jetzt von den Leiden des russischen Volkes:

„Wir haben zuviel Tote, zuviel Verwundete, zuviel Trümmer, zuviel Tränen! Denke an die Unglücklichen, die nicht mehr wiederkommen werden! Sage dir, daß jeder von ihnen fünf, sechs, ja zehn Menschen hinterläßt, die ihn beweinen. Ich kenne Dörfer, große Dörfer, wo alle Leute in Trauer sind...! Und die, die aus dem Kriege wiederkehren, in welchem Zustand sind die, mein Gott und Herr...! Krüppel, Einarmige, Blinde! Es ist fürchterlich...! Durch mehr als zwanzig Jahre wird man nur Schmerz auf russischem Boden ernten...!“

„Du hast Recht“, sagte der Botschafter, „es ist entsetzlich, aber es wäre noch viel schlimmer, wenn solche Opfer vergeblich sein sollten. Ein unentschlossener Friede, ein Frieden der Ermattung, wäre nicht nur ein Verbrechen gegen unsere Toten: er würde auch innere Katastrophen nach sich ziehen, von denen sich unsere Länder vielleicht niemals erholen würden!“

Rasputin sieht ihn prüfend an. „Du hast Recht...“ sagt er dann. „Wir müssen bis zum Siege weiter kämpfen...“

Der Botschafter faßt ihn bei seinem Wort: „Ich bin glücklich, es von dir zu hören. Denn ich kenne mehrere hochgestellte Per-

sönlichkeiten, die auf dich rechnen, um den Kaiser dazu zu bringen, den Krieg nicht mehr fortzuführen...“

Rasputin sieht den Botschafter mit mißtrauischem Blick scharf an und kraut seinen Bart, einzelne der ungepflegten Haare zwischen den Fingerspitzen wie prüfend hin und her rollend. Dann sagt er plötzlich:

„Dummköpfe gibt es überall...“

„Aber es ist sehr peinlich, daß man diesen Dummköpfen in Berlin Glauben schenkt. Kaiser Wilhelm ist überzeugt, daß deine Freunde und du mit eurem ganzen Einfluß auf den Frieden hinarbeiten.“

„Kaiser Wilhelm...?“ fragt Rasputin zurück. „Aber weißt du denn nicht, daß ihm der Teufel alles eingibt? Alle seine Worte, alle seine Handlungen sind ihm vom Teufel anbefohlen! Ich weiß, was ich sage, ich kenne mich aus... Der Teufel ist es allein, der ihn unterstützt. Aber eines schönen Tages, ganz plötzlich, wird sich der Teufel von ihm zurückziehen, weil es Gott so beschlossen haben wird. Und Wilhelm wird in sich selbst zusammenfallen wie ein altes Hemd, das man auf den Misthaufen wirft...“

Rasputins Haß gegen Kaiser Wilhelm war nicht zu verwundern, hatte der Deutsche Kaiser doch mehr als einmal vor dem Kriege den Zaren vor Rasputin gewarnt.

„Also ist unser Sieg gewiß. Der Teufel kann doch offenbar nicht Sieger sein“, ergreift der Botschafter die Gelegenheit beim Schopf.

Zögernd, langsam, als blicke er in weite Fernen, antwortet Rasputin:

„Ja, ja... wir werden den Sieg haben... Aber ich weiß nicht, wann... Gott wählt die Stunde der Wunder, wie es ihm gefällt, und so sind wir noch nicht am Ende unserer Leiden angelangt; wir werden noch viel Blut und viel Tränen fließen sehen...“

Dann spricht er weiter, es ist, als offenbare sich ihm die Zukunft:

„Das wird ungeheure Geldsummen erfordern, Millionen und Millionen von Rubel; aber man darf die Ausgaben nicht scheuen... denn siehst du, wenn das Volk allzusehr leidet, wird es schlecht, ... es kann auch furchtbar werden... es geht sogar manchmal soweit, von Republik zu sprechen... du solltest das alles dem Kaiser sagen...“

„Ich kann doch dem Kaiser nichts Schlechtes über die Republik sagen“ wendet Paléologue ein.

„Gewiß nicht! Aber du kannst ihm sagen, daß das Glück des Volkes nie zu teuer bezahlt ist und daß ihm Frankreich das ganze erforderliche Geld geben wird. . . Frankreich ist so reich!“

„Frankreich ist reich, weil es sehr fleißig und sehr sparsam ist. . . Erst ganz kürzlich hat es Rußland große Vorschüsse gegeben.“

„Vorschüsse? Was für Vorschüsse?“ fragt Rasputin schnell. „Ich bin sicher, daß das nur wieder Geld für die Tschinowniks war. Davon bekommen die Bauern nicht eine Kopeke. Nein, glaube mir, sprich mit dem Kaiser, wie ich es dir gesagt habe. . .“

„Sprich selbst mit ihm! Du siehst ihn viel öfter als ich. . .!“

Rasputin wird unwillig:

„Diese Geschichten gehen mich nichts an. Ich bin nicht der Finanzminister des Kaisers, ich bin der Minister seiner Seele!“

„Also gut“, sagt der Botschafter, „es sei denn. . . Bei meiner nächsten Audienz werde ich dem Kaiser in dem von dir gewünschten Sinne sprechen. . .“

„Danke . . .“

Und nun hält Grigory Jefimowitsch dem Botschafter die Schlinge entgegen, in die der auch seinen Kopf hineinsteckt. Grinsend mit teuflischem Lachen zieht er die Schlinge zu.

„Ein letztes Wort . . . wird Rußland Konstantinopel bekommen?“

„Ja, wenn wir siegen . . .“ windet sich Paléologue.

„Ist das bestimmt?“ fragt Rasputin. . .

„Ich bin fest davon überzeugt. . .“

Grigory sagt nur so nebenhin:

„Also dann wird das russische Volk nicht bedauern, soviel gelitten zu haben, und es wird noch viel mehr Leiden auf sich nehmen.“

Er lächelt sein umheimliches Lächeln.

Dann umarmt er die Dame, drückt den Botschafter an seine Brust und entfernt sich mit großen Schritten, laut die Tür hinter sich zuschlagend.

★

Hinweg mit Rasputin!

Das wurde jetzt der Ruf aller, die in einer Verlängerung des Krieges das Heil sahen. Wer zum Frieden riet, um Rußland zu retten, war ein Verräter.

Rasputin ist ein Verräter! Darum hinweg mit ihm.

War es nicht schon einmal beinahe geglückt, ihn zu beseitigen? Das war kurz vor dem Ausbruch des Krieges.

Zu dem Schlachter Yurkow in Zarizyn kam damals ein ganz verkommenes Weib. Ihr Gesicht war von der Syphilis zerfressen und ihre Glieder waren schlaff und schlampig. Sie sagte, sie sei eine Pilgerin, der Schlachter möge ihr ein Messer schenken, ihr Brot zu schneiden. Der wollte es anfangs nicht. Schließlich, sie quälte ihn sehr, zudem, sie war ja eine Pilgerin. Man konnte niemals wissen. . . Endlich wollte er auch das eklige Frauenzimmer von seiner Fleischbank weghaben. Er schenkte ihr ein altes Messer. Unter dem Murmeln von Segenssprüchen zog sie weiter. Zog weiter nach Petersburg und suchte Grigory Rasputin. In Petersburg wußte sie gut Bescheid. Sie war da früher als Prostituierte gewesen. Auf den Straßen wich man ihr jetzt scheu aus. Fürwahr, sie sah entsetzlich aus, die Chinia Gussewa; über die Stelle, wo früher die Nase gesessen hatte, hatte sie sich ein Tuch gebunden.

Andere behaupteten allerdings, daß die Chinia Gussewa ein bildhübsches Frauenzimmer gewesen sei, eine von Rasputin verlassene Dirne, die einst seine Geliebte war. Sie soll sechsundzwanzig Jahre alt und der vollkommenste Typ der russischen Dirne gewesen sein; alkoholisch, mystisch und hysterisch. Das letzte mag richtig sein; das andere ist wohl wieder Phantasie der Russen, die gern die alltäglichen eklen Dinge des Lebens umkleiden.

In Petersburg fand sie den Gesuchten nicht.

Sie wanderte nach Prokowskoje. Auch dort war er nicht. Sie kroch bei einem Bauern unter, der es nicht wagte, die Pilgerin abzuweisen. Sie wartete am nächsten Sonntag vor der Kirche auf Grigory Jefimowitsch. Aber es waren da zuviel Leute, die ihn gleich nach dem Gottesdienst, als er aus der Kirche trat, sprechen wollten. So konnte sie nicht an ihn herankommen.

Am gleichen Tage aber zur Mittagszeit kam der Postbote Michail mit einem Telegramm aus Peterhof.

Grigory Rasputin las es und eilte dem Postboten nach, ihn zurückrufend, damit er die Antwort gleich mitnehme.

Als Rasputin vor die Tür trat, saß da die eklige Gussewa. In demütiger Haltung näherte sie sich dem Heiligen und bat ihn

um eine Gabe. Der zog seinen Beutel und wollte ihr ein Geldstück reichen. Mit furchtbarer Gewalt stieß sie ihm da das Messer, das ihr der Schlachter Yurkow in Zarizyn geschenkt hatte, in den Leib. Dann stürzte sie, beide Hände erhoben, auf die Gasse, und rief gellend:

„Ich habe den Antichrist getötet. . .!“

Rasputin lief über die Straße, die Hände fest auf die klaffende Wunde gepreßt, aus der die Gedärme quollen. Auf der Straße lag eine alte Zaunplanke. Er hatte doch noch soviel Kraft, sie aufzuheben und dem wahnsinnigen Weib das Messer aus der Hand zu schlagen.

Von allen Seiten eilten jetzt die Bauern herbei. Nur mit vieler Mühe gelang es Rasputin, der bei Besinnung geblieben war, die Gussewa vor der Wut der Bauern zu schützen. So kam sie ins Kittchen, ins Dorfgefängnis. Vor Gericht stellte sich heraus, daß sie nicht normal sei. Manche sagten, sie sei das Werkzeug des Mönches Illiodor gewesen, der sich für sich und Hermogen, seinen Spießgesellen, die Rasputin in die Verbannung gebracht hatte, rächen wollte.

Rasputin genas von der furchtbaren Wunde, die wahrscheinlich jedem anderen den Tod gebracht hätte. Gottes Hand war sichtlich über ihn. Gott segnete Grischka. . .

Und doch, es war seltsam.

Manche Leute behaupteten, es hätte ja gar nicht anders kommen können, als daß Rußland so plötzlich im Sommer des Jahres 1914 in diese unsäglichen europäischen Wirrnisse hineingeriet. Lag doch Rasputin, der Staretz, damals in Pokrowskoje zu Tode getroffen. . .

Später, während des Krieges, sagte Rasputin einmal zu Felix Jussupoff: „Wäre nicht dies verfluchte Weib, das mir damals den Bauch aufgeschlitzt, so hätte ich es auch schon zu diesem Blutvergießen nicht kommen lassen. So konnten aber nun die Sasanows, und wie die verruchten Minister alle heißen, ihr Werk schmieden. Wieviel Unheil haben sie da angerichtet!“

„Gewiß wäre der Krieg nicht ausgebrochen, wenn Rasputin sich in Petersburg befunden hätte, anstatt sterbend in Pokrowskoje zu liegen“, sagte die Wyroubowa. „Er hätte den Krieg verhindern können. Gott hätte ihn erleuchtet, während es die Minister nicht vermocht haben, irgend etwas vorauszusehen oder zu ver-

hüten. Ach, es ist ein großes Unglück, daß er nicht bei uns war, um den Kaiser zu erleuchten. . .“

Hatte Graf Witte, der gewiß nicht zu den Mitgliedern der Rasputinitzky zu zählen war, auf der Kurpromenade in Nauheim nicht genau dasselbe gesagt? Es war in der Tat sonderbar.

★

Aber nun waren sie alle gegen Rasputin.

An der Front war allerdings mit der Übernahme des Oberkommandos durch den Zaren eine vollständige Veränderung eingetreten. Der Zar verstand es, in seiner steten Güte gegen jedermann, auszugleichen und zu beruhigen, wo andere Unruhe schufen. Der Stab war nicht wiederzuerkennen. Zuvor, unter dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, herrschte Nervosität, eine ständige Angst. Jetzt hatte sich alles beruhigt. Entstand eine Unruhe durch irgendwelche schlimme Meldungen, so brachte allein schon die Anwesenheit des Kaisers eine solche Ruhe, solches Vertrauen, daß von einer Panik nicht mehr die Rede sein konnte. Er sprach mit allen, behandelte alle freundlich. Sie bekamen alle wieder Mut und glaubten an den schließlichen Erfolg.

Einmal wäre auch noch eine Rettung Rußlands möglich gewesen.

Im Anfang des Dezember des Jahres 1915 erhielt Graf Frederiks, der lange Jahre, seit 1898, Minister des Kaiserlichen Hauses war und jetzt als Generaladjutant und General der Kavallerie beim Kaiser weilte, einen Brief aus Berlin. Der kam von einem seiner Freunde, dem Grafen Eulenburg, dem Oberhofmarschall Kaiser Wilhelms. Der Schreiber des Briefes regte an, Möglichkeiten zu schaffen, das beklagenswerte Mißverständnis zwischen den beiden Herrschern zu beseitigen und zu einer Verständigung und einem ehrenvollen Frieden zu gelangen. Auch der Zar hörte von diesem Brief. Er befahl Frederiks zu sich. Graf Frederiks begann mit dem Vorlesen. „Übersetzen Sie ins Russische! Ich verstehe nicht Deutsch!“ unterbrach ihn der Zar unwirsch.

„Geben Sie mir den Brief,“ befahl der Zar, als der Vorleser geendet hatte. Er las ihn noch einmal Wort für Wort durch. Dann kam er an die Stelle, an der der Schreiber des Briefes von der alten Freundschaft sprach, die ehemals zwischen dem Empfänger

und ihm geherrscht habe. Einen dicken Strich machte der Zar durch diese Stelle. Dann schrieb er an den Rand des Briefes: „Diese Freundschaft ist tot und begraben.“

Darauf schickte der Zar zu Sasonow und befahl ihm, eine Antwort aufzusetzen. Der Entwurf der Antwort wurde dem Zaren am nächsten Tage vorgelegt. In diesem Entwurf hieß es, Graf Eulenburg möge dafür sorgen, daß Kaiser Wilhelm, wenn er den Frieden wirklich wünsche, einen gleichen Vorschlag an alle Verbündete richten möge.

Der Zar schob diesen Entwurf beiseite. Er habe sich, so sagte er, die Sache überlegt. Es sei am besten, den Brief Eulenburgs überhaupt nicht zu beantworten; denn jede Beantwortung, auch die abweisendste, könne in Berlin als ein Zeichen des Wunsches aufgefaßt werden, in Verhandlungen zu treten.

Es war ein Spatenstich mehr zum Grab der Romanows.

Auch eine andere Hand, die helfen wollte, wurde beiseite geschoben.

Bei Kriegsausbruch lebte in ihrer Villa am Semmering eine Dame, Mademoiselle Wassiltchikoff. Sie entstammte einer alten, hochangesehenen russischen Familie und unterhielt vielerlei Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten Europas. Es war ihr gestattet worden, in ihrem Hause zu verbleiben. Der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen hatte sie gegen Ende des Jahres 1915 eingeladen und sie gebeten, eine Mission an den Zaren zu übernehmen; sie möge ihn zum Friedensschluß bewegen. Mademoiselle Wassiltchikoff wurde ermächtigt, dem Zaren zu sagen, daß England schon wegen eines Separatfriedens Annäherungsversuche gemacht habe, daß Kaiser Wilhelm Rußland besonders günstige Bedingungen gewähren würde, und daß eine Versöhnung zwischen Rußland und Deutschland aus dynastischen Gründen erwünscht wäre.

Mademoiselle Wassiltchikoff nahm eine in diesem Sinne abgefaßte Erklärung des Großherzogs für Sasonow mit, desgleichen zwei offene Briefe, für den Zaren und die Zarin bestimmt.

Gleich nach ihrer Ankunft begab sie sich in das Ministerium zu Sasonow. Der erklärte ihr rundheraus, sie habe durch die Übernahme ihrer Mission schimpflich gehandelt. Man werde dem Zaren über die Sache berichten.

Es vergingen wenige Tage. Dann wurde Mademoiselle Wassiltchikoff auf Befehl des Zaren in einem Kloster interniert.

Man verschloß sich der Stimme der Vernunft. Man grub sich selbst das Grab. Es war schlimm, daß der Zar jetzt im Großen Hauptquartier die Stimme Rasputins nicht mehr zu hören vermochte. Vielleicht hätte der Rat gewußt.

Wo war Rasputin?

Der hatte einen erbitterten Kampf mit Khovostoff, dem Innenminister, durchzufechten. . . Wie Stürmer, dessen Großvater einst auf St. Helena während des Aufenthaltes Napoleon I. österreichischer Kommissionär gewesen war, was wohl auch des Enkels einziger und größter Ruhm war, war Khovostoff durch den Einfluß jener übelberichtigten Kamarilla um Rasputin zur Macht gelangt. Nun aber hatte er sich mit seinen Freunden überworfen. Auch er war auf den Gedanken gekommen, Retter Rußlands zu werden.

Wieviel Retter hatte jetzt nicht das große Rußland!

Rasputin sollte beseitigt, ermordet werden. . .

In Christiania fand eine Unterredung zwischen Rjevsky, dem Geheimagenten Khovostoffs und jenem bekannten Mönch Illiodor, früher einer der Nächsten Rasputins, dann aber sein erbittertster Feind, statt. Diese beiden Männer kamen überein, Rasputin ermorden zu lassen. Sechzigtausend Rubel wollte das Ministerium des Innern für die Sache zahlen. Es dauerte natürlich nicht lange, so wußte Rasputin davon. Als Rjevsky nach Rußland zurückkam, wurde er verhaftet. Er soll ein volles Geständnis abgelegt haben. Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht.

Khovostoff wurde vom Zaren entlassen. Wieder hatte Rasputin gesiegt.

Es war ja gewiß kein Wunder, daß Rasputin Feinde hatte. „Ich kann doch nicht jedes Roß zum Minister machen . . .“, soll er mehr als einmal gesagt haben, wenn ihm einer gar zu lange mit der Bitte um einen Ministerposten in den Ohren lag. Oder er fuhr einen ob seines unverschämten Geilens willen hart an: „Ich kann nicht jeden Schwachkopf zum Bischof ernennen!“

So etwas merken sich die Leute.

Schließlich unternahm Gutschkow in der Duma einen harten und zähen Angriff auf Rasputin. Die Leute horchten auf. Man

kannte den alten Quertreiber und Hartschädel. Man wußte, daß der nicht so leicht wieder locker ließ! Mit ihm war Poliwanoff, der Kriegsminister, wie seine Erinnerungen beweisen, ein kluger und befähigter Mann, eng befreundet. Man hatte ihn im Volke gern; man wußte, daß er arbeitete.

Es war vier Tage nach jenem heftigen Angriff Gutschkows. Da mußte Poliwanoff sein Ministerium abgeben. Rasputin hatte gesiegt.

Einmal sprach Rasputin mit seinem Mörder, dem Fürsten Felix Jussupoff, über die Duma und den Zaren. Felix Jussupoff gibt in seinem Buch, in dem er das Ende Rasputins beschreibt, dieses Gespräch wieder:

„In der Duma wird viel Übles über mich ausgestreut, damit verwirren sie nur den Zaren. . . Nun, nicht mehr lange sollen sie derartigen Quatsch verzapfen. Ich werde demnächst die Duma auseinanderjagen, und die Dumamitglieder sollen an die Front geschickt werden. Ich werde es ihnen schon zeigen, damit sie sich meine Person gut merken.“

Der Fürst zweifelte: „Gregory Jefimowitsch, haben Sie denn wirklich die Macht, die Duma auseinanderzujagen. . .“

„Na, Kleiner, die Sache ist doch ganz einfach. Wenn du dich mir noch näher anschließen und mir in allem behilflich sein wirst, dann sollst du auch noch mehr erfahren. Vorläufig laß es dir genug sein, wenn ich dir folgendes sage: Die Zarin ist eine außerordentlich weise Herrscherin; mit ihr kann ich mich immer verständigen, und wir werden uns auch stets einig werden. Jedoch er — er ist ein Mann Gottes, ja, aber doch kein Herrscher! Mit Kindern zu spielen, ja, das versteht er, mit Blumen umzugehen und einen Garten zu bestellen, das ist etwas für ihn, aber wie kommt er dazu, ein Land zu regieren? Ist doch zu schwierig für ihn. Da sind wir ihm nun mit Gottes Segen behilflich. . .“

*

Der russische Winter war da. Die Leute hungerten. Unruhen brachen aus. Es hieß, die Truppen würden nicht auf das Volk feuern. Die Gefahr, daß die Parteien das Volk zu Unbesonnenheiten reizen würden, war kaum vorhanden. Wohl aber sammelte sich in den Massen, die frierend und hungernd vor den Lebens-

mittelgeschäften stundenlang in Reihen standen, um dann nach diesem qualvollen, fast endlosen Warten eine kleine Menge Fett, das nichts taugte, oder ein wenig Brot, das aus Ersatzstoffen gebacken war, zu erhalten, eine stille, unauslöschliche Wut auf diesen Krieg an, auf die Menschen, die an ihm schuldig waren. Nur, daß sie die Falschen als die Schuldigen ansahen. Die Leute mußten glauben, was ihnen erzählt wurde.

Immer wieder erzählte man ihnen, daß auch Rasputin, der Heilige, der Wüstling, einer der Hauptschuldigen an dem ganzen Elend sei.

Daß er schon seit länger denn zwei Jahren dem Zaren und seiner Umgebung gepredigt hatte, der Krieg müsse beendet werden, das wurde den Leuten nicht gesagt! Zudem war es so leicht, ihn in Verdacht zu bringen, da er ja allzu eng verknüpft war mit jenen reaktionären Leuten, die das Volk jetzt anfang zu hassen wie nie zuvor. Überall sammelte sich der Brandstoff.

Im November nannte Miljukoff in der Duma in einer stürmischen Rede Stürmer einen Verräter am Vaterlande. Der Abgeordnete Purischkewitsch, jener Purischkewitsch, der früher einmal, als die russischen Soldaten, insbesondere aber die Offiziere an der Front nicht aus ihrer Ruhe herauszubekommen waren, dem General Radko-Dimitrijew, dem Draufgänger, der als Bulgare im russischen Heere Kriegsdienst leistete, telegraphiert hatte: „Wenn Rußland einige Generale mehr wie Sie hätte, würden unsere Armeen längst durch das Brandenburger Tor marschiert sein“, forderte in dieser stürmischen Dumasitzung die Minister mit aller Leidenschaftlichkeit, die ein Russe aufzubringen vermag, auf, sich dem Zaren zu Füßen zu werfen, ihm zu sagen, daß die Dinge so nicht weiter gehen könnten und ihn anzuflehen, Rußland von Rasputin zu befreien. . .!

Jetzt wollte die Zarin Rußland retten. Ihr Schützling Stürmer wurde zwar abgesetzt, nachdem die Zarinmutter mit ihrem Sohn in Kiew gesprochen hatte. Ganz offenbar wollte der Zar nun einen liberalen Kurs einschlagen. Vergebens versuchte die Zarin Alexandra Fedorowna Stürmer zu halten. Es gelang ihr aber, wenigstens den von ihr gefürchteten radikalen Wechsel in der inneren Politik aufzuhalten. Sie war der Meinung, nur der schärfste Despotismus könne Rußland noch über Wasser halten.

Hatte sie Recht, diese sonderliche Frau, die Leid und Kampf zur tragischen Heldin gemacht haben? Wie hatte sie doch gesagt, als die Minister einen letzten Versuch gemacht hatten, den Zaren von der Übernahme des Oberkommandos abzuhalten? „Ich habe keine Geduld mit Ministern, die versuchen, ihn von der Ausübung seiner Pflichten zurückzuhalten. Die Lage verlangt Standhaftigkeit. Leider ist der Zar schwach, aber ich bin es nicht und ich werde fest bleiben. . .“

Es sah wirklich böse aus in Rußland.

★

Fast schien es dann aber doch, als wolle sich das weite Rußland noch einmal einigen. Der gewiß nicht fortschrittlich gesinnte Staatsrat, die Duma, die Semstvos der großen Städte, insbesondere Moskaus, sogar die Adelsvereinigung, die konservativste Vereinigung Rußland, sie alle erhoben ihre Stimmen zum Zaren. Ihr Kampf galt den dunklen Gewalten hinter dem Thron, die da Minister ernannten und entließen.

Die allrussischen Leute waren ja schon längst nicht mehr Rasputins Freunde. „Wir Bauern brauchen keinen Krieg“, sagte er ihnen. „Nur ihr verdammten Städter wollt das Blut der Landeskinder vergießen, um damit eure Geschäfte zu machen. . .!“

Im Dezember war es auch, daß Mitglieder der kaiserlichen Familie es versuchten, der Zarin über die wirkliche Lage und über Rasputin die Augen zu öffnen. Unter ihnen war auch die ältere Schwester der Zarin, jene unglückliche Großfürstin Elisabeth Fedorowna, die Gemahlin des im Jahre 1905 durch die Revolutionäre getöteten Großfürsten Sergej, die sich nach dessen furchtbarem Tode von der Welt zurückgezogen hatte. Sie lebte in Moskau in einer von ihr gegründeten Schwesternschaft, und ihr Leben war der Linderung der Leiden der Armen gewidmet. Sie hat späterhin ein furchtbares Schicksal erlitten. Damals, als der Mörder ihres Gemahls Kaliajew im Gefängnis war, hat sie ihn besucht und getreu den Weisungen der Heiligen Schrift, die Feinde zu lieben, hat sie alles getan, was in ihren Kräften stand, die Begnadigung des Mörders zu erreichen, die dieser nicht annahm. Sie wurde im Jahre 1918 in Alapajewsk von den Bolschewisten erschossen, jenem Ort, in dem der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, sein Bruder Igor Konstantinowitsch, der Großfürst

Johann Konstantinowitsch, Söhne der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg, der Gemahlin des Großfürsten Konstantin, der während des Krieges starb, getötet wurden.

Den Großfürsten, die sich im Dezember an die Zarin wandten, um mit ihr über Rasputin zu sprechen, hatte sich auch jene unglückliche Elisabeth Fedorowna angeschlossen. Von denen, die sie gekannt haben, wird sie als ein helfender Engel aller Leidenden beschrieben, wunderschön an Körper und Seele.

Sie sprach leidenschaftlich und eindringlich zu der Zarin. Umsonst sprachen auch die übrigen Verwandten.

Die Großfürstin Viktoria, die Gattin des Großfürsten Kyrill, machte kurz darauf noch einmal den gleichen Versuch. Umsonst. Sie verlangte von der Zarin die Preisgabe jenes Protopopoffs, den die Kaiserin zum Ministerpräsidenten machte. Die Antwort der Zarin lautete, daß die Situation Festigkeit verlange. „Ich werde den Zaren nicht weiter nachgeben lassen. Zudem, die Armee und die Landbevölkerung sind auf unserer Seite. Sie vergöttern den Zaren. . .“

Hätte sie gewußt, daß Protopopoff ihr Lügentelegramme aus allen Gegenden des Reiches zugehen ließ, vielleicht hätte sie anders gesprochen. So aber blieb sie wie in Blindheit geschlagen. Es war furchterlich. Die unglückliche Frau führte Rußland in das Verderben, sich, ihren Mann und ihre süßen Kinder in das Blutzimmer von Jekaterinenburg, in dem Abraham Jurowski in der Nacht vom 16. zum 17. Juli 1918 dem Zaren in ihrem Beisein und im Beisein der fünf unschuldigen Kinder eine Kugel in die Stirn schoß, in jenes Blutzimmer, in dem darauf sie und die Kinder und etliche Getreue durch Gewehrschüsse, Kolbenschläge und Bajonettstiche niedergemacht wurden.

Den Weg durch das dunkle Tor mußte vor ihnen aber noch ein Anderer gehen; der Heilige, der Wüstling.

Über den Tod des unheimlichen Rasputin kann niemand besser berichten als Rasputins Mörder, der in seinem Buch über das Ende Rasputins diesen furchtbaren Tod schildert. Er erzählt, daß er im Keller seines Palastes an der Moijka zwei zusammenhängende Gewölbe zu einem Vorraum und einem Eßzimmer hatte herrichten lassen, um hier den Heiligen zu ermorden. Über diesem Gewölbe befand sich das Kabinett des Fürsten, in dem sich seine

Gehilfen, der Abgeordnete Purischkewitsch, der Großfürst Dimitrij Pawlowitsch, der polnische Arzt Dr. Lazowert und der Leutnant Suchotin befanden.

Zuvor hatte der Arzt Lazowert drei Schokoladenkuchen und einige Weingläser, für Rasputin bestimmt, mit Zyankali präpariert. In dem Raum wurde ein wenig Unordnung geschaffen, einige gebrauchte Gläser und einige gebrauchte Teetassen auf den Tisch gestellt. Der Wundermönch hätte sonst sehr leicht argwöhnisch werden können. Nun begaben sich die übrigen nach oben, wo sie mit lauter Fröhlichkeit und dem Abspielen lustiger Lieder von Grammophonplatten eine vergnügte Gesellschaft vortäuschten.

Fürst Felix Jussupoff holte das Opfer ab.

„Ist da ein Zechgelage?“ fragte Rasputin, als er den Lärm im oberen Stockwerk hörte.

„Nein, meine Frau hat nur Gäste bei sich, die gehen aber gleich wieder“, log der Prinz. Die Fürstin war in der Krim.

Unter den Dingen, die das Zimmer ausstatteten, fiel besonders ein Schränkchen mit Inkrustationen auf, in dem sich, wie der Fürst später erzählte, ein wahres Labyrinth von Spiegeln auf kleinen bronzenen Säulen befand. Auf diesem Schränkchen stand eine sehr alte Kreuzigung Christi aus Bergkristall und Silber; die Arbeit war italienischer Herkunft und stammte aus dem 17. Jahrhundert.

Dieses Schränkchen, erzählt der Prinz in seinem Buch weiter, zog jedesmal, so oft er daran vorbeiging, die Aufmerksamkeit des Heiligen auf sich. Immer wieder machte er sich mit ihm zu schaffen.

Es ist zu sehr bekannt, als das es nötig wäre, all das hier noch einmal zu erzählen, wie der Mörder seinem Opfer Lieder zur Laute singt, wie er den Todgeweihten immer wieder nötigt, Kuchen und Wein zu nehmen, wie aber keinerlei Wirkung des Giftes eintreten will. Man weiß auch, daß der Prinz schließlich nach oben geht, sich einen Revolver holt, und halb unsinnig vor Aufregung, sein Opfer von hinten niederschießt, als es sich wieder die Kreuzigung aus Bergkristall betrachtet. Dies alles war nichts weiter als ein feiger Mord, wie er sich dann später in Rußland tausendfach, hunderttausendfach wiederholt hat.

Es ist auch bekannt, wie schwer Rasputin aus diesem Leben, das er doch so sehr liebte, ging. Wie der Ermordete immer wieder zum Leben zurückkam. Aber lassen wir den Mörder selbst erzählen, was geschah, nachdem das Opfer nahezu eine Stunde allein im Kellergewölbe gelegen hatte, als der Mörder, von innerer Unruhe getrieben, an die Leiche trat:

„Auf dem Fußboden, auf der Stelle, wo wir ihn verlassen hatten, lag der ermordete Rasputin. Ich tastete nach dem Puls; es waren aber keine Pulsschläge mehr zu vernehmen; kein Zweifel, Rasputin war tot... Ich stand eine ganze Weile über ihn gebeugt und war eben im Begriff, fortzugehen, als meine Aufmerksamkeit durch ein leichtes Zittern des Lides auf dem linken Auge Rasputins gefesselt wurde. Plötzlich begann das linke Auge sich langsam zu öffnen. Nach einer Weile fing auch das rechte Lid an zu zittern und sich zu heben, und auf einmal... durchbohrten mich beide Augen, beide Augen Rasputins, die jetzt grünlich schimmerten, schlangenartig, und einen Ausdruck voll teuflischer Bosheit hatten... Ich war vor Entsetzen wie gelähmt. Alle Muskeln meines Körpers wurden auf einmal steif. Ich wollte davon laufen, um Hilfe rufen, ich konnte meine Beine nicht mehr bewegen, meine Stimme gehorchte mir nicht mehr... Ich stand wie angewurzelt... Und nun geschah das Unglaublichste... Durch eine ungestüme heftige Bewegung schwang sich Rasputin plötzlich auf die Beine; auf seinen Lippen zeigte sich Schaum. Er war schrecklich anzusehen. Das Zimmer füllte sich mit tierischem Gebrüll, und ich sah, wie die durch Krampf gekrümmten Finger in der Luft spielten, als suchten sie etwas... Da, auf einmal, bohrten sie sich wie ein glühendes Eisen in meinen Rücken und versuchten dann mich an der Gurgel zu packen. Im heiseren, unheimlichen Flüsterton wiederholte der ins Leben zurückgekehrte Rasputin immerfort meinen Namen. Ein grenzenloses Entsetzen erfaßte mich... Nun entspann sich ein fürchterliches Ringen zwischen uns. Es war mir, als sei der Teufel in diesen Bauern gefahren und hielt mich mit seinen krallenartigen Fingern umfassen... Mit einer letzten gewaltigen Anstrengung gelang es mir schließlich, mich loszureißen; ich war frei... Rasputin fiel röchelnd auf den Rücken; in der Hand hielt er ein Achselstück, das er mir im Kampf entrisen hatte. Ich sah mich noch einmal nach ihm um; er lag unbe-

weglich; der Körper war ganz unbeweglich... Aber schon im nächsten Augenblick bewegte er sich wieder... Ich rannte nach oben, um Purischkewitsch zu rufen: Rasch, rasch, einen Revolver! Er lebt noch...!“

Dem Opfer gelingt es, bis auf den Hof zu kommen. Dort schießt Purischkewitsch noch viermal. Ein Schuß trifft Rasputin so, daß er für tot zusammenbricht. Bei der Obduktion ergab sich, daß nach Ansicht der Ärzte auch der erste Schuß schon hätte tödlich sein müssen. Es wird aber erzählt, daß erwiesen sei, daß der Ermordete noch geatmet hätte, als man seinen Leichnam von der Petropawlowskbrücke in das Wasser der Newa durch ein Eisloch warf. Es soll sich noch Wasser in der Lunge gefunden haben. Vielleicht wird das aber auch nur gesagt, weil nach dem russischen Glauben Ertrunkene nicht heilig gesprochen werden können.

Die Nonne Akulina wusch den Leichnam des Getöteten. So wollte es die Kaiserin. Es ist jene Akulina, die während des Krieges Dienst tat im Lazarett der Kaiserin und viel mit ihr betete. Vor einigen Jahren war sie noch im Kloster des Heiligen Tichon in Ochtaj gewesen. Dieses Kloster liegt in tiefen Wäldern, nicht weit von Jekaterinenburg. Akulina stammte von Bauern ab; sie hatte einen sehr schönen und sehr kräftigen Körper. Der machte ihr in ihrem Nonnentum viel zu schaffen. Es wurde zuletzt so schlimm mit ihr, daß sie in gewissen Zeitabständen von heftigen Krämpfen, unaussprechlichen Empfindungen und Verzückungen des ganzen Körpers befallen wurde. Alle Klosterinsassinnen wußten es, die Nonne Akulina war vom Teufel besessen. Eines Tages war es wieder sehr schlimm mit ihr. Sie schrie und tobte und wußte nicht, was mit ihr geschah. Da wollte es der Zufall, daß gegen Abend ein Pilger an die Pforte des Klosters klopfte und um Nachtlager bat. Das war Grigory Jefimowitsch. Er zog damals im Ural umher. Man brachte ihn am gleichen Abend zur Nonne Akulina, die noch immer vom Teufel übel geplagt wurde. Grigory Jefimowitsch ging zu ihr in die Zelle, die er hinter sich abschloß. Er trieb ihr den Teufel so gründlich aus, daß der sie nie wieder plagte. Grigory Jefimowitsch hatte sie erlöst, und sie blieb ihm seitdem ergeben.

Das war jene Nonne Akulina, die nun eine halbe Nacht dazu brauchte, den Leichnam zu waschen und seine Wunden einzu-

balsamieren. Dann umhüllte sie die Leiche mit neuen Gewändern und legte sie in einen Sarg. Zum Schluß drückte sie ihm ein Kruzifix in die über den langen schwarzbraunen Bart gefalteten schmalen Hände. Unter das Kruzifix schob sie einen Brief, den ihr die Kaiserin gegeben hatte. Der Brief lautete: „Mein teurer Märtyrer, erteile mir Deinen Segen, damit er mich auf dem schmerzvollen Wege, den ich hienieden noch wandern muß, ständig begleite. Und denke unser dort oben in Deinen heiligen Gebeten! Alexandria.“

Also tat die Nonne Akulina.

Am Morgen kamen die beiden anderen Frauen, die Kaiserin und die Wyroubowa, und schmückten die Leiche unter lauten Klagen und erschütterndem Weinen mit Blumen und Ikonen über und über.

Um Mitternacht des nächsten Tages brachte man den Sarg nach Zarskoje Selo. Dort wurde er in eine Kapelle des Kaiserlichen Palastes gestellt.

Zwei reiche Kaufleute aus Moskau hatten vor einiger Zeit in Gemeinschaft mit der Wyroubowa ein Grundstück erworben, nicht weit von den kaiserlichen Gärten, in Alexandrowka. Sie wollten dort eine Kapelle und ein Fürsorgeheim errichten. Schon vor einem Monat war das Grundstück geweiht worden. Hier begrub man Grigory Jefimowitsch, den Heiligen, den Wüstling.

Es waren nur wenige Personen, die dem Sarge folgen durften. Außer dem Kaiser und der Kaiserin nahmen an der Beisetzung die vier Töchter des Zarenpaares, Protopopow, die Wyroubowa, der Obert Loman, der auch die Leiche bei der Überführung nach Zarskoje Selo begleitet hatte, der Oberst Maltzew und der diensttuende Geistliche Pater Wassiljew teil.

Die Kaiserin Alexandra Fedorowna ließ sich das blutige Hemd des Ermordeten bringen. Sie führte es an die Lippen und küßte es. Von da ab bewahrte sie es auf als eine Reliquie vom Heiligen Grigory. Sie hat es bis zu ihrem schrecklichen Tode in Jekaterinenburg behütet.

Wohl wurden die Mörder auf Befehl der Zarin bald nach der Tat in Haft gesetzt. Der Großfürst Paul, der Vater des Großfürsten Dimitrij, hat den Zaren, seinen Sohn aus der Haft in sein Palais in Zarskoje aufnehmen zu dürfen. Der Zar schüttelte den Kopf: „Die Zarin kann es jetzt nicht erlauben...“

Bald darauf wurde Großfürst Dimitrij nach Persien verbannt. Prinz Jussupoff bekam den Befehl, sich auf seine Besitzungen in der Krim zurückzuziehen. Was sollte man ihnen tun? Konnten sie nicht als Mitglieder des Kaiserlichen Hauses jede Immunität für sich beanspruchen? Sollte man dem Volke zeigen, daß auch Glieder des Hauses Romanow antastbar wären?

Am elften Januar trafen sich die Mitglieder der Kaiserlichen Familie, soweit sie nicht an der Front waren, im Palast der Großfürstin Maria Pawlowa, Herzogin zu Mecklenburg und Witwe des im Jahre 1909 verstorbenen Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch. Sie verfaßten ein gemeinsames Schreiben, in dem sie den Zaren baten, dem Großfürsten Dimitrij zu verzeihen. Gleichzeitig machten sie in respektvoller Sprache ihren Vetter, den Zaren, auf die großen Gefahren aufmerksam, die die Politik des schärfsten Despotismus in der augenblicklichen schwierigen Lage für Rußland und das Haus Romanow barg.

Zwei Tage später bekamen sie diese Antwort: „Niemand hat sich um Mörder zu kümmern. Ich weiß, daß das Gewissen vielen keine Ruhe gibt, denn es ist nicht nur Demeter Pawlowitsch in die Sache verwickelt. Ich bin erstaunt, daß Ihr Euch an mich wendet.“

*

„Unlösbar“, hatte einst der Wüstling der Zarin gesagt, „unlösbar ist mein Schicksal mit dem Rußlands und des Hauses Romanow verbunden, unlösbar...“

Es waren noch nicht drei Monate nach dem Tode Rasputins vergangen, da barst das gewaltige Reich der Romanows in Trümmer.

Europa ist ein einziges Waffenarsenal geworden. An den Fronten brüllt der Orkan. Der Tod hält eine Ernte, wie sie ihm, solange die Menschen über die Erde gehen, noch nicht wurde.

Zu Petersburg und Paris ist London getreten.

Einsam kämpfen die Mittelmächte; aber mit unheimlicher Kraft.

Der Landsknecht, der muß reiten. . .

Als am Tage des Mordes von Sarajewo Zorn und Begeisterung, dem bedrängten Freunde an die Seite zu treten, in Deutschland hochbrannten, war das deutsche Volk weit entfernt von einer objektiven Beurteilung der europäischen Dinge.

Wären die Deutschen in der Tat ein Volk von starkem, skrupellosem politischen Willen, so wie man es oft bei Leuten lesen kann, die Deutschland nicht wohlgesinnt sind, so hätten sie die Mordtat geschehen lassen, hätten ein wenig sich beteiligt im diplomatischen Spiel, das folgen mußte, wären vielleicht ein Stück mit Österreich-Ungarn mitgegangen, schließlich bis dahin, wo es vor dem Absturz in den Abgrund nicht mehr zu retten war, hätten das österreichisch-ungarische Staatengebilde sterben lassen, um in wirklicher Nibelungentreue die deutschen Stammesbrüder aus dem Hexenkessel ohne einen Schwertstreich hinüber zu retten in das macht- und friedenumwehrte Mutterland.

Eine Politik, wie sie schon 1871 der amerikanische General Sheridan von Bismarck gehört haben will. Seine Behauptung klingt aber sehr unwahrscheinlich, wenn sie nicht überhaupt gefälscht ist.

Das wäre eine Politik gewesen, auf die Deutschlands Gegner mit berechtigtem Neid hätten sehen können. Ganz leicht wäre eine solche Politik gewiß nicht gewesen, ganz unmöglich aber auch nicht. Dann erscheint sie sogar als außerordentlich schwer, wenn man den seit 1910 unzweifelhaft vorhandenen Willen der Gegner zum Waffengang in die Rechnung setzt. Aber wohl ganz sicher läßt sich schon heute behaupten, daß das deutsche Volk 1914 einer solchen großflächigen Politik kaum gefolgt wäre.

Nur einmal bewiesen die Deutschen in jenen Tagen so etwas wie ein politisches Gefühl. Das wurde auch auf dem entferntesten Dorf richtig empfunden, daß Deutschland auf seinen dritten Bundesgenossen, auf Italien, nicht zählen könnte.

Die italienische Armee wurde zudem nicht ernst genommen. Man glaubte nicht nur, sich über sie lustig machen zu können,

nein, es sind genug Spottbilder und Spottschriften bekannt, die dem treulosen Waffenbruder jedes Gefühl für Treue, Waffenehre und verpändetes Wort abstreiten.

Niemand wird behaupten, daß das italienische Heer sich mutlos oder feige im großen Kriege benommen habe. Es war ein zäher und tapferer Gegner, der wohl schwere, sehr schwere Niederlagen hinnehmen mußte, der aber im Kampf seinen Mann stand.

Es gibt aber kaum ein größeres Landsknechtschicksal, als das Schicksal, das das italienische Heer und seine Führer im Weltkrieg erleben mußten.

Jedermann kennt den Namen Cadornas. Man erinnert sich seiner Berichte, die wohl spöttischerweise zuweilen als Wetterbericht vom italienischen Kriegsschauplatz bezeichnet wurden. Gewiß, dieser General gab viel auf die Wettereinflüsse. Das war bei den sehr schwierigen klimatischen Verhältnissen seines Kriegsschauplatzes gar nicht anders möglich. Es ist bezeichnend für ihn, daß er schon vor dem Kriege in einer Denkschrift darauf hinwies, daß die klimatischen Verhältnisse in den Alpen für eine Kriegführung äußerst schwierig seien und daß z. B. in den Westalpen wegen der dort allgemein herrschenden Wetterzustände große militärische Operationen auf höchstens vier bis fünf Monate des Jahres beschränkt seien.

Nun, der viel bespöttelte Cadorna, über dessen Regenschirm sich viel Hohn ergoß, übergab noch am 31. Juli 1914, als alle Welt wußte, daß nun die Flammen des großen Krieges an allen Orten und Enden Europas auflodern würden, für den König von Italien ein Memorandum unter dem Titel „Zusammenfassende Denkschrift über unseren Nordwestaufmarsch und über den Transport der größtmöglichen Streitkräfte nach Deutschland.“

Für Deutschland — gegen Frankreich. . .

Es ist nicht ohne Interesse, einiges aus dieser Denkschrift zu lesen, die entstand, als schon die ersten starken Wetterschläge in Europa erfolgten. Zunächst gab der General eine Darstellung der Entwicklung in den Abmachungen der deutsch-italienischen Waffenhilfe. Er schloß diese Darstellung mit den Worten: „Das ist kurz die Geschichte der verschiedenen Stadien, die diese äußerst wichtige Frage durchlaufen hat; dies ist ihr augenblicklicher Stand, wie ich ihn vorfinde. Meine innerste Überzeugung ist, daß diese

wichtige Frage keiner anderen Lösung entgegengeführt werden kann, und hierin stimme ich also völlig mit allen meinen Vorgängern überein.

Auf der anderen Seite ist aber meine feste und genaue Überzeugung, daß die in Aussicht genommene Lösung nicht völlig den Interessen des Vaterlandes entspricht, wenn sie nicht die größtmögliche Ausdehnung erfährt, deren sie fähig ist.

Mit anderen Worten: Ich bin dafür, daß man der nach Deutschland zu entsendenden Armee nicht nur fünf Armeekorps (außer den Kavalleriedivisionen) zuteilen solle, sondern daß man versuchen muß, auf den hauptsächlichsten Kriegsschauplatz alle die Streitkräfte zu werfen, die für uns an der Nordwestgrenze sowie im Landesinnern entbehrlich sind — eine Notwendigkeit, die ich nach gründlichen Studien mir vorzuschlagen erlaube. Hierin vervollständigt mein Gedanke denjenigen meiner Vorgänger, indem er den grundlegenden Plan der tatsächlichen Lage anpaßt, wie sie sich aus unserer Stellung gegen Frankreich an der Nordwestgrenze und aus den Betrachtungen der internationalen Politik ergibt.“

Weiter sagte Cadorna: „Wenn wir auf unserer Seite eine Fülle von Truppen zur Unbeweglichkeit verurteilen, anstatt sie zum Kampf nach Deutschland zu bringen, so würden wir vielleicht auch zu einem für die Waffen des Dreibundes ungünstigen Ausgang des Krieges beitragen.“

Dann heißt es: „Deutschland hat erst kürzlich eine ungeheure Anstrengung unternommen und dadurch den schon festen und glänzenden Zusammenhalt seiner Armee noch mehr vertieft und verstärkt. Parallel damit hat auch Frankreich ungeheure Anstrengungen gemacht und ebenso Rußland, und beide vielleicht noch größere zur Beschleunigung der Mobilisierung und des Aufmarsches. Österreich hat andererseits ebenfalls seine bewaffnete Macht vermehrt und verstärkt, begegnet aber neuen und größeren Schwierigkeiten auf dem Balkan. Bei dieser Sachlage ist es natürlich, daß Deutschland den direkten Beistand unserer Streitkräfte auf dem Hauptkriegsschauplatz so groß wie nur irgend möglich wünschen muß.“

„Neben der politischen Betrachtung der weitgehendsten Kompensationen, die wir für unseren ausgedehnten Beistand fordern werden, verlangt das strategische Interesse, die Streitkräfte des Dreibundes

als zu einem einheitlichen Heere gehörig zu betrachten, sie nach einheitlichen Befehlen zu verteilen und zu verwenden. Da der Hauptkriegsschauplatz, auf dem sich das Waffenglück entscheiden wird, der nördliche ist, auf dem, wie schon in den Jahren 1805, 1809 und 1813, die Massen der Streitkräfte zusammenströmen werden, so würde das Entziehen auch nur einer Einheit, die anderswo entbehrlich wäre, bedeuten, daß wir bewußt beitragen wollten, die Wahrscheinlichkeit des aus dem gemeinsamen Werk hervorgehenden Erfolges zu verringern.“

Der Generalstabschef Luigi Cadorna verhehlt im letzten Teil seiner Darlegungen durchaus nicht, daß er wohl glaubt, trotz der zwingenden Notwendigkeit seiner Erläuterungen auch auf die hohe Politik Italiens Rücksicht nehmen zu müssen. Von großem Wert ist es aber zu sehen, daß er all diese Sätze in den Tagen schrieb, als der Erdbrand um Deutschland auflöhte. Gewiß hat dieser Mann nicht daran gedacht, daß er in kurzer Zeit dem Befehl seines Königs Folge zu leisten habe und gegen den Waffenbruder, dem er zu helfen suchte, ins Feld rücken müsse.

Unterschiedlich sind auch die Meinungen darüber, ob Italien verpflichtet war, Deutschland oder Österreich sofort Waffenhilfe zu leisten. Deutschland und Österreich waren wohl verpflichtet, Italien an die Seite zu springen, wenn es von Frankreich ohne Provokation von seiner Seite angegriffen werden würde.

Wurde Deutschland in der gleichen Weise von Frankreich angegriffen, so mußte Italien an Deutschlands Seite treten. Österreich-Ungarn konnte zu Hause bleiben.

Österreich-Ungarn brauchte sich erst zur Hilfe für Deutschland in Bewegung setzen, wenn eine andere Großmacht an die Seite Frankreichs zur Waffenhilfe gegen Deutschland trat.

Wurde jedoch Österreich-Ungarn durch ein nichtprovoziertes Rußland angegriffen, so mußte Deutschland für Österreich-Ungarn die Kriegsgrosse anschirren. In diesem Fall war Italien nur zu wohlwollender Neutralität gegen Österreich-Ungarn und Deutschland verpflichtet.

Wurden ein oder zwei Mitglieder des Dreibundes ohne eigene Provokation von zwei oder mehr Großmächten, die außerhalb des Dreibundes standen, angegriffen, so trat der Bündnisfall gemeinsam für alle drei Mitglieder des Dreibundes ein.

Fast alles wurde aber schon allein dadurch illusorisch gemacht, daß Italien die Verpflichtung eingegangen war, niemals gegen England zu kämpfen.

Man weiß, daß der Dreibund verschiedentlich erneuert worden ist, zum letztenmal am 5. Dezember 1912.

Italien hat zweifellos von seiner starken Anlehnung an den großen deutschen Freund sehr viel Gutes gehabt. Man erinnere sich an all die Unterstützung, die es während der großen Einigungskämpfe von deutscher Seite erfuhr, man erinnere sich an all die brüderliche Hilfe, die Deutschland ihm in den späteren Jahren leistete.

Man darf auch nicht annehmen, daß sich der deutsche Generalstab allzuviel von der italienischen Waffenhilfe versprach. Mit Recht wird daran erinnert, daß Graf Schlieffen schon zu Ende des Jahres 1903 in einem Bericht an den Reichskanzler seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß wir unter Umständen nicht nur nicht auf die dritte italienische Armee rechnen dürften, sondern daß wir auch darauf gefaßt sein müßten, es mit dem gesamten französischen Heere ohne irgendeinen Abzug an der Alpengrenze zu tun zu haben.

Nun, dieser Fall trat in dem Augenblick ein, in dem Italien seine Neutralität erklärte, Frankreich also seine Alpenarmee, die gegen Italien stand, zur Verwendung gegen Deutschland frei bekam.

General von Moltke, der als Schlieffens Nachfolger den deutschen Generalstab leitete, schrieb im November 1911: „Deutschland wird gut daran tun, sich darauf vorzubereiten, daß es einen Krieg gegen Frankreich und England zunächst allein zu führen haben werde.“

Zweifellos war der politische Horizont, soweit er Deutschland und Italien angeht, bis zum Kriegsausbruch nicht immer ganz klar.

Das konnte aber eine enge Waffenfreundschaft zwischen den führenden italienischen und deutschen Offizieren nicht hindern.

Der italienische Generalstabschef General Pollio, der ein ebenso treuer Anhänger des Gedankens deutsch-italienischer Waffenbrüderschaft war, wie es sein Nachfolger, der Generalleutnant und Generalstabschef Luigi Cadorna noch am 31. Juli 1914 war, hat mehrfach mit den führenden deutschen Offizieren die Grundideen der Waffenbrüderschaft besprochen und festgelegt.

★

„Bitte, beantworten Sie mir klipp und klar die Frage: wird Italien, wenn es zu dem vorausgesehenen europäischen Kriege kommt, seinen Verträgen treu bleiben und unter allen Umständen am Kriege auf der Seite der beiden anderen Verbündeten teilnehmen? Das zu wissen, ist mir zunächst die Hauptsache. Über die Art der Teilnahme können wir uns dann noch weiter unterhalten...“

Also fragte im Dezember 1912 der deutsche Generalstabschef General von Moltke den italienischen Oberst Zupelli, der der nach Berlin entsandte Vertrauensmann des italienischen Generalstabschefs war.

Diese Frage wurde unter den lebhaftesten Freundschaftsbeteuerungen von dem Gefragten bejaht. Ja, nicht nur von ihm, sondern auch von dem anwesenden italienischen Militärattaché in Berlin, General Graf Calderari.

Wolfgang Foerster teilt den Fortgang dieser Besprechung so mit, daß der Oberst Zupelli nach einigen Tagen die Bitte des Generals Pollio überbrachte, General von Moltke möge seine Ansicht über das wahrscheinliche Verhalten der Schweiz im Kriegsfall äußern. Der italienische Generalstab war besorgt, daß französische Truppen durch die Schweiz vorgehen möchten und daß dadurch die italienische dritte Armee beim Vorgehen vom Oberrhein her in der Flanke bedroht werden könnte.

Nun, wir wissen heute, daß die Gefahr eines französischen Einbruches in die Schweiz durchaus vorhanden war, und daß die Franzosen gewiß keinen Grund haben, sich über die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland zu ereifern.

Die Frage der belgischen Neutralität und deren Verletzung ist im übrigen auch eine jener Fragen, mit denen reichlich künstlicher Nebel erzeugt wurde und noch erzeugt wird, den Leuten die klare Sicht über die europäischen Dinge zu nehmen. Das gutgemeinte und unpolitische Wort Bethmann Hollwegs über die Verletzung der angeblichen belgischen Neutralität ist so oft gegen Deutschland ausgenützt worden, daß es allgemach selbst in Paris und in London schon langweilig wirkt, dieses Argument noch zu gebrauchen.

In London muß die Erinnerung an diese Dinge sogar als recht unangenehm empfunden werden. Schließlich sind die englischen Aufmarschlinien durch Belgien zu den „conventions anglo-belges“, wie sie der belgische Generalstabschef General Ducarne selbst ge-

nannt hat, ja nicht nur den militärischen Fachleuten in Paris, Brüssel und London bekanntgeworden. Wenn die Entente es auch durch den Versailler Vertrag erzwungen hat, daß in Deutschland diese Dinge, die aller Welt das wahre Gesicht der belgischen Neutralität zeigen würden, nicht veröffentlicht werden dürfen, so sei aber doch nur darauf hingewiesen, daß das belgische Heer seinen ihm vorgeschriebenen Platz genau innehatte, als die Millionenheere ringsum Deutschland aufmarschierten, jenen Platz nordwestlich von Lüttich, der schon seit 1906 zum gemeinsamen Aufmarsch der Belgier und der Engländer ausersehen war!

Hatte Belgien nicht schon lange vor dem Kriege seine Neutralität preisgegeben, als es einem andern Reich, England, die intimsten Geheimnisse seiner Landesverteidigung preisgab, eine gemeinsame Operationsbasis mit England schuf, lange und umständliche Verhandlungen mit England über die Zahl der englischen Landungstruppen und über die Auswahl der Landungshäfen führte?

Ja, war denn Deutschland, gegen das all die Abmachungen aus den Jahren 1906 und 1912 sich richteten, nicht auch Garant des belgischen Neutralitätsabkommens? Hat Belgien, was seine Pflicht gewesen wäre, vor diesen Abmachungen die Außerkraftsetzung der Neutralitätsabkommen erklärt? Hat es nicht einen glatten Betrug gegen seinen Garant Deutschland verübt? Es ist in der Tat nicht schwer, festzustellen, wo man die belgische Neutralität verletzte, ob in Berlin, in London oder in Brüssel.

Die belgischen Verhältnisse gleichen in vielen Dingen denen der Schweiz.

Selbstverständlich konnte im Jahre 1912 General von Moltke über das Verhalten der Schweiz im Fall eines Krieges nur seine persönlichen Mutmaßungen äußern. Er wird aber wohl Recht gehabt haben, wenn er annahm, daß das Schweizer Heer, das schon damals einen in Europa sehr beachtenswerten Kampffaktor darstellte, sich einem bewaffneten Einbruch der Franzosen mit aller Kraft entgegengestellt hätte. Dadurch hätte die dritte italienische Armee beim Vorgehen gegen Frankreich und beim Vorrücken an den Oberrhein in die deutsche Kampfstellung hinein eine völlig gesicherte Flankendeckung gehabt.

Nach wenigen Tagen überbrachte zwar Oberst Zupelli den Bescheid des Generals Pollio, daß man von der Entsendung der dritten

italienischen Armee im Kriegsfall absehen würde. In der Tat hatte Italien zu dieser Ablehnung berechtigte Gründe, die vor allen Dingen darin zu suchen waren, daß seine Armee durch die italienischen Unternehmungen in Nordafrika nicht unerheblich geschwächt war. Die absolute Bundestreue Italiens versicherte aber Oberst Zupelli auf das stärkste: Italien würde unter allen Umständen bei Kriegsbeginn mit so starken Kräften gegen die französische Südostgrenze vorgehen, daß es einen sehr starken Teil der französischen Armee zur Entlastung Deutschlands an der italienisch-französischen Grenze festhalten werde. An dem Tage, an dem Deutschland mobil machen wird, werde auch Italien mobilisieren!

Noch wenige Stunden vor Kriegsausbruch beschäftigte sich Luigi Cadorna mit der Lieblingsidee der hohen italienischen Militärs, nicht in Deutschland gegen Frankreich zu operieren, sondern von Italien aus gegen die französische Alpenarmee vorzustoßen. Man kann ihnen diesen Gedanken durchaus nicht verargen. Er ist, militärisch wie politisch gesehen, durchaus verständlich.

„Die beste Grundlage des Erfolges ruht in der stillen Zusammengehörigkeit im gegenseitigen Vertrauen, kurz im guten Willen. Ein jedes Bündnis drückt sich in seiner militärischen Macht aus, und die Persönlichkeiten, die die Ehre haben, diese wahrhaft gewaltige Macht in Anwendung zu bringen, müssen vornehmlich auf das gemeinsame Interesse des Bündnisses sehen und, wo es nötig ist, das Sonderinteresse ihrer eigenen Flotte oder Armee in dieser oder jener Lage zurücksetzen.“

So schrieb der italienische Generalstabschef General Pollio am 18. April 1913 an seinen Waffenverbündeten, den deutschen Generalstabschef General von Moltke.

Und der antwortete: „Die Worte über den Wert eines Bündnisses, über sein Wesen und über die Grundlagen, auf denen es beruhen muß, sind mir aus der Seele gesprochen. Auch ich bin durchaus davon überzeugt, daß der gute Wille aller Beteiligten die Basis sein muß, auf die eine gemeinsame Aktion sich gründet...“

Wie Oberst Zupelli, so dachte sein Chef, General Pollio. Wie General Pollio dachte auch Generalleutnant Cadorna.

Anders dachten Tittoni, Luzatti, San Giuliano und viele, viele andere.

Da war auch noch jenes Abkommen von Racconigi aus dem Jahre 1909.

Damals hatte es der Zar gewagt, trotz der Drohung der italienischen Sozialisten, ihn bei Betreten des italienischen Bodens in die Luft zu sprengen, den König von Italien unter den größten Vorichtsmaßregeln am 24. Oktober auf dem Schloß Racconigi zu besuchen.

Wenn man sich auch nur gegenseitig band für die Dinge, die die beiden Reiche jetzt am meisten angingen, Rußlands Meerengenwünsche und Italiens Absichten auf Tripolis, so muß doch gesagt werden, daß Italien sich schon bei dieser Besprechung in den Ring, der von Paris über London nach Petersburg lief, einschließen ließ.

Ende 1908 hatte allerdings Italiens Außenminister schon erklärt, daß Italien wohl beim Dreibund bleiben wolle, es aber auch eine althergebrachte Freundschaft zu England, eine erneuerte Freundschaft zu Frankreich und eine neue Freundschaft zu Rußland in Form einer intimen Annäherung habe!

Ja, wo waren die Zeiten geblieben, in denen einst Crispi sagte, daß Italien unter keinen Umständen zugeben könne, daß Rußland am Mittelländischen Meer Fuß fasse! Damals stellte Österreich im Falle eines russischen Angriffs auf die Monarchie oder die Türkei bis 200 000 Mann zur Verfügung!

1914 hatten sich die Dinge von Grund auf geändert.

Der Landsknecht mußte reiten...

Schon am 27. August verlangte die Regierung von Cadorna eine Denkschrift über „die Bedingungen, die bei den Regierungen und Generalstäben der Dreiverbandsmächte für eine Intervention der italienischen militärischen Kräfte zugunsten dieser selben Mächte zu fordern sind“.

Was war geschehen?

Im Grunde nichts. Nur daß der bisher halb unbewußte Wille der führenden italienischen Politiker sich allmählich zum vollen Bewußtsein des Sacro Egoismus durchgerungen hatte. Es ist außerordentlich interessanter, aus all den Aktenstücken dieser Tage, soweit sie in Rom ihren Ursprung haben, in immer klarerer Form, immer deutlicher, jenen machiavellistischen Gedanken sich herausarbeiten zu sehen, dessen berühmt gewordener Exponent dann der Sozialist Beneventu Mussolini wurde. Wie es durchaus falsch

ist, den italienischen Faschismus und seine Ziele als eine plötzliche Erscheinung der Nachkriegszeit, geschaffen von Mussolini, anzusehen.

In seinen „Erinnerungen und Gedanken“ hat Salandra, jener italienische Ministerpräsident, der im Jahre 1914 Italiens Neutralitätserklärung durchsetzte, der zehn Monate später an die Seite der Entente trat, behauptet, der Dreibund sei mit der Würde und der Stellung des italienischen Staates nicht mehr verträglich gewesen. Sonderbarerweise merkte man das in Rom erst unmittelbar nach der Marneschlacht. In den Tagen nach dieser für Deutschland so schicksalsschweren Entscheidungsschlacht faßte man in Rom unter dem Einfluß Salandras den Entschluß, in den Krieg einzugreifen. Und das, ohne von Frankreich um Waffenhilfe gebeten worden zu sein! Man kann also nicht einmal mildernde Umstände für Rom geltend machen.

Machiavelli hatte bei seinen Landsleuten einen sehr leichten Sieg.

Wie sehr seine Lehren vom heiligen Eigennutz die Führer Italiens beherrschten, beweist eine Aufzeichnung, die Sonnino kurz nach einer Besprechung mit Salandra bereits am 25. September 1914 niederschrieb: „Wenig oder nichts Nützliches kann man in diesen Monaten tun; und nur dadurch, daß man tatsächlich inaktiv bleibt. Es ist besser, fünf Monate im Zustande der Neutralität zu verbringen, als im Zustande des Krieges. Inzwischen heißt es, die größtmöglichen Anstrengungen machen, um die Waffen zu gewinnen, die uns fehlen, und im Februar mobilisieren, indem man im Januar anfängt, vertragliche Abmachungen zu treffen. Im Dezember und November und besser schon Mitte Oktober eine oder zwei Klassen entlassen, um sie natürlich im Februar wieder einzuberufen. Der Winter wird alle in der Neutralität ruhig machen...“

Es ist wohl so, daß sich in Rom Politik und Dolch nur schwer voneinander trennen lassen.

Kaum in Betracht kommt, daß angesichts einer derartigen Politik der gewollten Irreführung der kluge und vornehme Brief des Fürsten Bülow an San Giuliano vom 19. August, in dem der alte Kenner und Freund Italiens auf das Mittelmeer und die afrikanische Küste verwies, mit der Versicherung beantwortet wurde, daß keinerlei Besorgnis zu einem Kriege zwischen Österreich und Italien vorliegen könnte, da in Italien keinerlei Mißtrauen mehr gegen irgend-

welche österreichische Pläne, die Italien treffen könnten, beständen. Es kam auf eine Heuchelei, auf eine Handvoll Noten mehr oder weniger nicht mehr an.

Warum sollte Italien auch für Österreich in den Krieg ziehen, gegen Rußland, gegen Frankreich? Wer war denn im Grunde der Feind Italiens, war das immer gewesen? Doch nur Wien. Warum sollte man seinem Todfeind helfen? Das waren die Erwägungen dieser Tage.

Allerdings waren Italiens Todfeind und dessen starker Helfer, Deutschland, Jahr für Jahr gut genug gewesen, Balken an der italienischen Mauer zu sein.

Um so leichter konnte man sich übrigens schon in den allerersten kritischen Tagen von Wien zurückziehen, da man, zweifellos nicht ohne Recht, darauf hinweisen konnte, daß Wien dem Bundesgenossen über seine Schritte gegen Serbien nicht unterrichtet habe! Aber konnte denn Wien, das im allgemeinen über die Stimmung in Rom recht genau unterrichtet war, eine solche Offenherzigkeit gegenüber Italien, das das Messer schon zwischen den Zähnen hielt, überhaupt noch zumuten?

Im übrigen hatte Iswolski, der oftmals richtig urteilte und danach handelte, mit seiner Prophezeiung, wenigstens in ihrer zweiten Hälfte, recht behalten, die er schon im Jahre 1912 in Paris niederschrieb: „Im allgemeinen glaubt man hier, daß weder der Dreiverband noch der Dreibund auf die Loyalität Italiens rechnen könne, und daß die italienische Regierung alle Anstrengungen machen wird, um den Frieden zu erhalten; im Falle eines Krieges aber werde sie zunächst eine beobachtende Haltung einnehmen und sich dann der Seite anschließen, auf die der Sieg sich neigt.“

Zweifellos schätzte man schon damals Italien in Paris richtig ein.

Es ist müßig, in diesen Zusammenhängen das Verhalten Wiens und ganz besonders das Berlins in den Jahren vor dem Kriege kritisch heranzuziehen. Nur darauf sei hingewiesen, daß selbst der Vorbehalt, daß Italien niemals in einen Krieg eintreten werde, in dem es gegen England zu kämpfen hätte, durchaus bekannt war. Man mußte also wissen, daß der Wert dieses Bundesgenossen durchaus illusorisch war.

Wenn Wien am kritischen 31. Juli 1914 endlich dazu zu bewegen war, mit Italien in unmittelbare Verhandlungen zu treten, so war das immerhin doch zwanzig, dreißig Jahre zu spät.

Die italienischen Staatsleute wußten, was sie wollten. Nur der Sacro Egoismus ihres Landes kam für sie noch in Frage. Unter der Toga biederer Treuhänder und ehrbarer Disputanten allgemeinen europäischen Rechtes suchten sie den Griff des Dolches nur noch fester zu fassen, einen möglichst tödlichen Stoß gegen die Bundesgenossen zu führen — zum Heile Italiens!

Fürwahr, es kann nicht schwer sein, einem solchen Land als Landsknecht zu dienen. Irgendwelche Sorgen darum, ob er recht tue, das Schwert gegen den Freund zu heben, braucht sich der Landsknecht solchen vom Heiligen Egoismus regierten Landes gewiß nicht zu machen...

Ein derart regierter Staat wird allerdings auch niemals höher stehen können als das alte Rom in den Tagen des schlimmsten Wütens von Gift und Dolch.

Bulgarien und die Türkei sind schließlich an die Seite von Berlin und Wien getreten. Gegen die Mittelmächte kämpfen jetzt Europa, Asien, Australien und Afrika. Die Toten werden nur noch zu Hunderttausenden gezählt.

Qualvollen Hungertod erleiden deutsche Kinder und Frauen, Kranke und Greise, furchtbaren Feuertod Deutschlands Jünglinge und Männer.

Das Gewissen der Welt ist tot.

Und doch gibt es selbst in Paris noch Leute, die vom großen Unrecht sprechen, das Europa in Blut und Tränen ertränkt.

Gespräche in Paris.

Am Vorabend des ersten Kriegsweihnachtsfestes sprach Tittoni, der Botschafter des Königreichs Italien, in Paris mit Judet vom „Eclair“ über die Ursachen dieses schrecklichen Krieges. Judet liebte ihn nicht, den Krieg. Hatte er nicht schon im Oktober 1906 gegen diesen Krieg gekämpft, damals, als er in seiner Zeitung Clemenceau ganz offen vorgeworfen hatte, daß er im Bunde mit England Deutschland angreifen wolle? Obwohl seine Frau eng befreundet war mit der Gattin Frenchs, hatte er doch kurz vorher, im September, in zehn großen Artikeln auf die bevorstehende englisch-französische Waffenbrüderschaft hingewiesen.

Man hatte auch in Paris gehofft, daß dieser schreckliche Krieg noch vor Weihnachten zu Ende gehen möchte. Aber die Hoffnungen waren umsonst gewesen. Ja, nicht einmal der Vorschlag, den Papst Benedikt XV. gemacht hatte, man möge während der Weihnachtsfeiertage wenigstens die Waffen ruhen lassen, war angenommen worden. Die Hauptschuld an dem Scheitern dieses Vorschlages lag wohl bei Rußland, dessen Heiliger Synod sich schon nicht für diesen Vorschlag aussprechen wollte, weil er aus Rom kam.

Man hat über Tittoni viel gesprochen und viel geschrieben. Sicher ist, daß darunter Vieles falsch ist. Ebenso sicher ist es aber auch, daß er die Zusammenhänge der europäischen Dinge recht genau kannte.

„Man irrt sich, wenn man versichert, Kaiser Wilhelm habe den Krieg seit langem gewünscht; er hat ihn so wenig vorbedacht, daß er den König von Italien zu den großen Manövern eingeladen hatte, die am 15. August beginnen sollten...“ sagte Tittoni.

Lebhaft fiel ihm Gouin in das Wort:

„Warum sollte er ihn gewünscht haben? Der bewaffnete Frieden, wie er ihn praktizierte, sicherte ihm zu erheblich geringeren Kosten dieselben Vorteile wie der glücklichste Krieg.“

Und fest steht der Wortlaut der Randbemerkung, die der Kaiser zur serbischen Antwortnote auf das österreichische Ultimatum

schrieb. Alle Welt kennt diese Randbemerkung, und doch denkt man so selten an sie. Sie lautet: „Eine brillante Leistung für eine Frist von nur 48 Stunden. Das ist mehr, als man erwarten konnte. Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!“ Der Kaiser hat den Krieg nicht gewollt.

Die deutschen Rüstungen waren sehr umfangreich. Das wußte die ganze Welt.

Aber Frankreichs Rüstungen?

„Es ist nicht nur unrichtig, zu sagen, daß Deutschland 1914 die größtmögliche Gesamtanstrengung gemacht hat, deren es fähig war, sondern es ist überhaupt falsch, zu behaupten, daß Deutschland in Ausnützung der Reserven so weit gegangen sei wie Frankreich.“

So schrieb der französische General Buat im französischen Gelbbuch „L'Alliance franco-russe“, in dem er sogar die französische Übermacht gegen Deutschland und Österreich mit 800 000 Mann angibt, Buat, der Fachmann, der die Verhältnisse genau kannte.

„Ja, dieser Krieg...“ sann Judet vor sich hin, „er ist die Wirkung der sechs Millionen Iswolskis...“ Er sprach es halbleise vor sich hin. Oh, man kannte die Geschichte dieser sechs Millionen, die Iswolski verbraucht hatte. Man wird von ihnen noch zu reden haben, wenn einmal die Geschichte der Kriegsursachen von einem unparteiischen Gericht geschrieben werden wird.

Immer wieder kehren in den von Friedrich Stieve herausgegebenen vier Bänden des diplomatischen Schriftwechsels Iswolskis jene großen Summen wieder, die Iswolski in Paris brauchte, um die französische Presse zu bestechen. Es war nicht immer ganz leicht, diese Gelder der russischen Regierung abzudrängen. Am 24. Dezember 1912 schrieb der Vertreter des russischen Finanzministeriums A. Raffalowitsch, der in diesen Dingen in Paris zu tun hatte, an den Chef der russischen Kreditkanzlei nach einer Unterredung, die er mit Louis Lucien Klotz, dem französischen Finanzminister, hatte: „Herr Klotz sagte mir: ‚Die Initiative zu dem Plan gebührt Herrn Iswolski, der mit Herrn Poincaré darüber gesprochen hat. Herr Poincaré hat den Gedanken im allgemeinen Interesse der beiden Länder angenommen. Es ist verabredet worden, wir sollten die Verteilung leiten und Lenoir die Empfänger nennen, weil wir in

der Lage sind, sie zu kennen, während Sie es nicht sind. Wir legen Wert darauf, zu wissen, wer Geld empfängt.“

Als ich ihm dann sagte, man müsse wenigstens wertvolle Artikel schaffen, z. B. in Zeitungen wie „L'Aurore“ und „La Lanterne“, da es sich darum handele, im Lager der Radikalsozialisten zu arbeiten, und daß ich Einwände gegen „La France“ und „L'Événement“ zu machen habe, antwortete er mir, mit 300 000 Franken könne man nichts anderes erreichen, als wilde Gelüste bei den Zeitungen zu erwecken: man tue besser daran, auf einzelne einzuwirken, auf Direktoren oder Zeitungsredakteure, die einen Anhang im Parlament und in der Presse hätten. Hierfür hätte man uns „La France“ und „L'Événement“ bezeichnet, weil die in Frage kommenden Personen einflußreich tätig seien. Es handelt sich darum, mögliche Angriffe zu paralysieren, in bestimmte Bahnen zu lenken usw. All unsere schönen Hoffnungen, diesen Kriegsschatz nicht angegriffen zu sehen, sind also vernichtet — wenigstens soweit die erste Rate von 100 000 Franken in Betracht kommt... Diese ganze Pressegeschichte, über deren Bestandteile ich Ihnen schrieb, ist sehr merkwürdig und interessant. Sie zeigt das Vorgehen der Regierung und die Organisation der Politik in einem besonderen Licht. Man muß dies alles in unseren Archiven aufbewahren...“

Es ist immerhin gut, daß man diese Sachen in den russischen Archiven aufbewahrte.

Zwei Tage später berichtet Raffalowitsch an den russischen Ministerpräsidenten Kokowzow: „Ich fand Herrn Iswolski außerordentlich pessimistisch; er befürchtet das Schlimmste, d. h., daß innerhalb vierzehn Tagen Österreich Serbien ein Abkommen über gute Nachbarschaft unterbreiten wird... Unter diesen Umständen ist der Botschafter der Ansicht, wegen der 100 000 Franken, die Herr Klotz bis Ende Januar haben will, d. h. wegen der übriggebliebenen 75 000 Franken nicht zu schachern.“

Ich habe Herrn Iswolski wegen der neuen Haltung des „Temps“ Komplimente gemacht. In den „Letzten Nachrichten“ (S. 6) habe ich Depeschen aus St. Petersburg gefunden, die er diktiert hat (!). Er sagte mir, er übe tatsächlich eine gewisse Kontrolle über vier Tageszeitungen, einschließlich des „Echo“, aus... Er ist der Ansicht (wie übrigens auch ich), man solle die Verantwortung für die

Namhaftmachung der Personen den französischen Ministern überlassen. Es entwickelt sich dadurch eine Solidarität zwischen den Regierungen. Aber was wird, wenn das Kabinett wechselt?“

In einer Nachschrift zu diesem Brief heißt es noch: „Der Botschafter findet mich kleinlich. Ich bin entschieden zu fiskalisch.“

Es war nicht zu verwundern, daß Raymond Poincaré schon 1913 den kommenden Krieg voraussagte, wie es ganz klar aus dem Iswolskischen Schriftwechsel hervorgeht. Als man ihm das einmal im Verlauf des Krieges vorhielt, antwortete er:

„Und Kaiser Wilhelm? Hat er ihn nicht noch früher vorausgesagt? Wir haben es vom belgischen König erfahren...“

Über das Gespräch zwischen Kaiser Wilhelm und dem König Albert von Belgien gab es in Paris verschiedene Berichte. Paul Cambon soll es wie folgt wiedergegeben haben. Der Kaiser sagte zum König: „Ich wünsche die Erhaltung des Friedens und werde fortfahren, daran zu arbeiten, doch ist das eine Aufgabe, die immer schwieriger wird. Die Situation ist recht schlecht. Sprechen Sie darüber mit meinem Generalstabschef. Er wird Ihnen noch mehr darüber erzählen.“ Das geschah. „Ja,“ sagte der Generalstabschef, „die Lage ist sehr schlecht. Der Krieg von 1870 hat uns vierzig Jahre des Friedens eingebracht. Was wir jetzt haben, ist kein Frieden. Ungewißheit herrscht überall. Das ist unerträglich. Man fühlt, daß ein neuer siegreicher Krieg notwendig ist, der uns Sicherheit und wahren Frieden verschafft. Wir sind vorbereitet und wollen lieber Krieg führen als die uns bereitete Situation noch länger ertragen.“

Niemals hat natürlich dieses Gespräch in dieser Form stattgefunden.

Man mag behaupten, daß Georges Louis, der ehemals Botschafter der Republik in St. Petersburg gewesen war, den man aber dann durch Delcassé und Paléologue hatte ablösen lassen, weil er, worauf mehrfach im diplomatischen Schriftwechsel Iswolskis hingewiesen wird, nicht geeignet war, das französisch-russische Zusammenarbeiten zu fördern, verärgert war. Man kann aber nicht bestreiten, daß seine Darstellung über die Entstehung des Krieges, wie er sie in folgenden Worten zusammenfaßt, richtig ist. Jeder Versuch dazu kann durch die Dokumente Iswolskis vollständig widerlegt werden:

„Deutschland hat den Krieg erklärt, aber die gedankenlose Politik unserer Regierung hat zur Entstehung unserer Lage beigetragen, die den Krieg unvermeidlich machte. Man hat einen groben Fehler begangen, als man Iswolski unablässig seine Revanche für die von Aehrenthal ihm zugefügte Niederlage suchen ließ.“

Wie besorgt Iswolski um diesen seinen Krieg war, geht deutlich aus seinem Schreiben vom 5. Dezember 1912 an Sasonow hervor:

„Wenn die Krise kommt, was Gott verhüten möge, wird die Entscheidung gefällt werden von den drei starken Persönlichkeiten an der Spitze des Kabinetts: Poincaré, Millerand, Delcassé. Und unser Glück ist es, daß wir es gerade mit diesen Persönlichkeiten und nicht mit diesen oder jenen anderen Zufallspolitikern zu tun haben werden, die sich im Laufe der letzten Jahre in der französischen Regierung gefolgt sind.“

In diesem Zusammenhang ist eine Äußerung von außerordentlichem Interesse, die der belgische Gesandte in Paris, Baron Guillaume, am 16. Januar 1914, also ein halbes Jahr vor Ausbruch des Krieges, tat. Er telegraphierte seiner Regierung:

„Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu berichten, daß es die Herren Poincaré, Delcassé und Millerand und ihre Freunde gewesen sind, die die nationalistische, militaristische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiederkehr wir feststellen konnten. Sie bildet eine Gefahr für Europa.“

Es hatte sich also von 1912 bis 1914 nichts geändert.

Es ist niemals widerrufen worden, daß Jules Cambon, der Botschafter der Republik von 1907 bis 1914 in Berlin war, sich im November 1914 über die früheren Bestrebungen zwischen ihm und der deutschen Regierung, den Frieden zu wahren, wie folgt äußerte:

„Der Kaiser hat mir am 1. Januar 1912 gesagt: ‚Man hat uns unser Marokko-Abkommen vorgeworfen, aber in sechs Monaten wird man uns für den Abschluß und die Vermeidung des Krieges Denkmäler setzen.‘ Man beachte dieses Datum; es war am 1. Januar 1912. Es war das letzte Mal, daß der Kaiser mit mir in einem von Vertrauen in die Zukunft erfüllten Ton gesprochen hat. Poincaré war damals noch nicht Präsident. Er war erst auf dem Wege dazu. Im Jahre 1913, da hörte ich vom Kaiser schon eine ganz andere Sprache. ‚Ich habe alles getan,‘ sagte der Kaiser, ‚um zu dem Regime besserer Beziehungen zu gelangen; aber das ist vorbei.‘ Es

war das erste Mal, daß er mit mir in einem solchen Ton sprach. Ich habe das nicht nach Paris telegraphiert. Und dann kam die bekannte Warnung, die uns der König der Belgier zukommen ließ... Poincaré ist zum Teil schuld am Kriege...“

Es gab viele Leute in Frankreich, die um die Dinge, die da kommen sollten, wußten. Schon am 18. Juni 1912 äußerte Paléologue einmal zu Viviani: „Ich glaube, daß der Krieg uns nahe bevorsteht, und daß wir uns auf ihn vorzubereiten haben“, jener Paléologue, der am 2. August 1914, als ihn René Marchand, der später das „Livre noir“ übersetzt hat, fragte, was für Nachrichten man habe, ausrief: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! Luxemburg ist besetzt! Nie waren die Umstände günstiger...!“

In seinem Buch „Meine Gefängnisse“ berichtet Caillaux über eine Unterredung, die er im Mai 1914 mit dem früheren Botschafter Louis hatte:

„Sogleich sprach er zu mir von den Kriegsgefahren, die Europa bedrohten, von den Gefahren der Politik, die Poincaré mit Hilfe Paléologues und Iswolskis in Rußland betrieb, überzeugte mich, daß die geplante Reise Poincarés nach Rußland bedeutsame Folgen haben werde, und bat mich, ihr entgegen zu arbeiten.“

Hatte die Präsidentenreise nicht auch einem anderen Mann große Sorgen gemacht, einem Mann, der eifrig bemüht war, den Frieden unter den Völkern zu wahren, dem Führer der Sozialisten, Jaurès, den man bei Kriegsausbruch in Paris ermordete? Er sagte: „Es scheint, daß man versuchen will, diese Reise dazu zu benützen oder gar zu mißbrauchen, im Namen Frankreichs mehr oder weniger amtliche und mehr oder weniger zweideutige Abkommen zu treffen. Dieses Gebaren scheint augenblicklich das gefährlichste zu sein...“

Hatte doch auch Jaurès, der Historiker, der viele Zusammenhänge kannte, gesagt, als Raymond Poincaré Präsident wurde: „Das ist der Krieg...!“

Und am 3. Juli 1914 schrieb er an Vandervelde: „Die Lage würde eine Entspannung erfahren, sobald die französische Regierung erklärt, daß sie die serbische Sache nicht als eine russische ansehen würde. In der Macht der französischen Regierung läge es, Rußland am Krieg zu verhindern. Aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürt. Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Kriege, den man zur Erfüllung eines krank-

haften Ehrgeizes führen will und weil die Börsen in Paris und in London auf Petersburg spekulieren.“

Caillaux bekundete zudem, daß Jaurès noch eine Stunde vor seiner Ermordung zu einem südamerikanischen Journalisten äußerte: „Das ist die Canaille Iswolski. Endlich hat er seinen Krieg.“

Es ist nicht uninteressant, an dieser Stelle auf den Freispruch hinzuweisen, mit dem die französische Regierung ihr Einverständnis mit dem Mörder Jaurès, mit Villain bekundete.

„Wir müssen uns später aller Männer, Zivils und Militärs, entledigen, die uns in diesen Krieg geführt haben. Man wird große Untersuchungen über die Ursachen des Krieges anstellen“, sagte Paul Deschanel, über den der gewiß nicht geistlose Boni de Castellane einmal schrieb: „Der einzige, der als Präsident der Kammer über den Parteien stand und richtig dachte, war Paul Deschanel... er hat bei allen Gelegenheiten die Fähigkeiten eines Staatsmannes gezeigt.“

Spanien hatte bald nach Kriegsausbruch seinen Botschafter in Paris, Villa Urutia, abberufen. Es war jener Villa Urutia, der schon im Jahre 1870 Spanien in Paris vertreten hatte. Zunächst wunderte sich alle Welt über die Abberufung. Dann wurde der Grund allmählich bekannt. Man rechnete in Madrid mit aller Bestimmtheit damit, daß Kaiser Wilhelm an der Spitze seiner Truppen in Paris einziehen würde! Nun wußte man, daß Villa Urutia sehr frankophil gesonnen war. Man wollte es dem Deutschen Kaiser nicht antun, ihn in Paris durch einen Botschafter Spaniens begrüßen zu lassen, der nicht deutschfreundlich gesonnen war. Darum ersetzte man den Botschafter durch den deutschfreundlichen Valtierra, von dem bekannt war, daß seine Hinneigung zu Deutschland so weit ging, daß er seine Kinder in Berlin erziehen ließ. Nur drei Stunden hatte man Villa Urutia Zeit gelassen zur Übergabe der Botschaft an Valtierra.

Manche Leute, die es eigentlich wohl wissen sollten, behaupteten, ganz bestimmte Nachrichten aus dem Vatikan hätten in Madrid einen solchen Eindruck gemacht, daß man zu diesen überstürzten Maßnahmen geschritten wäre.

Erzählte man sich doch damals auch, daß König Leopold, wäre er noch am Leben geblieben, seinem Lande wohl die Kriegsgreuel erspart hätte. Er hätte sich sicherlich den Durchzug der Deutschen

gut bezahlen lassen. Diesen Durchzug der Deutschen, von dem soviel gesprochen wurde! Man sprach aber nicht davon, daß man schon früher in Paris und in London, Jahre vor diesem Kriege, des öfteren über die Möglichkeit verhandelt hatte, durch Belgien zu ziehen, wenn der Krieg einmal beginnen würde. Davon sprach man nicht.

Alle Welt glaubte in jenen Wochen aber mit Bestimmtheit daran, daß die Deutschen mit ihrem Kaiser an der Spitze bald in Paris einziehen würden. Viele Leute in Deutschland glaubten das auch. Vielleicht auch der Kaiser. Es wurde erzählt, daß er am Tage der Kriegserklärung den holländischen Gesandten empfangen hätte, um ihm zu sagen:

„Berichten Sie der Königin, daß meine Freundschaft für sie meinen Einzug in Paris um sechs Tage verzögern wird...“ Man weiß nicht, ob es so gewesen ist. Es wurde aber des öfteren davon gesprochen.

Jener Villa Urutia, der gewiß nicht Freund der Deutschen war, sagte im August 1915, da der Krieg doch nun schon über ein Jahr dauerte:

„Ah, der Krieg Iswolskis!“

Niemand widersprach. Aber er fuhr fort:

„Jawohl, ich selbst habe bei dem Herzog de la Trémoille Iswolski zu uns sagen hören: ‚Das ist mein Krieg! Sie werden sehen, was mein Krieg sein wird...!‘ Und“, fuhr Villa Urutia fort, „er bereitet ihn seit vier Jahren vor, diesen seinen Krieg! Graf Ignatiew hat die Wahrheit gesagt. Er fand, daß Rußland, um wirklich bereit zu sein, noch drei Jahre hätte warten müssen; waren doch seine Eisenbahnen und seine militärischen Vorbereitungen noch nicht fertiggestellt...“

★

„Die Wahl Poincarés ist die wahre Ursache des Krieges. Ich glaube nicht, daß die serbische Frage die Ursache gewesen ist; sie war nur ein Vorwand...“ sagte Herbette, als der Krieg schon sieben Monate dauerte.

Auch Herbette war gewiß kein Freund der Deutschen. Das sieht man an den Bedingungen, die er damals, als er dies sagte, ihnen auferlegen wollte: Deutschland muß seine Truppen vor Aufnahme der Verhandlungen, die in dem von Frankreich besetzten Magdeburg

stattfinden werden, zurückziehen. Deutschland muß sich verpflichten, den Alliierten achtzig Milliarden in jährlichen Teilbeträgen von jährlich zwei Milliarden bezahlen, die nicht voraus bezahlt werden können. Deutschland überläßt seine gesamten Kolonien, seine Kriegs- und Handelsflotte den Alliierten. Das linke Rheinufer, Köln, Aachen, werden ohne Einwohner den Belgiern übergeben.

Das waren die Friedensbedingungen Herbettes im Frühjahr 1915.

★

Man war bis in den Herbst 1915 gekommen.

„Der wirkliche Urheber des Krieges ist Poincaré...“ sagte Paul Deschanel. „Der Kaiser“, fügte er hinzu, „wollte keinen Krieg; als er die serbische Affäre aufgriff, glaubte er bestimmt, daß Frankreich und England, die nicht bereit waren, Rußland zur Nachgiebigkeit zureden würden...“

Man weiß, daß Viviani, der Ministerpräsident, den Präsidenten der Republik nach Petersburg im Juli 1914 auf der „France“ begleitete. Überwältigt, von den Ereignissen bestürzt, von Grauen erfaßt vor dem, was er über Europa hereinbrechen sah, bat er Delcassé zu sich, um sich mit ihm zu besprechen, wie der furchtbare Krieg, der über ganz Europa drohte, vermieden werden könnte.

Delcassé hörte dem aufgeregten, feinnervigen Viviani aufmerksam zu. Dann lächelte er und antwortete:

„Mein lieber Freund, besteige sofort den Zug nach Berlin. Vergiß nicht, den Kassenbestand der Bank von Frankreich und eine gute Karte von Frankreich mitzunehmen, die du vor der deutschen Regierung ausbreiten wirst. Wenn du den Deutschen unsere Barbestände und die Gebiete, die sie verlangen werden, überläßt, wirst du den Krieg vielleicht vermeiden. Aber, lieber Freund, ganz sicher ist das auch nicht...“

Er sprach wie ein Betrüger, der genau weiß, daß man ihm im Augenblick den Betrug nicht nachweisen kann.

Im furchtbaren Kampf blickt Deutschland voller Hoffnung über den Ozean nach Washington.

Niemals wird es die Gerechtigkeit des amerikanischen Präsidenten zulassen, daß auch Amerika zur Waffe greift, Deutschland den Todesstoß zu versetzen. Das ist der feste Glaube des deutschen Volkes.

Immer rasender mäht an den Fronten der Tod, immer wütender tobt in Deutschland die Hungersnot, so grimmig auch die deutschen Unterseeboote um sich beißen.

Jahr reiht sich an Jahr. Aus dem blühenden Europa wird eine Wüste.

Da entschließt sich Amerika, dem furchtbaren Krieg ein Ende zu machen. Es greift in den Kampf ein und schlägt Deutschland die Waffe aus der Hand.

Der Tragödie Ende ist gekommen.

Die Schule der Weisheit.

Man schrieb den 6. Oktober des Jahres, in dem der große Krieg begonnen hatte.

In London war es jetzt wirklich ungemütlich. Die großen Feste in der Zeit des Übergangs vom Frühling zum Sommer waren vergessen, vergessen waren auch die Suffragetten, die solange das Leben Londons tyrannisiert hatten, vergessen auch Ulster und Homerule.

War die öffentliche Meinung Englands, ja, sogar ein großer Teil der Presse nicht in den schweren Tagen nach dem Mord von Sarajewo auf der Seite Wiens, auf deutscher Seite gewesen?

Hatte nicht der „Observer“ geschrieben:

„Wir hoffen, daß die öffentliche Meinung Englands sich schwer entschließen wird, die harte Entschlossenheit der österreichischen Politik zu verdammen. Wir hoffen, daß niemand einen Finger und eine Stimme erheben wird, um Serbien in seiner Halsstarrigkeit zu bestärken oder es vor dem gebührenden Maße unmittelbarer Züchtigung zu bewahren. Das Ultimatum mag selbst auf die Gefahr einer russischen Intervention und eines europäischen Krieges erzwungen werden... Wir müssen Rußland helfen, Garantien gegen die Vernichtung der Unabhängigkeit Serbiens zu erhalten, ohne den schuldigen Staat vor einer ausreichenden Bestrafung zu bewahren.“

Und brachte die Wochenschrift „John Bull“ nicht noch nach der Kriegserklärung Englands an Deutschland ein Gedicht mit der Überschrift: „Zur Hölle mit Serbien“?

„Daily Chronicle“, die doch bekanntlich Lloyd George sehr nahestand, schrieb:

„Die österreichische Note ist ernst, aber kaum ernster, als die begründete Selbstverteidigung der Doppelmonarchie es erfordert... Österreich kann etwas Derartiges (wie die serbische Agitation) von einem Nachbarstaate nicht dulden, ohne seine Würde und Existenz zu gefährden. . . Serbien hat eine schlechte Sache, und Rußland, noch viel weniger die anderen Mächte der Tripleentente, kann seinen

Standpunkt vertreten. Rußland täte am besten, Serbien zum Nachgeben zu raten, während es über Österreichs Verpflichtungen wachte, das Land nicht zu annektieren.“

Und „Daily News“ schrieb:

„Österreichs Forderungen enthalten nichts, was wirklich unerträglich wäre. Seine Entrüstung ist natürlich und nicht ungerecht, und Serbien täte am besten, sich prompt zu unterwerfen.“

Aber all diese offen ausgesprochenen Meinungen änderten sich schnell. Deutschland wurde gebrandmarkt. Die Menschen glaubten leider sehr schnell alles, was ihnen von der amtlichen Kriegspropaganda gesagt wurde.

Gewiß, es ist nicht leicht, hinter die Wahrheit dieser ersten schweren Tage zu kommen. Ohne Zweifel darf man es sich aber nicht so leicht machen, wie das Sir Edward Grey in seinen Erinnerungen tut. „Serbien lag nach dem Ultimatum vor Furcht auf dem Bauch“, schreibt er.

Kennt Grey die Vorgänge dieser Tage zwischen Petersburg und Belgrad so wenig, oder glaubt er, so etwas schreiben zu dürfen, nur weil die Kriegspropaganda so gut in all ihren höllischen Lügen funktionierte? Aber Sir Edward Grey wird seine Gründe haben, derart zu schreiben.

Zuerst hatte man auch in London geglaubt, der Krieg würde sehr schnell zu Ende sein. Aber jetzt, im Herbst des Jahres 1914, da sprachen immer mehr Leute davon, daß der Krieg sehr lange dauern würde, vielleicht den ganzen Winter hindurch, vielleicht auch noch bis in das Frühjahr hinein! Eine schauerliche Aussicht.

Damals, in den Tagen, da England Deutschland den Krieg erklärte, ja, da hatte man den Sieg in der Tasche. „Oh“, sagte man, „unsere Dreadnoughts, die werden wohl kaum herankommen. Die Deutschen werden froh sein, wenn sie die Odermündung zu sichern vermögen.“

Wie lange war das nun schon her, daß die Leute so gesprochen hatten? Endlos schien die Zeit zu sein.

Wieviel war nicht schon geschehen! Hatte man es nicht erleben müssen, daß ein lächerlich kleiner deutscher Bäderdampfer, der im Frieden den Dienst zwischen Stettin und der Insel Rügen versehen hatte, die „Hertha“, als Minenleger an der englischen Küste erschienen war? Ja, hatte nicht ein anderer deutscher Bäder-

dampfer, die „Königin Luise“, schon am fünften Tag nach der Kriegserklärung in der Themsemündung, man denke, den Kreuzer „Amphion“ durch eine Mine zum Sinken gebracht? Wenig Trost bot der Gedanke, daß der tapfere kleine Dampfer dabei selbst auf Grund hatte gehen müssen.

Ja, damals! Die herrlichen Stunden der Kriegserklärung... Wie war die Stimmung in den ersten Tagen doch so froh gewesen! Nun war sie einem dumpfen Brüten gewichen.

Über die letzten Stunden vor der Erklärung des Kriegszustandes schrieb jemand, der gewiß von Jugend an ein sehr guter Freund der Engländer gewesen war, der wohl nicht ein Geringes dazu getan hat, Deutschland den Sieg aus der Hand zu winden, etwas sehr Ehrliches. Das war der Botschafter der Vereinigten Staaten in London, Walter H. Page.

In einer jener Nächte, in denen in Europa wohl die wenigsten Leute schliefen, in der Nacht vom 2. zum 3. August 1914, schrieb jener Walter H. Page einen Brief an seinen Jugendfreund, den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Woodrow Wilson.

Laßt uns etwas aus diesem Brief lesen:

„Es erscheint nutzlos und fast töricht, über das schnell wechselnde Drama per Post zu schreiben, denn, was immer man schreiben mag, würde überholt sein, ehe Sie es erhalten. Dennoch ist der Drang, niederzuschreiben, was man hört und fürchtet, unwiderstehlich. Ich entdecke sogar in der englischen Meinung eine Zustimmung, fast eine Befriedigung über die Gewißheit des Krieges zwischen England und Deutschland. Sie spüren: es mußte einmal kommen — warum nicht jetzt, und es dann hinter sich haben? Besser zu einer Zeit, da Deutschland noch anderen Feinden als England im Felde gegenübersteht, als einmal, wenn England allein Deutschland zu bekämpfen hätte — besser auch, wenn die Schuld, den Krieg angefangen zu haben, auf Deutschlands Seite liegt...“

Ja, so schrieb Walter H. Page damals. Dann schrieb er weiter:

„Mindestens in einem Belange gibt der Rassenhaß den Ausschlag: Der Slawen gegen die Teutonen. Der Zeitpunkt, den Kampf auszufechten, erscheint günstig für Rußland: Der alte österreichische Kaiser steht am Ende seines Lebens; die slawischen Staaten seines Reiches sind widerspenstig, um nicht zu sagen, aufrührerisch; Eng-

land könnte jetzt als Helfer zur Schwächung Deutschlands herangezogen werden; Rußland fühlt die Notwendigkeit eines patriotischen Rasseschreies im jetzigen Stadium seines Wachstums und die Notwendigkeit eines Krieges, um Vergessenheit über das russisch-japanische Desastre zu breiten. Man sagt mir auch, der Zar — selbstverständlich auch die Mehrzahl seiner Untertanen — sei wirklich abergläubisch, und wundertätige Priester, eine Art moderner Wahrsager, hätten großen Einfluß auf ihn. Natürlich weiß die Militärpartei, wie solche Maschine zu nutzen ist. Wir müssen stehenbleiben und über solch absurde Dinge wie dies nachdenken, um die klägliche Mittelalterlichkeit eines großen Teiles von Europa zu begreifen und um zu verstehen, warum die verbrecherische Tollheit und der wirtschaftliche Selbstmord eines Krieges nicht mehr Eindruck auf sie macht. Russen, Deutsche und sogar Franzosen sind überdies erst in dem Stadium der Entwicklung, in dem die ‚Gloire‘ des Krieges einen großen Reiz bildet...“

So schrieb Walter H. Page in dieser Nacht vom 2. zum 3. August 1914 an seinen Freund, den Präsidenten Woodrow Wilson.

*

Drei Wochen später schreibt er in einem anderen seiner berühmten Briefe an den Präsidenten: „Niemand kann diese unermeßliche Verwüstung beschreiben. An uns wird es sein, die Zivilisation zu erhalten. Ganz Europa schießt sie in Fetzen.“

Und dann im November:

„Der Krieg stiehlt sich zwischen mein Auge und die bedruckte Seite. Er tritt zwischen den Golfklub und den Ball. Irgendwer erwähnte unlängst Weihnachten. Ich fuhr zusammen. Es kam mir wie eine ganz neue Vorstellung vor: Dezember — Weihnachten — Geschenke — die Kinder zu Hause — der Heilige Nikolaus — das Jahr 1914, wann hörte ich davon zuvor? Was macht man doch zu Weihnachten? Ich möchte niemals wieder nach Europa kommen. In meiner Erinnerung wird es immer mit diesem größten Verbrechen verbunden bleiben. Der Großteil seiner männlichen Jugend wird tot sein, die Alten werden immer unter dem Schatten dieser Erinnerung stehen, der Kontinent, bankrott und ruiniert, nur menschliches Elend zeigen, abgezehrte alte Frauen, Bettler, von Hunger und Frost erschöpfte Kinder, verstümmelte Männer und ihr

ganzes Leben hindurch Gespräche über diesen Krieg. Sonnenschein auf dem Lande von Karolina, ein hustender Landmann mit seinem rüudigen Hund auf dem Wege zur Kirche. — Das erscheint mir, gemessen an den hiesigen Bildern, als ein glückliches Bild.“

*

Ja, schwere Sorgen hatte der Botschafter der Vereinigten Staaten in diesen schlimmen Tagen. Englands Krieg war sein Krieg. Die Lasten der englischen Staatsmänner waren auch seine Lasten. Tief greift ihn der Kummer Sir Edward Greys an das Herz:

„Von großer und dauernder Bedeutung ist natürlich die saubere Erledigung der diplomatischen Arbeit ohne Irrtümer und Tölpereien. Wenn dies täglich ein direktes Verhandeln mit vier Regierungen mit sich bringt — schön, dann gehe ich meinen geraden Weg, halte mir den Kopf frei von Einzelheiten, nehme Ratschläge an und — folge meinem eigenen Urteil. Die rettende Tatsache ist (und ihre Wichtigkeit kann gar nicht übertrieben werden), daß ich mit Sir Edward Grey so frei und offen verhandelte, ihm so vollkommen mein Vertrauen schenkte, daß seine Offenheit und sein Vertrauen in mich nun mein Schirm und mein Schutz sind. Ich könnte mir keinen Wechsel in diesem Verhältnis vorstellen. Ich hatte in den drei Wochen nahezu täglich Konferenzen mit ihm. Ich glaube, er hat mir wohl jede Tatsache und jedes Stadium dieses aufregenden Zeitraumes mitgeteilt. Ich habe diesen merkwürdig zurückhaltenden trockenen Menschen im Gespräch mit mir weinen sehen, ich sah ihn zerbrochen von Sorge und Schlafmangel — niedergebeugt von einer unbeschreiblichen Last, und ich sah ihn, aufgerüttelt von Entrüstung, mit zuversichtlicher und unbesiegbarer Miene. Er konnte nicht freier und freundschaftlicher sein, wenn ich ihn schon immer gekannt hätte. Daß ein solcher Mann auf solchem Posten steht, ist das erste unserer Glücksgüter hier...“

Fürwahr, er nahm die Dinge nicht leicht, Walter H. Page. Sie gingen ihm an das Herz.

Im übrigen aber wachte der Botschafter der Vereinigten Staaten sehr darüber, daß die offizielle Neutralität seines Landes streng gewahrt bleibe.

„Sie würden überrascht sein, zu sehen, wie vorsichtig wir sein müssen, wie wir seiltanzen müssen. So wage ich es zum Beispiel

nicht, den Brief eines Deutschen von hier nach Deutschland zu senden, obwohl wir tausende erhalten. Was für die Deutschen billig ist, daß muß auch für die Engländer recht sein. Und wenn hohe und mächtige Engländer kommen und sagen, daß ihre eigene Regierung ihnen mitgeteilt habe, ich wäre in der Lage, für sie Briefe an ihre Kranken in deutschen Kurorten oder an ihre Söhne in deutschen Gefangenenlagern zu besorgen, so sage ich „nein“.

Das Bestreben Walter H. Pages, nach außenhin die Neutralität der Vereinigten Staaten peinlich zu wahren, konnte es jedoch nicht verhindern, daß hohe englische Militärs versuchten, Amerikas Hilfe zu erlangen.

Der Chef der englischen Artillerie, Generalmajor Sir S. B. von Doop, erkundigt sich, ganz offenbar im Auftrage Kitcheners, dessen Geradheit und Dreistigkeit, sehr soldatisch und darüber hinaus, in diesen Tagen geradezu erstaunlich war, ob wohl von der amerikanischen Regierung oder sonst wem in den Vereinigten Staaten 100 000 bis 150 000 Springfieldgewehre und rund 5 000 000 Patronen zu haben seien? Seine Anfrage wurde so behandelt, als sei sie nicht gestellt worden, was Kitchener jedoch nicht hinderte, mit dieser Sache später noch einmal zu kommen.

*

Ja, der Botschafter der Vereinigten Staaten hatte seine Sorgen. Zwei volle Monate mußte er darauf verwenden, zunächst einmal die Amerikaner heimzubefördern. Dann bemühte er sich eifrig, die englische Regierung dahin zu bringen, daß sie die Heimreise der Deutschen und der Österreicher erlaube. Für sie hatte er Suppenküchen und Erholungsstätten bauen lassen. In all diesen Dingen war er Vertrauensmann der Regierungen in Berlin und Wien. Ach ja, er mußte sich schon placken.

All diese undankbare Arbeit wurde ihm noch erschwert durch die sich schon fast komisch gebärdende Spionenriechei, die ja damals an allen Hauptstädten in Blüte stand. Da war der lächerliche Fall mit dem Deutschen Karow.

Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, den Walter H. Page ein „selbstbewußtes Prinzelein“ nannte, und der später durch seine „Erinnerungen“ erneut der Welt den vollständigen Beweis erbrachte, daß er der ungeeignetste Mann an diesem so

ungeheuer wichtigen Brennpunkt diplomatischer Arbeit war, verließ England. Das wäre unter anderen Umständen als ein Glück für Deutschland anzusehen gewesen. Nichts kann die Tätigkeit des Fürsten besser charakterisieren als das Wort des österreichisch-ungarischen Vertreters Baron Giesl auf der Londoner Botschafterkonferenz. Er schreibt: „Der deutsche Botschafter Fürst Lichnowsky stimmte in der Regel gegen seine Dreibundkollegen und für England oder Rußland...“

Nun war dieser unglückselige Vertreter, den manche seiner Beurteiler sogar Schlimmeres als einen töricht-guten Glauben vorwerfen, abgereist. Der Botschaftsbeamte Karow war mit Genehmigung der englischen Regierung im Londoner Botschaftergebäude zurückgelassen worden. Er war allen als ganz zuverlässig bekannt. Eines Tages aber schrieb er einen durchaus belanglosen Brief an einen seiner Freunde in Deutschland. Damals fuhr seine Frau nach Deutschland. Törichterweise nähte sie sich diesen Brief, in dem auch rein gar nichts von irgendwelcher Wichtigkeit stand, in den Unterrock ein. Natürlich faßte man sie unterwegs damit ab. Die Folge war, daß der arme Karow in ein Konzentrationslager gesteckt wurde. Seine Frau hätte auch ebensogut mit dem offenen Brief in der Hand nach Deutschland fahren können. Dann brauchte ihr guter Mann nicht in das Konzentrationslager zu wandern.

*

Immer törichter wurden die Maßnahmen der Behörden. Immer nervöser wurden die Leute auf der Straße.

Die Spionenfurcht, schon seit Jahren in England etwas Alltägliches, wurde geradezu burlesk.

Das ist nicht zu verwundern, war man doch schon im Jahre 1909 außerordentlich aufgeregt gewesen in London, damals, als man in einem Keller gegenüber den Law Courts einige Gewehre gefunden hatte, die ein Londoner Klub, der das Kleinkaliberschießen pflegte, dort aufbewahrt hatte, um sie zu Kleinkaliberbüchsen umarbeiten zu lassen. Hatte nicht schon damals die Fama sofort aus dieser geringen Zahl von Klubgewehren deutsche Mausergewehre gemacht, die in einer Menge von 66 000 Stück in einem Keller in der Nähe von Charing Cross mit je 160 Schuß Munition von Deutschen verborgen wären zu dem Zweck, die in England lebenden Sechzig-

tausend Deutschen zu bewaffnen, wenn der große Krieg, von dem alle Welt sprach, begänne? Und gab es nicht schon damals aufgeregte Gemüter in London, die die internationale politische Welt in Aufruhr brachten, deutsche Zeppeline seien über London geflogen? Waren doch diese Zeppeline nichts weiter als kleine Reklamegasballone einer Londoner Firma, wie dann zuverlässig festgestellt wurde.

Es wurde in der Tat immer häßlicher in England. Man fühlte sich bis in den Tod bedroht. Am 20. August verbreitete sich die Nachricht, daß ein englisches Torpedoboot in der Nordsee von den deutschen Kreuzern „Straßburg“ und „Stralsund“ vernichtet worden sei. Was hatten die Deutschen überhaupt da in der Nordsee herumzufahren, wo doch die Engländer da schon fuhren, und wo doch zudem jetzt Krieg war?

Gegen Ende des ersten Kriegsmonats, es war am 24. August, brummten die ersten Zeppeline über Antwerpen. Am 2. September waren sie schon wieder da und warfen Bomben. Das konnte nett werden. Mußte man da nicht nervös sein? Und, ganz unglaublich, am 31. August besuchten die Teufelsschiffe auch Paris. Armes Paris! Nun mußte man aber auch in London einmal in den Keller steigen, sich die Dicke der Wölbungen anzusehen.

So sah also der Krieg aus.

Das konnte ja wirklich sehr angenehm werden.

Am 3. September wurde deutsche Kavallerie vor Paris gemeldet. Nun, bis vor die Tore Londons konnten Wilhelms Pikenreiter ja so leicht nicht geritten kommen. Das war ein schwacher Trost für die Londoner.

Aber wie die Deutschen über diesen Punkt dachten, das hatten sie ja erst vor wenigen Tagen bei Helgoland gezeigt, als ein paar kleine deutsche Schiffe etwa vierzig englische Zerstörer, die von einigen modernen Kreuzern begleitet waren, heftig angegriffen hatten. Gewiß, ein paar dieser kleinen deutschen Schiffe hatten ihre Tollkühnheit mit dem Tode bezahlen müssen. Zwei Schlachtkreuzer der Lionklasse hatten die kleine „Ariadne“ auf kurze Entfernung auf Grund geschossen. Das deutsche Torpedoboot „V 187“ war bis zuletzt feuernd mit dem toten Flotillenchef und dem Bootskommandanten in die Tiefe gegangen, nachdem es eine ganze Weile das Feuer eines englischen Kreuzers und das von zehn englischen Zer-

störern abgewehrt hatte. Die kleinen Kreuzer „Köln“ und „Mainz“ waren ebenfalls bei dieser Sache zusammengeschossen worden und gesunken. Das nächste Mal würden sich die Deutschen wohl etwas vorsehen.

Aber, immerhin....

Es war nicht mehr sehr schön in London.

Ihren Höhepunkt erreichte die Spionagefurcht jedoch an jenem Tag, als das deutsche Unterseeboot „U 9“ in der Nordsee die drei englischen Kreuzer „Hogue“, „Cressy“ und „Aboukir“ torpediert hatte. Im Hause des Prinzen Louis von Battenberg, dessen Frau eine der Enkelinnen der Königin Viktoria ist, war ein deutscher Diener. Dieser hatte, ganz London war sich einig darüber, den Deutschen den Punkt mitgeteilt, an dem die drei englischen Kreuzer gestanden hatten. Auf seine Mitteilung hin war dann Kapitän Weddigen ausgefahren und hatte die drei Schiffe versenkt! Das wußte ganz England genau.

Walter H. Page saß an dem Kamin seines Hauses. Es war ungemütlich in dieser Nacht. Man schrieb schon den 6. Oktober. Und der Krieg war noch immer nicht zu Ende.

Der Botschafter der Vereinigten Staaten war müde, sehr müde. Es war viel auf ihn eingestürzt in diesen Wochen.

Europa war in Wahnsinn versunken. Es trank Blut.

Hätte man diesen Krieg nicht verhindern können? Oder mußte er kommen? Der Mann am Kamin dachte darüber nach.

Aber hatten sie nicht alle schon lange zuvor von diesem Krieg gesprochen? Der Botschafter denkt daran, daß er vor gar nicht so langer Zeit, es muß im Mai dieses furchtbaren Jahres gewesen sein, dem Präsidenten der Staaten über die großen Sorgen geschrieben hat, von denen die Diplomaten hier in London damals bedrückt wurden. Von „der Resignation“, hatte er geschrieben, „die ich an solchen Männern, wie dem sehr kultivierten griechischen Gesandten, dem rumänischen Gesandten, dem österreichischen Botschafter und dem schlaunen, doch melancholischen alten Benckendorff, Rußlands Botschafter, zu bemerken glaube. Diese Männer haben einen Blick in die freie Welt getan und tragen daher, wie ich annehme, eine große Hoffnungslosigkeit in sich.“

So hatte Walter H. Page schon im Mai 1914 an seinen Präsidenten berichtet.

Ja, jene furchtbare Hoffnungslosigkeit! Und nun jetzt...

Hätte man diesen Krieg nicht vermeiden können?

Sir Edward Grey hatte ihm gegenüber niemals viel darüber geredet, daß er die Verhütung des Krieges als sein Lebenswerk betrachtet habe. Aber in der Entwicklung der Ereignisse wurde das deutlich. Und ebenso deutlich wurde es, daß er seit Jahren mit schwindender Hoffnung arbeitete.

Nicht nur britische Militärs, Männer wie Roberts und Kitchener — und britische Marineleute — Jellicoe und Fisher — auch englische, amerikanische und französische Forscher — so der verstorbene Professor Cramb von der Londoner Universität — hatten keinen Weg gesehen, den Krieg zu vermeiden.

So spann der Botschafter seine Gedanken in dieser Nacht.

„Der Kult der Tapferkeit — eine Art Religion der Militärmacht — hat Preußen ergriffen, die Gelehrten und alle anderen. Es veranlaßt einen zur Revision der eigenen Werte reinen Gelehrtentums.

Ich habe bei mir selbst versucht, mich von den Engländern und dem englischen Standpunkt loszumachen. Schön, natürlich, die Franzosen hatten die Gefahr erkannt. Ebenso die Belgier und die Holländer.

Ich halte es für buchstäblich wahr, daß der Kult der Tapferkeit, der moderne Name für reine Gewalt, die wirklich glaubt, daß selbst brutale Macht Recht ist, — diese Militaristen verrückt macht: ihr unbegreiflicher und unberechenbarer Dickkopf ist reine Verrücktheit. Mit Napoleon ist das noch eine andere Sache — sogar noch brutaler: ein Traum universaler Eroberung. Hatte kürzlich Sir Edward Grey nicht gesagt, in Europa würde das Leben des Lebens nicht mehr wert sein, wenn diese Sache Erfolg hätte: „Der einzige Ort, der des Lebens wert wäre, wären dann die Vereinigten Staaten — bis auch sie in Mitleidenschaft gezogen würden.“

Daran mußte Walter H. Page in dieser Nacht stark denken.

Gab es ein Mittel, diesem furchtbaren Blutvergießen ein Ende zu bereiten?

Am Vormittag hatte der Botschafter einen langen Bericht an den Präsidenten gefertigt. Von den Spionen hatte er geschrieben, von dem Verlangen der englischen Generalität nach amerikanischen Waffen, von Kitchener und darüber, was werden solle, wenn

die deutsche Armee in England landen würde. All das überdachte Walter H. Page jetzt wieder.

Lange Zeit saß er so vor dem Kamin. Die Kühle der Nacht bemerkte er kaum, so stark beschäftigten diesen Mann, der sein ganzes Leben nichts weiter als nur gedacht hatte, die Gedanken: Wie kann Europa wieder zur Vernunft gebracht werden? Wie kann dem schrecklichen Blutsaufen ein Ende bereitet werden?...

Der Zeiger war schon längst über die Ziffer der Mitternachtsstunde gegangen. Da stand Walter H. Page endlich auf. Aber nicht, um sein Schlafzimmer aufzusuchen. Er ging noch einmal in sein Arbeitszimmer und setzte sich an seinen großen Schreibtisch.

Fast instinktiv schrieb er die Gedanken nieder, die er da eben vor dem Kamin in der Halle gedacht hatte. Und so entstand jener denkwürdige Brief Walter H. Pages an den Präsidenten Woodrow Wilson, jenen Präsidenten, der zuvor Philosoph, Hochschullehrer und Geschichtsschreiber gewesen war, ehe er Präsident wurde, in der Nacht des 6. Oktober, in dem Walter H. Page das Mittel angibt, diesem furchtbaren Kriege sofort ein Ende zu machen.

„... Ich habe oft Zeiten, in denen ich mich frage, ob wir nicht eingreifen und dem Kriege auf Grundlage eines bestimmten Programmes der Herabsetzung der Rüstungen und Einschränkung der militärischen Gewalten ein Ende machen sollten, wobei wir die Annahme unseres Programmes zur Bedingung für die Enthaltung von einem aktiven Einschreiten zu machen hätten. Ich bin mir noch nicht ganz klar darüber, und ich weiß nicht, was uns, die wir doch wenigstens vorläufig das Glück genießen, vom Kriege verschont zu sein, ein solches Vorgehen an Üblem bringen könnte. Aber es ist dies ein weltumstürzender Krieg. Die Welt wird nach seinem Ende neu aufgebaut werden müssen. Ähnliches darf sich nicht wiederholen, sonst wäre das Leben nicht lebenswert und die Zivilisation eine Spiegelfechtere. Lassen Sie mich überlegen: Ein bloßes Vermittlungsangebot wird uns nie viel Einfluß auf die Fassung der Friedensbedingungen einräumen. Die Alliierten werden nicht eher an Frieden denken, als bis einer der Gegner völlig am Boden liegt. Wenn sie es täten, wären sie nicht für lange

von der Bedrohung durch den deutschen Militarismus befreit. Sie werden trachten, dessen Wiederaufkeimen zu verhindern, wenn sie es können. Jedenfalls wird England danach trachten. Denn nach allem ist es in erster Linie und hauptsächlich ein Krieg zwischen England und Deutschland. England ist es, dem der Haß und der Neid Deutschlands gilt und das die Deutschen vernichten würden, wenn sie könnten. Es ist ein Wettstreit zwischen Englands Machtstellung und dem Wunsche der Deutschen, die Welt durch militärische Gewalt allein zu beherrschen. Wenn England gewinnt, wie es schließlich der Fall sein wird, wird dieses die Friedensbedingungen diktieren, die lauten werden: Abschaffung des Militarismus, Entschädigung von Frankreich und Belgien. Und die britische Flotte wird stärker sein denn je und das britische Weltreich inniger vereint denn je, die russische militärische Autokratie aber wird weiter bestehen bis zu einem ferneren Tage. Es wird keine Beschränkung der Rüstungen geben — außer für Deutschland! Und die Vereinigten Staaten werden bei der Festsetzung der Friedensbedingungen nichts mitzureden haben, England wird seine Mammut-Flotte weiter ausbauen, und Rußland wird seine unzählbaren Heere weiter beibehalten.

Aber wenn wir jetzt den Himmel zum Zeugen der unbeschreiblichen Wirkungen der Rüstungen und Kriegsvorbereitungen aufrufen und alle Neutralen auffordern würden, mit uns gemeinsam das Verlangen zu stellen, daß diese aufhören müssen, wenn wir Italien, Spanien, Holland, den skandinavischen und den südamerikanischen Staaten, wenn wir allen sagen würden, der Militarismus müsse mit den Wurzeln ausgerottet werden, so würden sie uns vielleicht zustimmen; sie würden es aber nur um den Preis tun, daß wir hülfe, Deutschland niederzuwerfen. Würde nun eine solche Drohung den Krieg beenden? Oder wie wäre es, wenn wir England sagten: „So, du wünschst den Militarismus auszumerzen? Sehr gut so; wir werden unsere Neutralität widerrufen, wir werden dir Munition und Waffen verkaufen, Deutschland aber nichts geben; wir werden unseren Bürgern erlauben, in deine Armee einzutreten; du kannst unsere Flotte haben, wenn du sie brauchst — aber in welchem Maße wirst du deine eigenen Rüstungen nach dem Kriege einschränken? Wenn wir dir helfen, diesen zu gewinnen?

Vielleicht könnten wir auf diese Weise einen Handel abschließen, wirklich die Rüstungen der Welt einschränken und den Krieg sofort beenden. Denn, so wir alle Lieferungen an Deutschland einstellen und England Waffen gäben, würde der Friede bald kommen.

Könnten wir so eine allgemeine Abrüstung erzwingen oder nicht? England könnte Rußland und Japan zwingen. Und wir könnten den Krieg beenden, der auf andere Art kein Ende nehmen wird, ehe noch andere Millionen von Menschen erschlagen worden sind. Wir brauchten gar nicht zu kämpfen, wir müßten nur Kanonen an England liefern, Deutschland aber Lebensmittel und alle andere Zufuhr vorenthalten und brauchten höchstens zu drohen, daß wir in den Kampf eingreifen würden.

Wenn wir der anderen Seite unseren Vorschlag machten und Deutschland unsere Hilfe anböten, so würde das, abgesehen von der Mühe, die es machen würde, Deutschland unsere Hilfe wirklich zu bringen, nur zu einer Stärkung des Militarismus in Deutschland und damit auf der ganzen Welt führen, und der Rüstungswettstreit ginge weiter wie bisher.

Doch, ich darf Sie nicht länger mit meinen Betrachtungen langweilen. Nur das weiß ich: diese Schlächtereie und Vergewaltigung schreit nach einer Beschreibung. Ein Menschenleben ist nicht so viel wert wie eines Hundes Leben. Ein Vertrag ist ein Fetzen Papier. Niemand kann das Übel durch das Anerbieten seiner „guten Dienste“ oder einer Vermittlung beheben, kein Reden und keine Vernunftgründe helfen da. Der Krieg kann nur durch uns beendet werden, und wir können das nur durch Handeln oder Drohungen erreichen. Wenn das nicht zu machen ist, dann müssen ihn die anderen ausfechten bis zum bitteren Ende...“

Der Morgen dieser Oktobernacht war heraufgekommen. Müde legte sich Walter H. Page zu kurzem Schlaf.

*

Am 26. April 1914 hatte Walter H. Page auf dem Dorfplatz von Stratford, wo man Shakespeares Geburtstag feierte, das Sternbanner enthüllt. Zuvor hatte er, Walter H. Page, der so oft über den Einfluß Shakespeares auf die geistige Kultur der Vereinigten Staaten geschrieben und gesprochen hatte, gesagt, daß der Ge-

feierte der größte Dichter der Welt sei. Diese Szene war hinterher in allen Kinos von London und in denen der großen Städte zu sehen für sechs Pence, Kinder vier Pence. Ja, wovon hatte er damals gesprochen? Ach ja, von dem großen Einfluß, den Shakespeare auf die geistige Kultur drüben noch heute habe und immer haben werde.

*

Mine honour is my life; both growe in one: take honour from me, and my life is done. Ist das nicht bei Shakespeare in Richard II. zu lesen?

Ach ja, nehmt mir die Ehre weg, so ist mein Leben hin....

Aber das sind Dinge, über die nicht ein jeder Bescheid weiß.

Wer wollte behaupten, daß Walter H. Page ein unehrenhafter Mann gewesen sei? Das war er nicht. War er doch ein treuer Diener an seinem Volk. Er hat auch anderen geholfen, wo er konnte. Zudem war er ganz ohne jeden Zweifel einer der klügsten Amerikaner seiner Zeit. Das ist nicht zu verwundern.

War er doch durch die Schule der Weisheit gegangen.

Dieser Weisheit, die die höchste aller Vernunft ist. Die so weise ist, daß sie nicht mehr fragt, ob das, was sie tut, gut oder böse sei. Durch diese furchtbare Schule der Weisheit waren ja Walter H. Page und sein Freund, der Präsident Woodrow Wilson, gegangen.

Ob recht oder unrecht, auf jeden Fall war es außerordentlich praktisch, Deutschland und sein Volk niederzuschlagen.

Viele Engländer waren aus diesem Grunde für den Krieg. Viele Amerikaner auch. Bestimmt Walter H. Page.

*

Man könnte viel über diese Dinge reden. Es hat aber gar keinen Zweck. Sie sind zu wertvoll, als daß man über sie zu Leuten redet, die nur zu denken vermögen.

Sie sind auch nicht von gestern und heute. Vor fast zweitausend Jahren hat sich schon einer mit ihnen beschäftigt. Der sagte damals in der ihm eigenen Art: „Und wenn ich Weissagungen habe, und weiß die Geheimnisse alle und die ganze Erkenntnis, und wenn ich den ganzen Glauben habe zum Bergeversetzen, und habe keine Liebe, so bin ich nichts.“

Es war vernünftig, Deutschland zu töten. Und schließlich, nicht nur der Buchstabe tötet. Auch Maschinengewehre und Vollerstreifer können töten.

Haben die aber erst gearbeitet, dann nützt auch die größte Weisheit nichts mehr. Dann macht die Toten nichts mehr lebendig. Denn der Geist hat dann alle verlassen, die Toten und auch die Lebendigen.

Es ist etwas Grauensvolles um die Schule der Weisheit, durch die Walter H. Page, der Botschafter der Vereinigten Staaten, gegangen war. Ihre Lehren sind ganz ungeheuerlich. Aber ihre Träger wissen das nicht. Im Gegenteil, sie glauben recht zu tun, und darum kann man sie schließlich nicht einmal tadeln.

W. Büxenstein, Berlin SW

SEMINÁRNÍ

Hist.-přír.



KNIHOVNA

oddělení



DER GROSSE FEIERS
UND DIE
TÄNZERIN

Im Mittelpunkt der Handlung steht das zaristische Petersburg des Jahres 1914. Glanzvolle Feste, Kabinettsverhandlungen verschlagener und genialer Diplomaten, Anarchistenitzungen ziehen in bunter Folge an uns vorüber. Um das politische Geschehen kreist die leidenschaftliche Liebesgeschichte zwischen dem Großfürsten Alexius und der Tänzerin Solataja. Sie in ihrer großartigen Kunst und ihrem unbeschreiblichen Reiz ist die Verkörperung des „heiligen Russland“. Ihr steht Rasputin, der Fanatiker, Bauer, Charlatan und Günstling des Zarenpaares gegenüber. Und gerade die Gegenüberstellung der besessenen Frau und des brutalen Muschik bildet einen geradezu erschütternden Kontrast. Man ahnt, daß eine Gesellschaft mit solchen Gegensätzen untergehen mußte.

Das glänzende Hofleben St. Petersburgs ersteht vor uns. In scharf gemeißelten Charakterbildern werden der schwächlich schwankende Zar, der russische Außenminister Sazonow und sein Botschafter Tswolfski, die Franzosen Poincaré und Paléologue, überhaupt alle bedeutenden Gestalten der Epoche gekennzeichnet; alle treten bewußt als Akteure in dem großen Drama der Tage vor dem Kriegsbeginn auf. Wir erleben mit unerhörter Spannung die Vorbereitung des Krieges und die Wirrsale aller menschlichen Leidenschaften und Triebe mit. Schon ahnen wir die kommende Katastrophe. Gefährlich spielt die Wählerarbeit der Anarchisten in das Liebespiel der Tänzerin und des Großfürsten. Lenin begegnet uns. Von den idyllisch-heiteren Sommertagen des Jahres 1914 bis zur russischen Revolution geht es in fiebrhafter Steigerung bis zu den grauenhaften Tschekamorden und dem Zusammenbruch Russlands. Und bei aller dramatischen Lebendigkeit und atemberaubender Spannung wird der Boden historischer Wahrheit nie verlassen; objektiv und ohne jede Gehässigkeit werden die wahren Ursachen des Weltkrieges aufgedeckt — ein neuer, packenderer Beitrag zur Widerlegung der Kriegeschuldlüge.

VERLAG VON REIMAR HOBING IN BERLIN SW 61

So urteilt die Presse

Hamburger Fremdenblatt: Atemraubend ist das Tempo des Buches. Wir erleben mit unerhörter Spannung die Vorbereitungen des Krieges . . .

Neue Freie Presse Wien: Um so erfreulicher berührt eine Publikation gleich Otto Pietschs bedeutsamem Roman. Hier scheint ein von Aktualität förmlich sprühender Stoff durchaus durch Form beherrscht, ist das zeitliche Geschehen immer auch als Symbol eines Typischen und Ewigen geschaut.

Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung: Das psychologische Filigran ist mit unheimlicher Kunstfertigkeit gewoben. Wer griffe noch nach monotonen Dokumentbüchern, wo ihm hier heißes Werden entgegenschlägt mit der Brennglut eines Elementarsturmes?

Saarbrücker Zeitung: Man möchte wünschen, daß ihn jeder Deutsche in die Hand bekäme. Was diesen Roman so wertvoll macht, ist, daß er alle diese Zusammenhänge mit ungeröhnlicher Anschaulichkeit aufhellte und dabei doch keinen Augenblick den Boden der historischen Tatsachen verläßt.

Königsberger Allgemeine Zeitung: Pietsch besitzt eine ganz starke Erzählungskunst und packt den Leser vom ersten bis zum letzten Wort seines Buches, das mit einer für einen Roman seltenen Objektivität die Vorgänge der Revolutionsjahre schildert.

Meklenburger Warte: Der Roman ist sehr gut entwickelt, außerordentlich anschaulich und lebendig erzählt, so daß er zweifellos die weitesten Kreise packen wird.

Baseler Nachrichten: Mit der Kunst eines Meisters sind die einzelnen Gestalten auf den düstern Hintergrund gestellt.

Berliner Börsen-Zeitung: Das empfehlenswerteste Buch ist der glanzendste Beitrag zur Literatur über die Kriegeschuldfrage.

Weser-Zeitung: Pietsch ist zugleich Künstler und Historiker genug, um ein großes objektives Gemälde der unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkrieges zu geben.

Nürnberger Bürger-Zeitung: Was dieses Werk aber noch hinaushebt über andere Meisterwerke der Erzählungskunst, das ist sein großer nationaler Wert.

Hans Delbrücks Urteil: „Ich habe den Roman von Pietsch jetzt gelesen, und ich muß sagen, daß, was hier in Romanform über die Kriegsursachen des Weltkrieges berichtet wird, völlig dem Stande der wissenschaftlichen Forschung entspricht. Ich werde für die Verbreitung dieses Buches gern eintreten.“

Gegen die Kriegsschuldlüge

Soeben erschien im Verlage Cecil Palmer, London, eine englische Übersetzung des Romans von Otto Pietsch unter dem Titel „The Devil's net“. Der bekannte Roman behandelt in Form einer hochdramatischen Darstellung die auf Grund amtlicher Unterlagen exakt dargelegten Ereignisse in den letzten Wochen vor Kriegsausbruch und bildet ein außerordentlich packendes Material zur Darstellung und Widerlegung der Kriegsschuldlüge.

Ohne schönfärberische Absichten wird das Verhalten aller Großmächte in den kritischen Tagen des Kriegsausbruchs dargestellt und mit einer romanhaften Handlung so eng verbunden, daß dem Leser nach der Lektüre des Buches, das die Geschehnisse in einem atemraubenden Tempo vorführt, die Frage der Kriegsschuld aufs deutlichste dasteht. Die einzige Tendenz des Buches ist der Wille zur Wahrheitsdarstellung. Die deutsche Neuauflage erscheint im Verlage Reimar Hobbing unter dem Titel „Der Großfürst und die Tänzerin“, ein Roman aus den Vorkriegstagen.

(Berliner Börsen-Courier 1929, Nr. 387.)

292 Seiten

Kartoniert M. 3.— * Ganzleinenband M. 4,50

Von Otto Pietschs erstem Roman
„Die Abenteuer der Lady Glane“
wurden **über 300 000 Stück** verkauft.

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin **GW 61**